

DEUTSCHE RUNDSCHAU

herausgegeben von Rudolf Pechel

Aus dem Inhalt:

Alfred Frisch Die französische Außenpolitik

Wolfram Daniel Albanien oder die fehlende
Nabelschnur

Kurt Kersten Zur Vorgeschichte
des spanischen Bürgerkrieges

Rudolf Hagelstange Metamorphosen des
Antisemitismus

Gert Kalow Wohin geht der westdeutsche
Film?

80. Jahrgang · Dezember 1954

12

VERLAG DEUTSCHE RUNDSCHAU · BADEN-BADEN

INHALT

ALFRED FRISCH

Die französische Außenpolitik
von de Gaulle bis Mendès-
France 1225

GEORG STADTMÜLLER

Griechenland unter der Re-
gierung des Marschalls Pa-
pagos 1232

WOLFRAM DANIEL

Albanien oder die fehlende
Nabelschnur 1240

KURT KERSTEN

Zur Vorgeschichte des spani-
schen Bürgerkrieges 1251

RUDOLF HAGELSTANGE

Metamorphosen des Anti-
semismus 1255

EGON CONRAD

Die Welt vor fünfzig Jahren 1261

EUGEN KALKSCHMIDT

Über die Ähnlichkeit im Bilde 1267

GERT KALOW

Wohin geht der westdeutsche
Film? 1272

OTTO ZIMMERMANN

Frage 1277

MORITZ LEDERER

Der Sprachkritiker Fritz
Mauthner 1278

WILHELM SCHUSSEN

Die Wildenten 1280

RUNDSCHAU 1281

Einigung über Triest (1281) —
Amerika bleibt in Libyen (1282) —
Aufruf der Deutschen Akademie
für Sprache und Dichtung (1282) —
Georg Forster (1283) — Nach
50 Jahren (1284) — Tagungen
(1285) — Soziologie in unserer
Zeit (1286) — Pannen (1287)

MAXIMILIAN QUESNEL

Das Leben auf der Waage . 1289

HEINRICH RINGLEB

Der Fisch 1294

KARL WASSMANNSDORFF

Abschied 1298

THEATER-RUNDSCHAU

Von Regisseuren, Tänzern,
Mondschiffen und anderen
Planeten 1299

LITERARISCHE

RUNDSCHAU 1303

Redaktion: Stuttgart O, Haußmannstr. 38, Tel. 24 10 67. — Verlag *Deutsche Rundschau*,
Baden-Baden, Schloßstr. 8. — Die *Deutsche Rundschau* erscheint monatlich. Einzel-
preis: DM 1,80, vierteljährlich: DM 5,—, jährlich: DM 18,—, ermäßigter Jahresbezug
für Studierende: DM 12,—, Zuzügl. Zustellgebühr. Bankverbindung: Städtische Spar-
kasse, Baden-Baden, Konto-Nr. 88. Postscheckkonto Deutsche Rundschau Dr. Rudolf
Pechel, Karlsruhe Nr. 720 30. Gültig Anzeigenliste Nr. 3. — Die *Deutsche Rundschau*
veröffentlicht nur Erstdrucke. Nachdruck nur mit Genehmigung der Redaktion. Rück-
sendung unverlangter Manuskripte nur bei Rückporto. — Herausgeber: Rudolf Pechel.

Verantwortlicher Redakteur: Klaus Hoche.

Druck: Pressehaus Geisel & Co., Wiesbaden, Bahnhofstraße 33

Die französische Außenpolitik von de Gaulle bis Mendès-France

Mit Recht oder Unrecht sah man im Scheitern der Europa-Armee (EVG) einen Wendepunkt der französischen Außenpolitik. Mancher Wunsch und manche Vorstellung wurden damit ernstlich in Frage gestellt. Es erhoben sich Zweifel an der französischen Zuverlässigkeit, Zweifel über den zukünftigen Weg des Nachbarlandes. Seine Freunde waren und bleiben besorgt, seine Gegner benutzten die Gelegenheit zur Aktualisierung alter und, wie man hoffen durfte, überholter Anschuldigungen. Es entstand eine europäische Krise, die man nicht zu früh als überwunden ansehen sollte, zumal da sie ihre tieferen Wurzeln in verschiedenen Tendenzen und Kräften hat, die in der Nachkriegszeit von de Gaulle über Bidault bis Mendès-France die französische Außenpolitik beeinflussten und zumindest vorübergehend die von Robert Schuman vertretene moderne europäische Gegenrichtung zurückdrängten.

Projektion der Geschichte auf die Gegenwart

Trotz einer langen Folge von Revolutionen blieb Frankreich nicht zuletzt in der Diplomatie ein traditionsbelastetes Land. Das Testament Richelieus spukt immer noch in den Geistern herum, nicht gerade aus intellektueller Überzeugung, wohl aber als Teil der diplomatischen Erziehung und einer Tradition, die man der Dynamik der modernen Geschichte nicht zum Opfer bringen will. Bis zum nicht mehr abstreitbaren Gegenbeweis, der in dieser Heimat der Logik nicht durch die Erkenntnis geliefert werden kann, sondern allein durch bittere Tatsachen, glaubt man ohne weitere Prüfung an die automatische Anwendbarkeit der Lehren von gestern auf das Heute und das Morgen. Der außenpolitische Horizont ist so mit einer höchst störenden, aus geschichtlichen Urteilen gebildeten Bretterwand vernagelt, wobei man immer wieder vergißt, daß sich im Zuge der Entwicklung die Urteile von gestern in Vorurteile von heute verwandeln.

Der erste Punkt dieses historisch-diplomatischen Glaubensbekenntnisses ist die Allianz mit Rußland. Viel Glück hatte man damit eigentlich nie. Die letzten Vertreter des zaristischen Rußlands lockten den französischen Sparern für Rüstungszwecke Milliardenbeträge aus dem Wollstrumpf, um schließlich in logischer Folge der Unfähigkeiten den französischen Verbündeten bis zur Katastrophe des Sonderfriedens von Brest-Litowsk zu führen. Der nächste Akt begann mit der Anerkennung des Sowjetregimes durch den damaligen Ministerpräsidenten Edouard Herriot und erreichte seinen Höhepunkt mit dem ausgerechnet von einem Pierre Laval unterzeichneten französisch-sowjetischen Freundschaftspakt, was Moskau selbstverständlich nicht daran hinderte, wenige Jahre später

Hitler die Hand zu reichen und für die polnische Morgengabe seinen westlichen Verbündeten mitsamt der ihm sehr teuren „Kleinen Entente“ zu verraten. Stalingrad und der wesentliche sowjetische Beitrag zur Vernichtung des Hitlerregimes wurden dann von der französischen Politik als hinreichende Sühne für die Moskauer Treulosigkeit angesehen. Das klassische Spiel konnte daher kurz vor der deutschen Kapitulation wieder beginnen. Unzufrieden mit den Vereinigten Staaten und mißtrauisch gegenüber Großbritannien begaben sich de Gaulle und Bidault im Bewußtsein der wiedergewonnenen Bedeutung Frankreichs Ende 1944 nach Moskau, um dort in Form eines neuen Freundschaftspaktes einen Eckpfeiler der erhofften kommenden französischen Großmachtspolitik zu pflanzen. Das Idyll war von noch kürzerer Dauer als zu Zeiten Herriots und Laval. An dem Bruch zwischen Ost und West auf der Moskauer Viererkonferenz im Frühjahr 1947 verschied es, beerdigt wurde es am Tage des Prager Staatsstreiches.

Aber selbst diese Enttäuschung, immerhin reichlich bekräftigt durch die innenpolitische kommunistische Gefahr, sollte nicht endgültig sein. Nach Abschluß des Waffenstillstandes in Korea richteten sich die ersten hoffnungsvollen Blicke wieder nach Moskau, seit dem Abschluß des Waffenstillstandes in Indochina verstärkte sich dieser individuelle Flirt zu einer vom innenpolitischen, kommunistischen Einfluß durchaus unabhängigen außenpolitischen Tendenz, die zwar keineswegs ausschlaggebend ist, aber trotzdem höchste Beachtung verdient.

Der zweite Grundpfeiler der französischen Diplomatie ist Großbritannien. Die Geschwindigkeit, mit der sich dieser jahrhundertealte Erbfeind, dem man lange die Verbannung und die Vernichtung Napoleons nicht verzieh und der über Faschoda noch 1898 die Volksseele zum Kochen brachte, in den unentbehrlichsten Verbündeten verwandelte, ist mehr als überraschend und rückt das kommende deutsch-französische Verhältnis in ein optimistisches Licht. Dabei blieb auch diese französische Hinneigung nicht ohne Enttäuschungen. Frankreich dachte bei seinen Allianzen stets zu ausschließlich an seine eigenen Interessen und mußte immer wieder mit entrüstetem Erstaunen feststellen, daß seine Partner es mehr oder weniger vorübergehend im Stiche ließen, wenn sie damit ihrem eigenen National-egoismus einen Dienst erweisen zu können glaubten. Nach dem Ersten Weltkrieg vertauschte Großbritannien sehr schnell seine Bündnispolitik mit seiner klassischen Gleichgewichtspolitik, die zwangsläufig zu einer Begünstigung Deutschlands führte. Jahrelang betrachtete Churchill de Gaulle als „quantité négligeable“, von Teheran bis Potsdam gab es für Großbritannien keine französische Großmacht mehr. Einem britischen General war die Verdrängung Frankreichs aus Syrien und Libanon unter Mißachtung des Widerstandes von de Gaulle zu verdanken. Während des Marshallplanes war das Großbritannien Attlees ständig demonstrativ um ein Zweiergespräch mit den Vereinigten Staaten bemüht, während später Churchill die Tradition der drei Großen von Potsdam wieder aufgreifen wollte. Wirtschaftlich hatte Frankreich in der Zusammenarbeit mit Großbritannien keine glücklichere Hand. 1931 wertete Macdonald das Pfund ab, ohne Paris davon zu verständigen, 1949 wendete Sir Stafford Cripps

trotz des Brüsseler Paktes und des Europäischen Wirtschaftsrates die gleiche unfreundliche Methode an.

All das erschütterte jedoch nicht den französischen Glauben an Großbritannien. Es besteht kein Zweifel, daß die britische Abseitsstellung zahlreiche Franzosen veranlaßte, die EVG zu verneinen und zu bekämpfen. Der schließlich sehr europäische Sozialistenführer, Guy Mollet, lehnte jahrelang, bis über die Ausschaltung Schumans hinaus, aus Rücksicht auf Großbritannien jede kleineuropäische Lösung mit äußerster Energie ab. Auch die Kritik von Mendès-France, die EVG hätte Frankreich von Großbritannien trennen können, entquillt einer ehrlichen Überzeugung. Gerade er träumt von einer neuen Ära der britisch-französischen Verbindung im Interesse einer unabhängigen Außen- und Großmachtspolitik, sowohl dem Osten wie den Vereinigten Staaten gegenüber.

Als dritte Triebkraft der französischen Außenpolitik tritt das Mißtrauen Deutschland gegenüber in Erscheinung. Es gehört derartig stark zum politischen Selbst, daß die deutschfeindlichen Kräfte des französischen Parlaments anläßlich der ersten Debatte über die Londoner Beschlüsse Anfang Oktober 1954 überhaupt nicht merkten, wie stark sie sich in der Kritik der Aktion von Mendès-France von antideutschen Argumenten unerfreulichster Art beeinflussen ließen. Dabei stützt sich das antideutsche Mißtrauen kaum auf eine längere Erfahrung als die Hineigung zu Großbritannien. Mit etwas Übertreibung darf man behaupten, daß die deutsch-französische Erbfeindschaft erst nach Beendigung der britisch-französischen ihre kürzere, aber im Volksbewußtsein vorläufig viel unerfreulicher verankerte Laufbahn begann. Die französischen Deutschland-Vorstellungen sind jedenfalls von erschreckender Engigkeit. Mangels Übersetzung ist ein Großteil des deutschen Denkens selbst der Elite unzugänglich. In der französischen Geisteswelt bilden die Germanisten eine kleine Minderheit. Kaum jemand kennt die Freiheitsdichter des Nachbarlandes, noch schlechter ist es um die humanistische Tradition Deutschlands bestellt. Soweit man sich überhaupt um die mittelalterliche Geschichte kümmert, sieht man im Heiligen Römischen Reich nichts anderes als ein germanisches Machtstreben, ohne Berücksichtigung des ungeheueren geistigen Einflusses, den die lateinische Welt im Laufe einer den deutschen Nationalismus stark eindämmenden, jahrhundertelangen Verflechtung auf das sogenannte germanische Wesen ausübte, während in der gleichen Zeit Frankreich als erstes europäisches Land methodisch und entschlossen den Weg zum imperialistischen Nationalstaat ging. Sowohl für den Durchschnittsfranzosen als auch für den durchschnittlichen Politiker beginnt die deutsche Geschichte erst mit Bismarck. Nicht einmal der Rheinbund, der Napoleon fast bis zur letzten Stunde im Widerspruch zum deutschen Interesse die Treue hielt, wird zur Kenntnis genommen, ebensowenig wie der überwiegende französische Einfluß auf einen der Begründer des Preußentums, Friedrich den Großen.

Mit politischen Willenserklärungen zugunsten einer zukünftigen Zusammenarbeit dürfte es unter diesen Voraussetzungen nicht getan sein. Wichtiger und grundlegender erscheint eine bessere gegenseitige Kenntnis, welche die jetzigen Vorurteile durch echtes Wissen voneinander ersetzt.

Frankreichs Außenpolitik ist ohne ihren nationalistischen Hintergrund nicht zu verstehen. Dieser Nationalismus läuft wie ein roter Faden von de Gaulle über Bidault zu Mendès-France. Bis ins 19. Jahrhundert hinein war für viele Franzosen der Begriff Zivilisation mit demjenigen des französischen Geisteslebens identisch. Wohl kaum ein Volk zeigte bisher so geringes Interesse für das kulturelle Schaffen der Umwelt. Daher auch die verhältnismäßig kleine Zahl von Übersetzungen ausländischer Werke. (Ein gewisser Wandel trat erfreulicherweise in der Nachkriegszeit ein.) Es ist ferner kein Zufall, wenn betont chauvinistische Denker und Geschichtsphilosophen mit teilweise bedenklich politisch-demagogischem Einschlag wie Barrès und Maurras in kurzer Frist selbst von ihren politischen Gegnern als nationales Gemeingut anerkannt und in der einen oder anderen Form zitiert werden. Mancher Gedanke von Maurras, der immerhin von der Vierten Republik wegen seiner politischen Haltung zu lebenslänglichem Kerker verurteilt wurde und noch vor wenigen Jahren als die maßgebende geistige Stütze der faschistischen Doktrin in Frankreich angesehen wurde, kehrt heute bei jenen sich zur Linken zählenden französischen Kreisen wieder, die dem Lande eine besondere internationale Selbständigkeit und eine unabhängige Großmachtpolitik mit mehr oder weniger neutralistischen Grundtendenzen predigen.

Nährboden des Neutralismus in Frankreich ist in erster Reihe dieser Großmachtgedanke und nur sehr nebensächlich der Flirt mit Kommunismus und Sowjetunion. Als de Gaulle sich weigerte, den todkranken Roosevelt kurz nach der Befreiung seines Landes durch amerikanische Truppen in Algier zu treffen, wollte er damit den französischen Großmachtsanspruch vor aller Welt bekunden und den amerikanischen Präsidenten für die nichterfolgte Einladung Frankreichs nach Yalta öffentlich bestrafen. Diesem Großmachttraum blieb Bidault bis zum letzten Tage seiner ersten Außenministerperiode treu, ohne sich der Tatsache bewußt zu werden, daß er damit Frankreich in eine langsam lächerlich werdende Abseitsstellung hineinmanövrierte. In kaum gedämpfter nationalistischer Stimmung trat er viereinhalb Jahre später die Nachfolgeschaft Schumans an und erklärte wiederholt, in Straßburg und in Paris, Frankreich dürfe als selbständige und große Nation in Europa nicht untergehen. In dieser Beziehung war der Schritt von Bidault zu Mendès-France nur klein.

Völlig einig sind sich de Gaulle, Bidault und Mendès-France in der unrealistischen Überschätzung der machtpolitischen Möglichkeiten Frankreichs sowie in dem ständigen Bedürfnis, der Welt klarzumachen, daß das Frankreich von heute dieselben Ansprüche erheben darf wie dasjenige von gestern, das noch nicht durch zwei verhängnisvolle Weltkriege geschwächt war und noch nicht in einem von zwei mächtigen Blocks überragten Europa lebte. Während Bidault an die Möglichkeit glaubte, Frankreichs Großmachtstellung durch das Bündnis mit den Vereinigten Staaten untermauern zu können, sehen de Gaulle und Mendès-France die Lösung in einer selbständigen Außenpolitik nach britischem Vorbild, in einer stolzen Haltung, die es gegebenenfalls wagt, selbst dem Freund ein klares Nein entgegenzuschleudern und ein Stückweit allein einen eigenen Weg

zu gehen. Über die Gefahr, die dabei vom Osten droht, dem jede selbständige Außenpolitik unvorstellbar ist, gibt man sich den erschreckendsten Illusionen hin. Außerdem vergißt man, daß sich Großbritannien in jeder Lage unerschütterlich als Mitglied der angelsächsischen Familie betrachtet und darin die Sicherheit findet, die einem isolierten Frankreich völlig fehlt.

Robert Schuman und das europäische Drama

Als Robert Schuman seinen Parteikollegen Georges Bidault im französischen Außenministerium ablöste, ergab sich daraus aller Wahrscheinlichkeit nach für die französische Außenpolitik eine stärkere Wendung als bei der zweiten Ausbootung von Bidault durch Mendès-France rund sechs Jahre später. Schuman, unterstützt von den fähigsten und weit-sichtigsten Elementen des Brain-Trusts der Vierten Republik, kehrte der unrealistischen Großmachtpolitik entschieden den Rücken. Seiner Überzeugung nach verblieb Frankreich nur noch eine Möglichkeit, um in Zukunft einen maßgebenden Einfluß auf die Weltpolitik auszuüben: die Initiative für die europäische Einigung zu ergreifen, in der Hoffnung, auf diese Weise von einer gleichberechtigten Gemeinschaft als erster Sprecher auserkoren zu werden. Als eine der größten Kolonialmächte der Welt vermochte Frankreich eine doppelte Rolle auf europäischer und welt-politischer Ebene zu spielen. Selbst wenn es in Europa aufging — Bidault sah darin ehrlich überzeugt einen „Untergang“ — behielt es geographisch seine internationale Stellung und durfte damit, mehr oder weniger direkt, seinen Anspruch auf die erste Geige im europäischen Konzert begründen. Schuman war zudem einer der wenigen französischen Politiker, der Deutschland besser als aus der oberflächlichen Perspektive der französischen Schulbücher kannte und gleichzeitig nicht im Banne Großbritanniens stand.

Seine Europapolitik stützte sich gleichzeitig auf seine vorausgegangenen langjährigen Erfahrungen als französischer Finanzminister. Er wußte, und behielt damit bis zum heutigen Tage recht, daß sein Land zur struk-turellen Erneuerung und Gesundung nur unter einem äußeren Druck bereit sein wird. Der einheitliche europäische Markt mit seiner einen verwurzelten französischen Protektionismus ausschließenden französischen Konkurrenz zwang Frankreich zur Erneuerung und zur Ausnutzung seiner ihm verbleibenden ungeheueren Kräfte und Reichtümer im Mutter-lande sowie in den überseeischen Gebieten. Daneben dachte er mit eben-falls unbestritten gebliebener Berechtigung an die Notwendigkeit der Verteidigung der wirtschaftlichen europäischen Selbständigkeit gegenüber den Vereinigten Staaten und einem sich in dynamischer Entwicklung be-findenden Sowjetblock.

Aus dem Fehlschlag der EVG darf man kaum auf ein Scheitern Schu-mans schließen. Aller Wahrscheinlichkeit nach drückte er der franzö-sischen Nachkriegspolitik seinen Stempel stärker auf als de Gaulle und Mendès-France. Er zeigte ihr nämlich in völliger Abkehr von ihrer ver-wurzelten Tradition den neuen europäischen Weg, den unabhängig von seinen etwaigen Absichten auch Mendès-France gehen muß, weil er, wie er selbst erklärte, zu der Überzeugung kam, daß bereits sechs Jahre nach

Beginn des Experimentes Schumans die europäische Idee bis zur Anerkennung der Notwendigkeit übernationaler Einrichtungen im überwiegenden Teil der öffentlichen Meinung seines Landes Fuß faßte.

Das europäische Drama ist vielleicht weniger der Fehlschlag der EVG als die vorübergehende Verkettung einer großen Idee mit einer nur zeitlich bedingt gewesenen strategischen Notwendigkeit. Von Anfang an erkannte Robert Schuman diese Gefahr, von Anfang an sah er in der Europa-Armee eine unglückliche Notlösung. Der amerikanischen Politik ist nur schwer ein Vorwurf zu machen, wenn sie nach dem Angriff in Korea auf einen baldigen deutschen Militärbeitrag bestand und zur Überwindung der französischen Widerstände die von Frankreich vorgeschlagene Lösung der Europa-Armee annahm, um sie dann mit verbissener Energie bis zum bitteren Ende zu verteidigen. In Frankreich selbst wurde auf diese Weise der traditionswidrige, aber trotzdem keineswegs abgelehnte Gedanke der europäischen Einigung mit der sehr unliebsamen Vorstellung einer deutschen Wiederaufrüstung verbunden. Es wäre ein Wunder gewesen, wenn eine junge Idee eine derartige Belastung auf die Dauer hätte ertragen können. Es bedurfte des Fehlschlages der EVG und der wenige Wochen später paradoxerweise fast widerstandslos hingenommenen deutschen Wiederaufrüstung, um dem französischen Volke selbst seine weitgehende Bereitschaft zum europäischen Aufbau zu verdeutlichen.

Dies bedeutet aber nicht, daß eine geschickte Politik die schwere europäische Panne vom 30. August 1954 nicht hätte verhindern können. Schumans Schwäche lag in der Beschränkung seines außenpolitischen Interesses auf das deutsch-französische Problem. Die Vernachlässigung Indochinas und Nordafrikas wurde ihm mit Recht schwer übelgenommen und war für seine Kaltstellung zweifellos ausschlaggebender als seine Europapolitik. Die europäischen Kräfte Frankreichs entbehrten ferner während langer Jahre des erforderlichen Selbstbewußtseins. Sie handelten als schüchterne Pioniere in einer Zeit, in der sie durch eine geschickte und keineswegs übermäßige Propaganda bereits einen beachtlichen Teil der Öffentlichkeit hätten mobilisieren können. 1952, nach der Unterzeichnung der EVG, war Frankreich durchaus reif für die Verwirklichung des europäischen Vertragswerkes. Parlamentarisch-taktische Erwägungen führten aber dann immer wieder zu Verzögerungen. Maßgebenden Politikern des europäischen Lagers war ihr persönlicher Ehrgeiz wichtiger als die Außenpolitik ihres Landes. Besonders verhängnisvoll erwies sich der 1952 vorhandene Gegensatz zwischen dem Ministerpräsidenten Pinay und dem ihm damals gegen seinen Willen aufgedrängten Außenminister Schuman. Erst 18 Monate später fanden sich diese beiden Politiker auf gemeinsamer außenpolitischer Ebene, nachdem der ursprünglich nur finanz- und wirtschaftspolitisch orientierte Pinay den Sinn der Europaarmee verstand und sich bis zum bitteren Ende des Zwischenaktes der EVG dafür restlos einsetzte. Hätte Pinay im gleichen Geiste im Herbst 1952 der französischen Nationalversammlung die Ratifizierung der EVG empfohlen, würde diese Einrichtung jetzt zu den europäischen Selbstverständlichkeiten gehören.

Die Rückkehr Bidaults in das Außenministerium Anfang 1953 brachte eine weitere Verzögerung. Es steht außer Zweifel, daß dieser Nachfolger und persönliche Widersacher Schumans während langer Monate die Ratifizierung der EVG durch Frankreich vereiteln wollte und erst Anfang 1954 die europäische Politik Schumans wieder mit einiger Energie aufnahm. In diesem Augenblick war es wahrscheinlich zu spät, weniger infolge internationaler Hypothesen als wegen der zunehmenden Unentschlossenheit einer innerlich bis zum Äußersten ungeeinten Regierung. Mendès-France konnte dann nur noch als Liquidator erscheinen. Er war nie ein Freund der EVG. Man darf es ihm daher nicht übelnehmen, wenn er sein Schicksal mit dieser Einrichtung nicht verketteten wollte, nachdem so zahlreiche, als europäisch bekannte Persönlichkeiten in dieser Frage so unglücklich versagten: Pinay, René Mayer, Laniel als Freund Paul Renauds und, vor allen Dingen, Georges Bidault.

Vor 80 Jahren in der Deutschen Rundschau

Bei einem im Jahre 1869 verhafteten Individuum fand man 32 verschiedene Instrumente, welche der Verbrecher sich selbst zubereitet hatte, und von denen mehrere einen so hohen Grad von Kunstfertigkeit verriethen, daß dieselben die Zierden einer Mustersammlung von Werkzeugen hätten bilden können. Die Wiener Verbrecher sind ohne Ausnahme, sobald sie Geld in der Tasche haben, leichtsinnige Verschwender; ist eine Operation gelungen, so wird die Beute an einen der vielen Diebshehler verkauft und der Erlös getheilt. Es gilt als Regel, daß sich die Theilnehmer hierauf zerstreuen und Jeder für sich das unrecht erworbene Geld auf möglichst rasche Weise vergeudet. Die Zusammenkunftsorte der Verbrecher bieten denselben überreichliche Gelegenheit, sich des Inhaltes ihrer Börse schnell zu entledigen. Ein geglückter Raubzug macht den Einbrecher nicht nur verschwenderisch, sondern auch freigebig. Er tractirt die Genossen und das leichtsinnige Volk, welches sich schnell um Denjenigen drängt, der den Besitz einiger überflüssiger Gulden verräth. Von dem splendiden Diebe heißt es dann im Kreise seiner Umgebung, er hat es „niedergehen lassen“, oder er hat „Krenn gemacht“ — Bezeichnungen, die in der Verbrecherwelt so viel bedeuten, als das Gelingen eines größeren Diebstahls.

(Max Huybensz, „Die Verbrecherwelt von Wien“.
1. Jahrgang, Heft 12.)

Griechenland unter der Regierung des Marschalls Papagos

Der Austausch von Staatsbesuchen zwischen Deutschland und Griechenland — Bundeskanzler Adenauer im März 1954 in Athen, Ministerpräsident Marshall Papagos im Juli 1954 in Bonn und München — hat das deutsche Interesse hingelenkt auf die jüngste griechische Entwicklung, die auch zu einer beträchtlichen Verstärkung der deutsch-griechischen Beziehungen auf wirtschaftlichem und kulturellem Gebiet geführt hat.

Griechenland ist ein armes Land, das von der Natur recht stiefmütterlich ausgestattet worden ist. Die Landschaft ist zum größten Teile karg und wenig fruchtbar, drei Viertel des Landes sind gebirgig, die Flüsse sind nicht schiffbar, die Verkehrsverhältnisse sind auch noch heutigen Tages verbesserungsbedürftig. Mit dieser Ungunst der natürlichen Voraussetzungen liegt die griechische Politik seit je in einem schweren Kampf. Als das Land nach fast 400jähriger leidvoller türkischer Herrschaft und nach einem blutigen Freiheitskrieg im Jahre 1829 wieder an den Aufbau eines eigenen Staates gehen konnte, hatte es einen schwierigen Weg vor sich. Aber es wurde trotz der Ungunst der Verhältnisse ein erstaunliches Aufbauwerk geleistet. Was so an wirtschaftlichem Leben und an staatlicher Ordnung im Laufe eines Jahrhunderts langsam aufgebaut worden war, wurde im Zweiten Weltkrieg und in den darauf folgenden Jahren des kommunistischen Bürgerkrieges einer vernichtend schweren Belastungsprobe unterzogen.

1940 begann für Griechenland der Krieg. Nachdem es sich erfolgreich gegen den italienischen Angriff verteidigt und die angreifenden italienischen Divisionen auf albanisches Gebiet zurückgedrängt hatte, folgte durch das deutsche Eingreifen die deutsch-italienische Besetzung. Durch Krieg und Besatzungszeit hatte Griechenland schwer gelitten. Doch noch furchtbarer waren die auf den Abzug der deutschen Truppen folgenden Jahre. Der kommunistische Bürgerkrieg im Lande brachte unbeschreibliche Zerstörungen. Blühende Oliven- und Tabakpflanzungen wurden vernichtet, 350 000 Häuser sanken in Trümmer, das Eisenbahnnetz, ohnedies durch die Kriegsjahre schon beschädigt, war schließlich zu drei Vierteln zerstört, 1 500 000 Flüchtlinge und Kriegsbeschädigte lagen auf der Straße. Nur mit solchen Opfern haben die Griechen ihr Land, diesen so wichtigen Eckpfeiler im strategischen System des Westens, dem bolschewistischen Kräfteblock wieder abgezwungen.

Der Neuaufbau des Landes begann mit einem gewaltigen Ausmaß an Schwierigkeiten und Belastungen.

Sieben Jahre hatten Griechenland in raschem Wirbel sechsundzwanzig Regierungen und mit ihnen eine große Unstetigkeit in die griechische Politik gebracht. Die Kräfte des Landes waren in zahlreiche Parteien aufgesplittet, und eine starke politische Führung kam nicht zustande. Die Bemühungen um den wirtschaftlichen Neuaufbau des Landes konnten überhaupt erst 1948 — nach der Niederringung des kommunistischen Bürgerkrieges — einsetzen. Sie blieben in den Anfängen stecken, und wirtschaftlich war Griechenland nichts als ein riesiges Subventionsunternehmen mit Hilfe amerikanischer Kredite. In den Jahren von 1944 bis 1952 erhielt Griechenland insgesamt mehr als 2 Milliarden Dollar amerikanischer Hilfe — ohne die Militärhilfe, deren genaue Höhe nicht bekannt ist. Der Wiederaufbau einer Armee verschlang gewaltige Summen.

Aber schon 1950 kündigte sich als konservative Gegenbewegung gegen das Versagen des formaldemokratischen Systems der politische Vormarsch des Generals Papagos an. In seiner „Griechischen Sammlung“ sollten sich alle vaterlandliebenden Kräfte zusammenfinden. Bei den dritten Parlamentswahlen von 1951 zog er ins Parlament ein, errang aber noch nicht die Mehrheit.

Die vierten Parlamentswahlen brachten dann die große Wende. Die kleinen Splitterparteien verschwanden völlig. Im Parlament vertreten waren nur noch drei Parteien.

Der klare Wahlsieg, zu dem das griechische Volk der Partei „Nationale Sammlung“ des Marschalls Papagos am 16. November 1952 verhalf, brachte einer nationalen Regierung die eindeutige Mehrheit. 239 der 300 Parlamentssitze hatte die „Nationale Sammlung“ sich erkämpft. Diese Mehrheit versprach Stabilität und geordnete Verhältnisse. Damit hatte die Regierung Papagos für alle Verhandlungen — besonders auf wirtschaftspolitischem Gebiet — eine festere und tragfähigere Grundlage als alle vorhergehenden Regierungen und damit eine Handlungsfreiheit auf lange Sicht. Im Innern konnte zunächst die Aufgabe in Angriff genommen werden, den übermäßig aufgeblähten Beamtenapparat wieder auf ein erträgliches Maß zurückzuführen.

Heute sind es vor allem die wirtschaftlichen Dinge, die Griechenland auf den Nägeln brennen.

Seine Standfestigkeit gegenüber dem kommunistischen, von Moskau und (bis 1948) von Tito unterstützten Bürgerkrieg hat Griechenland im ganzen westlichen Lager einen hohen politischen und moralischen Kredit verschafft, der sich auch wirtschaftlich auswirkte: ohne die großzügige amerikanische Hilfe hätte Griechenland in den ersten Jahren nach dem Kriege überhaupt nicht leben können.

Als Marschall Papagos im November 1952 die Regierung übernahm, sah er sich trotz dieser ersten „Blutspende“, die das am Boden liegende Griechenland von Amerika erhalten hatte, noch immer vor außerordentliche wirtschaftliche Schwierigkeiten gestellt. Ihnen mußte daher sein besonderes Augenmerk gelten. Und wirtschaftliche Tatsachen waren es, die ihn bewogen, einen „Minister für wirtschaftliche Koordination“ zu ernennen, einen Mann also, der die verschiedenen Aufgabenbereiche eines

Wirtschafts-, Finanz-, Landwirtschafts-, Verkehrsministeriums und verwandter Ministerien aufeinander abstimmen sollte. Er berief dazu seinen langjährigen Mitarbeiter, den damals 43jährigen Rechtsanwalt *Spyros Markezinis*, der die ihm übertragene Aufgabe mit großer Tatkraft anging.

Die Regierung griff mitten hinein in den verwickelten Knäuel der wirtschaftlichen Probleme. Es ging ihr dabei auch darum, den Kontakt mit dem Volke nicht zu verlieren, weshalb Markezinis der breiten Bevölkerung von Zeit zu Zeit die Regierungsmaßnahmen durch Rundfunkansprachen erläuterte. Es dürfte der Regierung Papagos gelungen sein, populär zu werden und zu bleiben, trotz einschneidender Maßnahmen, wie sie z. B. die Währungsreform darstellte. Die Regierung verstand es auch in geschickter Weise, unpopuläre und erwünschte Maßnahmen in günstiger zeitlicher Reihenfolge miteinander zu verbinden und aufeinander abzustimmen. Auch wußte sie sich der amerikanischen Teilnahme und praktischen Hilfe zu versichern, ein Moment, das auf die öffentliche Meinung des griechischen Volkes stets beruhigend wirkte.

Zunächst wurden am 3. Januar 1953 die Nationale Bank und die Bank von Athen miteinander verschmolzen. Diese Maßnahme diente zur Vereinfachung finanzieller Fragen und der banktechnischen Verwaltung sowie zur Durchführung steuerrechtlicher Reformen. Die Steuern waren überhöht, und das ganze Steuersystem war zu kompliziert. Auch waren die Bankzinsen viel zu hoch und bedurften dringend der Senkung, wenn nicht jegliche wirtschaftliche Unternehmungslust gelähmt bleiben sollte. Vor allem jedoch war die Verschmelzung der beiden großen Banken im Hinblick auf die seit langem angestrebte und vorbereitete Währungsreform unumgänglich notwendig.

Die Notwendigkeit einer einschneidenden Währungsreform war seit langem erkannt. Auch die vorhergehenden Regierungen hatten die Augen vor dieser Notwendigkeit nicht verschließen können. Umfangreiche Beratungen wurden angestellt, eine besondere Währungskommission wurde zur Planung der Vorbereitungen eingesetzt.

Der Rat des International Monetary Fund wurde eingeholt, und man versicherte sich seiner Zustimmung. Die früheren griechischen Regierungen hatten freilich infolge ihrer geringeren innerpolitischen Stetigkeit gar nicht die Möglichkeit, die allgemein als notwendig betrachtete Währungsreform in Angriff zu nehmen. Die Regierung Papagos mit ihrer absoluten Mehrheit verstand es, auch den Zeitpunkt der Durchführung glücklich zu wählen. Sie hatte die bankmäßigen Fragen geregelt, sich also einer Kontrolle über den Geldumlauf versichert, ebenfalls auch einer Kontrolle über Warenverkehr und Einfuhren, einen Ausgleich des Staatshaushaltes — denn das Defizit war bisher beträchtlich gewesen — und eine leichte Entspannung der internationalen Lage abgewartet.

Schließlich wurde am 9. April 1953, also fünf Monate nach der Regierungsübernahme durch Marschall Papagos, die Währungsreform als Angleichung der Drachme an den Dollar durchgeführt. Der Umrechnungskurs, der bislang 15 000 Drachmen pro Dollar betrug, wurde auf 30 000 Drachmen umgestellt. Dieser neue Kurs dürfte die wirkliche Kaufkraft der Drachme richtig wiedergeben, und er hat dann auch tatsächlich zur

Normalisierung der Währungs- und überhaupt der Wirtschaftsverhältnisse entscheidend beigetragen. Die Währungsreform wurde so zu einer geglückten Maßnahme und hat Wirtschaft und Handel, Einfuhr und Industrialisierung wesentlich angekurbelt und ausländische Investitionskredite angelockt. Die Drachme ist heute eine stabile Währung. Daß die Preise im Inland nach der Währung überhaupt gehalten werden konnten, verdankte Griechenland vorwiegend amerikanischen Lebensmitteleinfuhren im Werte von rd. 35 000 000 Dollar. Mit Einführung der Währungsreform wurden auch die bestehenden Beschränkungen für Einfuhren aufgehoben, das Kreditwesen allerdings wird vom Staate kontrolliert. Ohne an eine Rückkehr zur liberalen Freiwirtschaft zu denken, vertritt man die Meinung, die wirtschaftspolitischen Eingriffe des Staates auf wirklich notwendige Fälle zu beschränken.

Zur Durchführung des großen Wirtschaftsprogrammes war die Kredithilfe der USA weiterhin unentbehrlich. Um sie zu erreichen, reiste Koordinationsminister Markezinis im Frühsommer 1953 mit einer starken Abordnung von griechischen Wirtschaftsfachleuten nach Amerika. Er brachte in die dortigen Besprechungen ein nüchternes und realistisches Programm mit, das auch die amerikanischen Gesprächspartner überzeugte. Zu Hilfe kam ihm in diesen Verhandlungen das moralische Ansehen, das sich Griechenland durch seinen jahrelangen Abwehrkampf gegen die kommunistische Gefahr errungen hatte. Markezinis scheint es in diesen Verhandlungen mit ebensoviel Geschäftstüchtigkeit wie politischem Takt verstanden zu haben, jede wirtschaftliche Hilfe, die Amerika Griechenland gewähren würde, als einen Beitrag zur militärischen Stärkung Griechenlands und damit auch der gesamten westlichen Welt erscheinen zu lassen.

Der Erfolg seiner Reise war ungewöhnlich. Am 9. Mai 1953 schon hatte die amerikanische Regierung eine Regierungserklärung veröffentlicht, in der sie ihre Bewunderung für die griechischen Leistungen zum Ausdruck brachte und die hohen Verteidigungsaufgaben Griechenlands gegen eine mögliche Aggression erwähnte, die Entschlossenheit der griechischen Regierung lobend vermerkte, die Aufstellung eines langfristigen Investierungsprogramms begrüßte, die Fortsetzung der wirtschaftlichen und militärischen Hilfe für Griechenland befürwortete und Kredite hierfür im Rahmen der Mutual Security für das folgende Haushaltsjahr zur Verwirklichung dieses langfristigen Programms beantragte.

Insbesondere wurde das griechische Programm zur Investierung von Kapitalien von seiten der amerikanischen Fachleute fast vollständig gebilligt. Die USA erklärten sich bereit, große amerikanische Kapitalinvestitionen in Griechenland zu unterstützen. Auch gelang es, das Interesse der Weltbank für den griechischen Wirtschaftsplan zu gewinnen und die Fortsetzung der amerikanischen Wirtschaftshilfe für 1953 in Höhe von 80 Millionen Dollar zu erreichen.

Die griechischen Pläne zum Ausbau der wirtschaftlichen Möglichkeiten sind teilweise von riesenhaften Ausmaßen und können ohne umfassende — insbesondere amerikanische — Kapitalhilfe nicht verwirklicht werden. Ihre Durchführung würde das Nationaleinkommen wesentlich erhöhen,

den Lebensstandard heben und der Arbeitslosigkeit fühlbar zu Leibe rücken können. Dieses Programm steht im Zeichen der folgenden politischen und wirtschaftlichen Zielsetzungen:

1. Straffung der Staatsführung, nachdem die formale Apparatur der parlamentarischen Demokratie gegenüber den Aufgaben der Gegenwart versagt hat,

2. Sicherung des Landes gegen den von den sowjetischen Satellitenstaaten befürchteten Angriff,

3. Umbau des Wirtschaftsgefüges durch eine maßvolle Industrialisierung,

4. Wiederaufbau des Außenhandels, insbesondere mit Deutschland.

Nachdem die ersten beiden Ziele als erreicht gelten können, bleiben die wirtschaftspolitischen Aufgaben. Vordringlich ist hier die Aktivierung der noch ungenutzten wirtschaftlichen Möglichkeiten durch Ausbau der künstlichen Bewässerung, Steigerung der elektrischen Energieversorgung, sowie Ausbau der verhältnismäßig noch schwachen Industrie.

Für den Ausbau der künstlichen Bewässerung sind 22,4 Millionen Dollar vorgesehen. In Mazedonien sollen Bewässerungsanlagen für fast 1 Million Hektar Land errichtet werden. Für das Acheloos-Tal (in Nordwestgriechenland), das häufig von Überschwemmungen heimgesucht wird, ist ein ähnlich umfassender Plan aufgestellt. Hier sollen durch den Bau von zwei Staudämmen 50 000 ha geschützt und bewässert werden. Ferner hofft man, in Zusammenarbeit mit dem Nachbarstaat Türkei die Bewässerung der Landschaft am Unterlauf der Maritza (Ewros) durchführen zu können. Auch an den kleineren Flüssen Nestos (in Thrazien) und Kalamas (in Epirus) sollen ebensolche Pläne durchgeführt werden.

Die Ausführung all dieser Pläne dürfte 8 bis 10 Jahre in Anspruch nehmen; hier eröffnet sich also der griechischen Industrie ein erhebliches Betätigungsfeld auf lange Sicht. Nach Vollendung dieser Bewässerungsanlagen hofft man nach amtlichen Verlautbarungen, daß Griechenland sich aus der eigenen landwirtschaftlichen Erzeugung ernähren kann. Gegenüber einer solch optimistischen Prognose wird man freilich etwas skeptisch sein müssen.

Auch die Pläne zur Versorgung mit elektrischem Strom sind sehr weitreichend. Sollten sie in geplantem Ausmaß tatsächlich durchgeführt werden, so würden Landwirtschaft und Industrie in den kommenden Jahrzehnten einen unvergleichlichen Aufschwung nehmen können. Bereits im Bau befinden sich ein Dampfkraftwerk in Aliwari (auf Euböa) und Wasserkraftwerke in Agra (in Triphylien), sowie an den Flüssen Ladon (im Peloponnes) und Luros (in Epirus). Die Gesamtkosten hierfür betragen 2,6 Millionen Dollar. Durch ihre Vollendung würden das nördliche und das südliche Stromnetz Griechenlands miteinander verbunden werden. In Planung sind weitere Kraftwerke. Zunächst sollen alle Anstrengungen konzentriert werden auf ein neues Dampfkraftwerk von 40 000 kW Leistung, das bei Ptolemais (in Westmazedonien) errichtet

werden soll. Es soll dann die Fertigstellung des Kraftwerkes an dem Fließchen Megdowa (östlicher Nebenfluß des Acheloos) folgen, das mit einem Baukostenaufwand von 15,5 Millionen Dollar eine Leistung von 84 000 kW erbringen soll. Noch riesenhafter ist das „Acheloos-Projekt“, das die Wasserkräfte des nordwestgriechischen Flusses Acheloos für die Stromversorgung nützen soll. Dieser Plan hat solch gewaltige Ausmaße, daß sich warnende Stimmen ablehnend geäußert hatten. Denn er würde nicht nur 54 000 000 Dollar kosten und dann freilich 184 000 kW zur Verfügung stellen, sondern auch das gesamte Landschaftsbild entscheidend umwandeln.

Der Ausbau der elektrischen Energieversorgung ist die wichtigste Voraussetzung der geplanten Industrialisierung, die ganz und gar im Vordergrund aller wirtschaftspolitischen Erwägungen steht. Daher folgen die Industrialisierungspläne an Dringlichkeit unmittelbar den geschilderten Projekten auf dem Gebiete der elektrischen Energieversorgung. Die anderen Aufgaben müssen dahinter zurücktreten, wenn sie auch nicht völlig vernachlässigt werden. So ist der Bau von 500 neuen Schulen vorgesehen. Besonders gefördert werden soll der Straßenbau, vor allem der Ausbau der Verbindungen nach Jugoslawien und der Türkei. Weiter zurück auf der Stufenleiter der Dringlichkeit steht die Hebung des allgemeinen Lebensstandards. Jene Bevölkerungsschichten, die nicht, wie Industrie, Handel und Landwirtschaft, von den Wirtschaftsplänen der Regierung unmittelbaren Gewinn ziehen werden, also vor allem Arbeiter, Angestellte und kleine Beamte, können erst später bedacht werden. Die Anstrengungen der Regierung richten sich zunächst auf die Industrialisierung, durch die vor allem neue Arbeitsmöglichkeiten für das überbevölkerte Griechenland geschaffen werden sollen. Daneben dürften mancherorts auch militärische Erwägungen eine Rolle spielen. Die Investitionen, die für die Großindustrie (75 Millionen Dollar) und für verschiedene andere Industrien (42 Millionen Dollar) vorgesehen sind, dürften sich wohl in verhältnismäßig kurzer Zeit bezahlt machen.

Angesichts der Bedeutung, die das Öl beim Fehlen von Kohle für die griechische Wirtschaft besitzt, wird die Errichtung von Ölraffinerien als vordringlich betrieben. Ferner ist der Ausbau der Stickstoff-, Magnesium- und Aluminiumindustrie geplant. Auch an die Auswertung der eisen-nickelhaltigen Erze von Larymna (in Lokris) ist gedacht. Ein weiterer Programmpunkt ist die Anlage von Zuckerfabriken. Die für den Aufbau einer Zuckerindustrie erforderlichen Investitionen sind freilich sehr hoch. Vielleicht aus diesem Grunde hat dieser Punkt als einziger im griechischen Wirtschaftsprogramm nicht die amerikanische Billigung gefunden. Man dürfte in den USA der Meinung sein, daß Griechenland nach Durchführung der anderen großen Vorhaben aus eigenen Kräften in der Lage sein werde und müsse, dieses umfassende Projekt zu verwirklichen.

Die Regierung Papagos hat die großen wirtschaftspolitischen Aufgaben mit Entschlossenheit und Umsicht angepackt. Schon im Anlauf gewann sie ein großes Vertrauen dadurch, daß es ihr als erster der zahlreichen Nachkriegsregierungen gelang, den *Staatshaushalt* wieder in Ordnung zu

bringen. Seit 25 Jahren war der Staatshaushalt für 1952/53 zum ersten Male wieder ausgeglichen, ja es gab sogar einen kleinen Überschuß, den man der Industrialisierung zufließen ließ.

So wichtig auch für Griechenland der Beitrag der USA zur Wiedergesundung seiner wirtschaftlichen Verhältnisse ist, so wenig darf übersehen werden, daß die USA, ebenso wie Großbritannien und Frankreich, für einen Warenaustausch mit Griechenland keinen natürlichen Partner auf lange Sicht darstellen. Der überragende Partner der griechischen Außenwirtschaft war vor dem Kriege Deutschland, wobei die geographische Nähe und die strukturelle Ergänzungsfähigkeit der beiden Länder zusammengewirkt haben. Daß Deutschland wieder in diese von der Natur vorgezeichnete Stellung einrückt, darauf scheint die jüngste Entwicklung hinzuweisen. Die Handelsbeziehungen zwischen beiden Ländern könnten sich, da sich beide Volkswirtschaften glücklich ergänzen, wie früher, vor dem Zweiten Weltkriege, ideal gestalten. Griechenland ist vor allem an der Ausfuhr seines Tabaks und an der Einfuhr von Halbfertig- und Fertigwaren interessiert.

Vor dem Kriege ging ein überwältigend großer Teil der griechischen Ausfuhr nach Deutschland (1938 für rd. 35 Millionen Dollar = 38,4 v.H. der gesamten griechischen Ausfuhr, 1939 für 22,6 Millionen Dollar = 27,5 v.H.). In den Nachkriegsjahren kam der Handel zwischen Deutschland und Griechenland zunächst völlig zum Erliegen. Und es dauerte Jahre, bis wieder ein lebhafter Handelsaustausch einsetzte. Es besteht seit dem 12. Februar 1951 ein inzwischen mehrmals erneuerter und erweiterter Handelsvertrag zwischen Deutschland und Griechenland. 1951 hatte die griechische Ausfuhr nach Deutschland wieder einen Wert von rd. 20 Millionen Dollar (= 20 v. H.), 1952 bereits von rd. 36 Millionen Dollar (= 30 v. H. der griechischen Ausfuhr). Aus Deutschland hatte Griechenland 1938 für rd. 38 Millionen Dollar eingeführt (= 28,8 v. H. seiner Einfuhr), 1939 für rd. 33 Millionen Dollar (= 29,9 v. H.). 1951 waren es schon wieder Einfuhren im Werte von rd. 27 Millionen Dollar (= 9,7 v. H.), 1952 von rd. 42 Millionen Dollar (= 12,1 v. H. der griechischen Einfuhren). Dieses beachtliche Wiederansteigen des deutsch-griechischen Handelsverkehrs ist um so bemerkenswerter, als es sich 1951 und 1952 nur um den Handelsverkehr zwischen Griechenland und der Bundesrepublik handelt, während die oben angegebenen Zahlen für 1938 und 1939 den Handelsverkehr Griechenlands mit dem gesamten deutschen Reichsgebiet betrafen.

Der Hauptausfuhrartikel Griechenlands war stets der Tabak, der vorwiegend in Mazedonien und Thrazien angebaut wird. In den Jahren vor dem Zweiten Weltkriege betrug die jährliche Tabakausfuhr Griechenlands rd. 50 000 t, was mehr als zwei Fünftel der gesamten griechischen Ausfuhr ausmachte. Nach dem Kriege sank auch die Tabakausfuhr erheblich (1950: 25 000 t; 1951: 31 000 t). Vor dem Kriege wurde sehr viel griechischer Tabak in Deutschland verbraucht; es bezog aus Griechenland etwa 22 000 t jährlich. 1948 waren es hingegen nur 2000 t, jedoch war die Zahl im Wirtschaftsjahr 1951/52 bereits wieder auf 10 000 t gestiegen.

Eine große Schwierigkeit für die Wiederherstellung der griechischen Tabakausfuhr nach Deutschland liegt in der geschmacklichen Umgewöhnung des deutschen Rauchers. In den ersten Nachkriegsjahren hatte sich der deutsche Raucher durch das alleinige Angebot amerikanischen Virginatabaks vollkommen auf diesen Geschmack umgestellt. Der griechische Tabak ist „leichter“, das heißt, er hat erheblich weniger Nikotin als andere Sorten. Außerdem wird er seines angenehmen Aromas wegen auch gern zu Mischungen verwendet. Die Vorliebe für die griechischen Tabake war in Deutschland verloren gegangen, man war an die leichte „Orientzigarette“ nicht mehr gewöhnt. Erst allmählich finden die deutschen Liebhaber wieder zu ihr zurück.

Vor allem die Tabakausfuhr, besonders nach Deutschland, ist für Griechenland eine wirtschaftliche Lebensfrage. Weitere Ausfuhrwaren von Wichtigkeit sind Oliven und Olivenöl, Orangen, Zitronen, Feigen, Rosinen, Korinthen und Sultaninen. Auch Griechenlands Weinausfuhr ist nicht unbedeutend (Samos). Eine — aufs ganze gesehen — geringere wirtschaftliche Rolle spielen Schwämme, pharmazeutische Pflanzen und Baumwolle.

Karg und bescheiden ist der Boden Griechenlands. Um so anerkennenswerter sind die Versuche, die es unternimmt, aus diesen geringen Möglichkeiten etwas zu machen. Wenn seine schwierige Lage auf die Dauer zum Besseren gewendet werden soll, so müssen die großzügigen wirtschaftlichen Pläne der Regierung Papagos auch tatsächlich durchgeführt werden. Die politische Voraussetzung eines solchen Aufbauwerkes auf lange Sicht ist die Stetigkeit der Regierungsführung. Marshall Papagos hat dies klar erkannt. Rückschauend auf die erste Spanne seiner Regierungszeit darf man wohl sagen, daß die Regierung Papagos es nicht an Entschlossenheit fehlen ließ, ohne dabei in die Gefahr eines autoritären Kurses zu verfallen. Bei ihrem Versuch, ihrem von der Natur mit so kargen natürlichen Reichtümern bedachten Lande die notwendige wirtschaftliche Stabilität zu geben und ihm gleichzeitig die politische Freiheit zu erhalten, hat sie durch loyales Verhalten zur Opposition immer die demokratischen Spielregeln gewahrt.

Was machst du Freund, so viel Spektakel,
Kehrst uns den Glauben um nach neuer Regel?
Ich mind'stens glaube lieber zehn Mirakel,
Als einen Hegel.

Grillparzer
(auf David Friedrich Strauß)

Albanien oder die fehlende Nabelschnur

Änderungen und Schwierigkeiten beim Hoxha-Regime

Der Außerordentliche und Bevollmächtigte Botschafter Pankows in Albanien, Erhard Scheffler, gab aus Anlaß des fünfjährigen Bestehens der DDR in Tirana einen Empfang, an dem auch Enver Hoxha*) teilnahm. Hierbei fiel auf, daß Scheffler einen Kotau nach dem anderen vor dem albanischen Diktator machte und daß der neue Ministerpräsident Mehmet Chehu diesem nach kommunistischem Protokoll wichtigen Empfang fernblieb, auf dem andererseits der Botschafter K. D. Lewitschkin als Vertreter der UdSSR anwesend war. Wie reimt sich das mit den Meldungen zusammen, Hoxhas Stellung sei erschüttert?

Als am 19. Juli 1954 die sieben Wochen vorher „gewählten“ Abgeordneten der albanischen Volksversammlung zu ihrer ersten Tagung innerhalb der III. Legislaturperiode zusammentraten und einstimmig beschlossen, Enver Hoxha als Ministerpräsidenten abzurufen, die Regierung umzubilden und Mehmet Chehu mit der Führung der neuen Regierung zu beauftragen, nahmen die Gerüchte über einen angeblichen Sturz Hoxhas kein Ende. Ja, Ende August hieß es sogar, er sei verhaftet und würde demnächst vor Gericht gestellt. Das alles entsprach nicht den Tatsachen. In Albanien war das geschehen, was Moskau bereits vorher in anderen Volksdemokratien hatte durchexerzieren lassen: die Lösung der Personalunion von Partei- und Regierungschef. Enver Hoxha gab den Posten des Vorsitzenden des Ministerrates auf, um Erster Sekretär des Zentralkomitees zu werden (nachdem zum selben Zeitpunkt die bisher von ihm ausgeübte Funktion eines Generalsekretärs der Partei aufgehoben und durch die Schaffung der Funktionen eines Ersten Sekretärs des ZK ersetzt worden war). Er sagte dazu: „Ich werde nunmehr alle meine Kräfte in den Dienst unserer heroischen Partei stellen. Indem das ZK diese organisatorische Maßnahme zur Trennung der Funktionen . . . traf, hat es dafür gesorgt, daß Leitung, Hilfe und Kontrolle der Partei und des ZK vollkommen und entscheidend sind, weil von dieser Leitung und Hilfe die Stärkung unserer Volksmacht und der zentralen und örtlichen Organe der Staatsmacht . . . abhängt.“ Der ehrgeizige, in der Mitte der Vierziger stehende Hoxha beendete seine Laufbahn nicht, sondern festigte seine Karriere durch Beibehaltung der Führung im wichtigsten Instrument der Diktatur, im Zentralkomitee der Albanischen Partei der Arbeit.

Die von westlichen Rundfunkstationen genährten Hoffnungen des albanischen Volkes, Hoxhas Rücktritt als Regierungschef würde Erleichterungen bringen, wurden inzwischen grausam enttäuscht. Das ZK und somit Enver Hoxha ordnete durch die Regierung Mehmet Chehu allgemeine Normerhöhungen, Zwangsarbeiter-Bauvorhaben für die Verbesserung der Verkehrslage, weitere Kollektivierungen und eine Verschärfung des Justiz-Terrors an. Der Vorsitzende des Obersten Gerichtes, Shuaip Panariti, wurde

*) Die richtige Schreibweise des Namens des albanischen Diktators ist Hoxha und nicht Hodscha. Der Verfasser.

seines Amtes enthoben und durch den Hoxha-Freund Aranit Tschela ersetzt, der bereits mit dem Justizminister Bilbil Klossi und dem Innenminister (Chef der Geheimpolizei) Generalmajor Kadri Hazbiu eine neue Verfolgungswelle gegen passive und potentielle „Staatsfeinde“ einleitete. Aranit Tschela ist der Mann, der dem albanischen ZK eine Denkschrift über die „Liquidierung potentieller Gegner“ vorlegte und für diese Bevölkerungsgruppe, die praktisch die Mehrheit des Volkes umfaßt, eigene Strafsenate einrichtete, von denen nur Zwangsarbeits-Urteile verhängt werden. Mehmet Chehu dagegen überließ man mit seinem 1. Stellvertreter und Minister für Landesverteidigung, Generalleutnant Beqir Balluku, den Kampf gegen die aktiven Gegner und die Partisanen. Ein Kampf, der seit Jahren ohne wesentlichen Erfolg geführt wird und der schon einer Reihe von Prominenten die Stellung gekostet hat . . .

Und noch ein Beispiel für Hoxhas Position. Als Anfang September einige Abgeordnete des italienischen Parlamentes (es handelte sich um Kommunisten) Albanien besuchten, wurden sie zuerst von Enver Hoxha empfangen. 24 Stunden später stellte man sie dem neuen Ministerpräsidenten Mehmet Chehu vor. Man weiß seit langem, welches Gewicht man diesen unbedeutend erscheinenden Protokollfragen in bolschewistischen Ländern zur Erforschung der Situation beimessen muß. Mehmet Chehus einzige Regierungstat von Belang war bisher die Verkündung einer Preissenkung für Massenbedarfsgüter, die am 1. Oktober 1954 in Kraft trat. Diese Senkung wurde aber vom ZK beschlossen. Im übrigen betrifft die Ermäßigung (es ist erst die dritte in zehn Jahren kommunistischer Herrschaft) bei Lebensmitteln nur Mehl- und Zuckerwaren und bei Industrieerzeugnissen Konfektions- und Haushaltsartikel. Hierbei wurden die Preise zwischen 6 und 14 v. H. gesenkt, lediglich bei Baumaterialien wurde diese Prozentzahl überschritten. Die von der Regierung Chehu voreilig propagierte Herabsetzung der Preise für Butter, Fette und Fleisch mußte auf Antrag des ZK unterbleiben. Der stellvertretende Landwirtschaftsminister Maqo Chome resignierte vor seinen Beamten: „Es gibt Genossen, die unsere Meinung bezüglich der Preis-Reduzierung nicht teilen.“

Dieses Ministerium bekam die starke Hand Hoxhas jetzt erneut zu spüren. Es hatte die für das IV. Quartal 1954 genehmigten Kredite in Höhe von 14 Millionen Lek auch zur Ausgabe an noch nicht enteignete Bauern vorgesehen, um die Erzeugung im kommenden Jahr zu steigern. Enver Hoxha jedoch war dagegen. Er fuhr auf die Kolchose Rembec, Kreis Korca, und hielt eine Ansprache, in der er den Kolchosniken demonstrativ versprach, nur sie allein würden Kredite von der Regierung erhalten — „Ich verspreche euch das im Auftrag des ZK“. Noch am selben Tag revidierte das Ministerium seinen Standpunkt. Dabei hätte die geplante Kreditbewilligung an Einzelbauern die Voraussetzung für eine bessere Ernte im Jahre 1955 bedeutet, denn die Zahl der Kolchosen in Albanien ist sehr gering. 1953 gab man offiziell bekannt, daß es 118 (hundertachtzehn) „Landwirtschaftliche Produktionsgenossenschaften“ gebe. Bis zum Herbst 1954 erhöhte sich ihre Zahl auf 139 — in diese wenigen Kolchosen steckt man aber Unsummen, um sie am Leben zu erhalten. Mit den Mitteln, die von 1946 bis heute für die Gründung und Erhaltung von Kolchosen ausgegeben wurden, hätte man Zehntausenden von Einzelbauern wirksame Hilfe und der Bevölkerung dadurch mehr Lebensmittel verschaffen können. So aber wird seit Jahren das Geld für noch nicht einmal 7000 in den Kolchosen zusammengefaßte Bauernfamilien (in jeder Kolchose arbeiten durchschnittlich 50 Familien) verpulvert. Die Bedeutung aber, die der Landwirtschaft in

Albanien zukommt, geht schon daraus hervor, daß der wieder bestätigte Landwirtschaftsminister Husni Kapo nach wie vor Stellvertreter des Ministerpräsidenten ist und in der Regierungsliste an zweiter Stelle rangiert.

Hoxhas Bestreben geht dahin, die nach dem Kriege an Landarbeiter durch Bodenreform verteilten 172 000 Hektar in staatlichen Besitz zu bringen. Er hofft, daß diese neue Schicht auf dem Lande am ehesten bereit ist, in die Kolchosen einzutreten — durch Kreditverweigerung versucht die Partei, ihnen die Lust an der Bearbeitung eigenen Bodens zu nehmen. Wider Erwarten jedoch ging diese Rechnung nicht auf: die selbständig gewordenen Landarbeiter klammern sich an ihren Boden und denken nicht daran, Kolchosniken zu werden. Enver Hoxha hat immer noch nicht eingesehen, daß sich diese Schicht fest in das bestehende System und in die Front des traditionellen Bauerntums eingefügt hat und sich nun wie dieses verhält. So kommt es, daß die Kolchosen heute in Albanien erst 23 800 ha Land in ihrem Besitz haben. Der Terror beißt sich an den alten und den neuen Einzelbauern die Zähne aus. Gesagt sei noch, daß von den 7000 zum Kolchos-Eintritt gezwungenen Familien fast jede vorher durch Verhaftung, Deportation und Verurteilung einen Substanzverlust erlitt — sonst gäbe es heute in Albanien noch nicht eine einzige Kolchose!

Kredite und Befreiung von der hohen Ablieferungsquote wären an sich das Gebot der Stunde. Drei Jahre hintereinander wurden weite Anbauggebiete von Naturkatastrophen heimgesucht. Erst kam es zu Überschwemmungen, dann zu Dürren und schließlich wieder zu Überschwemmungen. Man entschloß sich nur in der Zadrime-Ebene, wo das Land besonders stark verwüstet wurde, für ein Jahr die Bauern von der Ablieferungspflicht zu entbinden. Dagegen brauchen die 28 über Albanien verstreuten Staatsgüter (keine Kolchosen), obwohl sie nur geringfügig betroffen wurden, für die nächsten zwei Jahre überhaupt nichts mehr abzuliefern. Ähnlich steht es mit den privaten Anbauern von Baumwolle. Von den 36 000 ha, die gegenwärtig mit Baumwolle bebaut sind (9,2 v.H. der gesamten albanischen Anbaufläche), sind nur wenige tausend Hektar in staatlichem Besitz. Während die verstaatlichten Baumwollanbauer nur 5 Doppelzentner je Hektar abzuliefern brauchen, fordert man von privaten Anbauern 6,5 dz (der Durchschnitts-Bruttoertrag stellt sich in Albanien auf 7—7,5 dz je ha). Den Zuckerrüben-, Tabak-, Mais- und Reisbauern geht es nicht besser. Jeder hat Rückstände in der Ablieferung und weiß nicht, wie er sie abdecken soll. Trotzdem schreitet das Regime nicht zur rücksichtslosen Kollektivierung dieser Wirtschaften — man hätte trotz des gerade in Albanien blutigen Terrors im Handumdrehen einen Aufstand am Hals. Erst voriges Jahr entschloß sich Tirana, die Rückstände der Jahre 1949 bis 1952 zu erlassen, es bestand keine Aussicht, sie je hereinzubekommen. Nichtsdestotrotz hat man die neuen Ablieferungsquoten in der alten Höhe festgesetzt. So dreht man sich immer im Kreise und kommt nicht voran.

Die einzige Hoffnung der albanischen Landwirtschaft besteht in der Anlage von Bewässerungssystemen, die der Staat seit einigen Jahren auch vornimmt. Bisher wurden über 200 Kanäle aller Größen angelegt oder renoviert, die eine Fläche von fast 60 000 ha bewässern. Das größte Objekt ist der Kanal Kavaja—Peqin, der auf 42 km Länge ein Gebiet von rund 3000 ha erschließt. Zweifellos hat der Bau dieser Kanäle die Anbaufläche Albaniens gegenüber früher erheblich gesteigert. Mit welchen Mitteln aber wurde das erreicht? Man setzte unter unmenschlichen Bedingungen, die nur in der UdSSR vergleichbare Parallelen haben, Zwangsarbeiter ein. Die Menschen nennen diese Kanäle „Blutwasser“ — was wohl alles sagt. Am Vjossa-

Levan-Fieri-Kanal (15 000 ha Bewässerung) sollen zwischen 1100 und 1400 Menschen umgekommen sein, am Museke-Kanal (6000 ha Bewässerung) waren es nach einem Augenzeugenbericht 380 Personen. Am schlimmsten jedoch geht es jetzt noch an dem Terbuf-Sumpfsee zu, der zum Baumwoll-Anbau meliorisiert werden soll. 40 000 ha Land will man hier gewinnen. Je 45 Hektar-Landgewinnung kostet bei diesem Projekt einen Toten — die Zustände in den beiden Terbuf-Zwangsarbeiterlagern sind unbeschreiblich. Man setzt hier auch gefangene Partisanen ein. Ihre Lage ist hoffnungslos, da man sie — auch bei Verhängung einer Freiheitsstrafe — physisch vernichten will.

Wie steht es mit der albanischen Industrie? Der Kandidat des ZK, Mihal Prifti, erklärte dazu im Industriezentrum von Elbasan: „Unserer Industrie geht es oft wie einer Regentonne, der die Regenrinne fehlt. Sie ist auf das angewiesen, was zufällig vom Himmel fällt!“ Für die meisten Zweige der albanischen Wirtschaft läßt sich kein besserer Vergleich finden. Die Nabelschnur — die Landverbindung zum Herrschaftsbereich Moskaus — ist seit dem Abfall Titos gerissen. See- und Luftverkehr vermochten diese Verbindung auch nicht im Kleinen wieder zu knüpfen oder zu ersetzen. Der Säugling unter den kommunistischen Satellitenstaaten liegt außerhalb des großen sowjetischen Brutofens und muß sehen, wie er sich am Leben erhält. Und aus diesem Grunde engagiert sich Moskau wenig. Die üblichen Geschäftspraktiken lassen sich hier nur schwer realisieren: nur eine Winzigkeit investieren und dann das Mehrfache abschöpfen.

Die UdSSR versprach viel, hielt aber so gut wie nichts. Da ist z. B. das Erdöl-Zentrum zwischen Elbasan und Berat in Mittel-Albanien. Im Fünfjahresplan (1951 bis 1955) ist für die industrielle Ausrüstung dieses Gebietes eine Milliarde Lek vorgesehen. Bisher stellte man jedoch nur 290 Millionen Lek zur Verfügung. Tirana weigerte sich, weitere Investitionen vorzunehmen, weil die UdSSR zugesagte Maschinen- und Ausrüstungslieferungen nicht ausführte. Eine Reihe wichtiger Projekte konnte infolgedessen nicht weitergeführt werden. Zunächst ist da einmal die große Hochspannungsleitung nach den weit im Norden gelegenen E-Werken von Shkoder (auch Shkodra oder Skutari), von Rubik und am Mati-Fluß. Diese Leitung ist für die Realisierung aller industrieller Pläne lebenswichtig — sie besteht bis heute nur aus einigen Bruchstücken. Man verfügt wohl über Kupfer aus eigenen Bodenschätzen, es fehlt jedoch völlig an Leitungsmasten und technischen Anlagen. Nur eine behelfsmäßige Leitung zu dem östlich Tirana gelegenen „Lenin“-Wasserkraftwerk (1951 bereits in Betrieb genommen!) versorgt heute mit schwankender Leistung das Elbasaner Gebiet. Ursprünglich war dieses Werk eigens für die Stromversorgung der Hauptstadt Tirana erbaut worden. Auch der wichtige Hafen von Durazzo sollte von hier beliefert werden. Im Erdöl-Kombinat Berat ist man gegenwärtig völlig auf die dem zivilen Sektor zustehende Energie angewiesen. Eine weitere Schwierigkeit stellen die Bohrtürme für die 10 km nördlich Berats errichteten Erdölfelder dar. Die UdSSR lieferte einmal eine Anzahl von Pumpwerken — sie konnten aber meistens nicht installiert werden, weil man keine Bohrtürme hatte. Die nach Berat entsandten zwei Dutzend sowjetischer Spezialisten (in ganz Albanien beläuft sich ihre Zahl jetzt auf 810) schlagen seit langem ihre Zeit mit der Pflege dieser Pumpen tot . . .

Mit ähnlichen Krisen haben ihre Kollegen im nordöstlich von Berat befindlichen Ölkombinat „Stalin“ zu kämpfen. Hier erreicht zwar die Förderung 80 v. H. des Planes, man weiß jedoch nicht, wo das Öl raffiniert werden soll. Die seit 1952 im Bau befindliche Öl-Raffinerie von Zerrik (bei

Elbasan) kann mit dem dazugehörigen Wärmekraftwerk trotz zahlloser Sonderverpflichtungen, erhöhter Arbeitszeit und trotz Zwangsarbeiter-Einsatzes nicht fertiggestellt werden. Es fehlt an der maschinellen Ausrüstung. Auch die Arbeiten an der geplanten Öl-Leitung nach Zerrik sind ins Stocken geraten. Die Erdarbeiten sind nahezu vollendet — es wurde jedoch noch kein Meter Rohr verlegt, da die Industrie das Material nicht zu liefern vermochte. Laut Plan sollten bei Aufnahme der Erdarbeiten die Leitungsrohre bereits angefahren werden.

Besonders kritisch ist es um das neue Erdölgebiet von Patos (südwestlich von Berat) bestellt. Sowjetische und rumänische Geologen hatten hier beachtenswerte Öl-Vorkommen festgestellt. Obwohl an dieser Stelle die Förderung größere Erfolge verspräche als in Berat, ist man über die Probebohrungen noch nicht hinausgekommen. Die Industrie konnte auch nicht eine einzige der verlangten Anlagen liefern — im Frühjahr 1951 war ihre Lieferung noch von der UdSSR zugesagt worden. Moskau sandte jedoch nur einige Traktoren für die Kolchosen und ließ dann nichts mehr von sich hören. Seit drei Jahren liegt jetzt dieses reiche Vorkommen ungenutzt.

Wenn in den einzelnen publizierten Plänen für die jeweiligen Quartale immer wieder zu lesen steht, daß die Erdölproduktion nicht erfüllt wurde, so geht das letztlich auf das Nicht-Einhalten sowjetischer Versprechungen zurück. Eine Unzahl einander widersprechender Meldungen soll das Ausmaß der Planrückstände verschleiern. Im Jahre 1938 förderte Albanien 310 000 t Erdöl — das Plansoll für 1953 sah eine Förderung von 450 000 t vor. In Wirklichkeit förderte man nur 341 000 t, das waren genau 10 v. H. mehr als der Stand von 1938. Um eine viel größere Produktionserhöhung vorzutauschen, setzt Tirana die Förderung von 1938 einfach niedriger an und operiert daraufhin mit entsprechend gewaltigen Prozentzahlen. Zudem ist die Ausfuhr von Erdöl — für *sowjetische Rechnung* nach Italien! — sehr gering, und auch der Zwangsexport in die UdSSR entspricht nicht den „stolzen Produktionserfolgen, die ein Mehrfaches der Vorkriegs-Förderung ausmachen“. Am bezeichnendsten für diesen ganzen Komplex aber dürfte wohl sein, daß die Einwohner Albaniens in den staatlichen Verkaufsstellen ständig vergeblich nach Öl fragen — sie fragen ebenso ständig wie vergeblich.

Die übrigen industriellen Anstrengungen Albaniens beschränken sich auf den Bau von Fabriken für Konsumgüter, für Textilien und zur Lebensmittelverarbeitung. Die Schwerpunkte sind: Schkoder (Textil-Kombinat, Häutefabrik), Tirana (Textil-Kombinat „Stalin“), Rubik (Kupfer-Kombinat, E-Werke), Elbasan (Öl- und Holzverarbeitungs-Kombinat), Rogoshina (Baumwoll-Entkörnungs-Werk), Vlora (Zement-Kombinat, Tannin-Extraktfabrik), Fiera (Baumwoll-Kombinat), Maliq (Zucker-Kombinat) und die neue zwischen Berat und Elbasan errichtete Arbeiterstadt „Stalin“ (Erdöl-Kombinat). Das größte Bauvorhaben des Landes ist das seit Jahren im Bau befindliche Wasserkraftwerk „Enver“, das in sehr schwierigem Gelände unter großen Menschenopfern gebaut wird und einmal eine Kapazität von 20 000 Kilowatt haben soll. Der durch Verträge an die UdSSR gebundene Außenhandel ist unwichtig und ganz von Moskau abhängig. Als z. B. im Frühjahr 1954 Nordalbanien von verheerenden Schneestürmen heimgesucht wurde und eine Hungersnot mit Epidemien ausbrach, durfte Tirana nicht im Land geförderte Bitumine ausführen, um damit schnell lebensnotwendige Waren einzukaufen. Es mußte wochenlang warten, bis im Mai das sowjetische Handelsschiff „Woroschilow“ in Durazzo 40 000 Zentner Roggen löschte und Medikamente brachte (die Naturkatastrophen ereigneten sich im Februar

und nochmals Ende März). Das in der ersten Aprilhälfte eingelaufene erste sowjetische Hilfsschiff „Nogin“ hatte nur Funktionäre des sowjetischen „Bundes der Gesellschaft des Roten Kreuzes“ und des „Roten Halbmondes der UdSSR“ an Bord, die sich mit der Situation vertraut machen wollten. Was sie mitbrachten, waren die für ihren eigenen Verbrauch bestimmten Waren...

In den gebirgigen Gegenden kam es darauf zu Protestaktionen, die von den Partisanen unterstützt wurden. Enver Hoxhas Geheimpolizei Sigurimi bestieg das von der UdSSR für Versorgungsflüge zur Verfügung gestellte Sonderflugzeug und wurde in rollenden Einsätzen in die Unruhezentren gebracht. Als bekannt wurde, daß Tirana mit diesem Flugzeug, das laut Zeitungsmeldungen Hilfe in die Unglücksgebiete bringen sollte, seine verhaßten Staats-Sicherheits-Dienstleute heranbrachte, griff der Aufstand weiter um sich. Man mußte die Grenztruppen abziehen, um wenigstens die einzelnen Ortschaften wieder in die Hand zu bekommen. Dadurch gelang es aber wiederum anderen Gegnern, über die Grenze nach Jugoslawien zu entkommen. Von den 1,81 Millionen Albanern fliehen jährlich zwischen 12 000 und 15 000 nach Griechenland und in jugoslawisches Territorium.

Die vielfach beschriebene Partisanenbewegung gibt es wirklich in Albanien. Es handelt sich um viele kleine und kleinste Gruppen, die dem Regime mit der Waffe Widerstand leisten. Sie leben in unzugänglichen Gegenden und können sich nur halten, weil sie von der Bevölkerung passive und aktive Unterstützung bekommen. Bei Gefahr wechseln sie auch oft auf jugoslawisches Gebiet über, wo man ihnen keine Schwierigkeiten bereitet, wie auch die Flüchtlinge bei Tito auf Grund seines Minderheitengesetzes gut behandelt werden und ihre Freizügigkeit behalten (auch die Waffen!). In Jugoslawien leben eine albanische Minderheit von 500 000 Personen und viele Zehntausende albanischer Flüchtlinge. Die Freiheitsbewegung hat Auftrieb erhalten, nachdem die nicht-kommunistischen Balkanländer mehrfach versichert haben, sie würden auch bei Änderung der politischen Verhältnisse in Albanien nie dessen staatliche Unabhängigkeit antasten. Bisher hatte Hoxha mit einigem Erfolg viele seiner Landsleute bei der Stange halten können, indem er ihnen weismachte, ein nicht-kommunistisches Albanien würde unter den anderen Balkanstaaten aufgeteilt werden. Wer heute in Albanien den Satz aus dem Balkanabkommen der freien Nationen zitiert „Die Unabhängigkeit Albaniens ist das wichtigste Element des Friedens und der Stabilität auf dem Balkan“, wird ins Gefängnis geworfen. Auch wer unvorsichtig ist und bei Verhören die Kenntnis dieser Erklärung zugibt, geht der Freiheit verlustig. Die großen KZ-Lager von Ferma, Kansis, Peqin/Kavaja, Tepeleni, Malik-See, Luschnie, Kakarrik, Saranda, Berat, Kamza und Petrela sind immer überfüllt. Die berüchtigtsten Untersuchungsgefängnisse der Geheimpolizei Sigurimi befinden sich im Hafen Durazzo, in der Hauptstadt und in Shkoder (sie sind jeweils mit 1000 bis 1200 Häftlingen belegt).

Die Spionen-Hysterie hat in Albanien unbeschreibliche Formen angenommen. Die geringste Denunziation genügt, um einen Menschen grausamen Verhören zu unterziehen. Am Skanderbeg-Platz im Zentrum Tiranas hat man im „Museum des Nationalen Befreiungskampfes“ eine ständige Ausstellung über die „Agentenabwehr“ eingerichtet. Wie in einem Wachfiguren-Kabinett hat man hier diverse Saboteure in Lebensgröße aufgestellt. Schaufensterpuppen wurden amerikanische Feldblusen überzogen, Fallschirme aufgeschnallt, Maschinenpistolen umgehängt und Dolche an den Handgelenken befestigt. Daneben bauten erfindungsreiche Funktionäre Gift-Flaschen,

Raketenpistolen, Sprengkörper, Funksender mit deutlichem „Made in USA“, Chiffriercodes, Bündel von Dollarnoten und gefälschte Pässe auf und drapierten diesen ganzen Plunder mit den entsprechenden Transparent-Texten. Auf großen Tafeln wird angegeben, wie vieler Staatsfeinde man in den einzelnen Jahren habhaft geworden ist. Aus diesen Texten geht hervor, daß in Albanien seit Jahren schon eine Art von inoffiziellm Ausnahmezustand herrscht und daß das Regime nicht nur Gewehr bei Fuß, sondern mit Gewehr im Anschlag steht. Die Liste der Opfer ist ungeheuerlich. Ein Zehntel des albanischen Volkes wanderte seit der kommunistischen Machtergreifung in die Zuchthäuser, KZ-Lager oder starb einen qualvollen Tod in den Kellern der Sigurimi. 34 v. H. der KP-Mitglieder blieben bei den verschiedenen Säuberungen auf der Strecke. Die Zahl der in Albanien in den vergangenen 10 Jahren liquidierten Partei- und Staatsführer ist prozentual höher als die Zahl der Tscheka- und NKWD-Opfer in den ersten 10 Jahren von Stalins Herrschaft!

Die Macht, auf die sich Enver Hoxha stützt, hat ihr Rückgrat in 4100 Sigurimi-Beamten, 18 000 Mann Gendarmerie (Hilfstruppe der Sigurimi) und einer unbekannten Anzahl von Grenzschutz-Bataillonen (man spricht von vier überstarken Bataillonen mit je 1600 Mann). Diese Helfer der Diktatur sind auf Gedeih und Verderb an die Machthaber gekettet, da sie sich an unzähligen Verbrechen beteiligt haben und fast alle bei Änderung der Verhältnisse mit Strafverfolgung (und der Rache der gerne Selbstjustiz übenden Albaner) rechnen müssen. Nicht so sehr politische Überzeugungstreue hält sie zusammen, sondern die Zugehörigkeit zu einem politisch-kriminellen Ringverein, dessen Mitglieder vogelfrei werden, wenn dieser Verein auseinanderbricht. Nur damit ist oft die Skrupellosigkeit und die nicht zu schildernde Art des Terrors zu erklären, an der sich auch untere Chargen ohne besondere Aufforderung beteiligen. Seit einiger Zeit pflegt man in Albanien Verurteilte öffentlich in ihren Heimatorten zu hängen. Die Henker nimmt man aus den örtlichen Sicherheitsorganen.

Die reguläre Armee hat zwischen 45 000 und 55 000 Mann unter Waffen. Sie ist schlecht ausgerüstet und verfügt über verschiedene Waffentypen aus der UdSSR, der CSR und aus den Beständen der früheren deutschen Wehrmacht. Sogar ältere italienische Modelle findet man noch in den Ausbildungs-Regimentern. Von geschlossenen schweren Einheiten kann man in Albanien nicht sprechen. Die wenigen motorisierten Artillerie- und Panzergruppen fallen kaum ins Gewicht, sie sind vornehmlich zum innerpolitischen Schutz der großen Kombinate bestimmt. Überdies machen die gesamten Streitkräfte durchaus den Eindruck einer Bürgerkriegsarmee, die auf die Abwehr antikommunistischer Gegner im eigenen Land und auf die Abwehr der in die Nachbarstaaten emigrierten und bewaffneten Landsleute gedrillt wird. Der militärische Wert dieser Truppe ist gering, sie könnte nie einen Aggressionskrieg führen, weil die meisten Soldaten überlaufen würden. Sold, Verpflegung, Behandlung und Einkleidung spotten jeder Beschreibung — ein wüster Haufen, der nur durch die Polit-Kommissare zusammengehalten wird. Spannungen bestehen auch zur Gendarmerie und zum Grenzschutz, die im Besitz all dessen sind, was der Armee fehlt und was für sie einfach nicht zu beschaffen ist. Waffenlieferungen usw. gehen ausschließlich an die erstgenannten Sonder-Einheiten. Kein Mensch weiß, warum Tirana seine Volksarmee überhaupt unterhält, sie ist praktisch wertlos und im Ernstfall nur eine Gefahr für das Regime. Die Sowjetunion hat nur wenig zur Landesverteidigung beigetragen. Von ihr entsandte Offiziere und Ausbilder widmen sich vornehmlich dem Grenzschutz und der Gendarmerie

und begutachteten vor längerer Zeit die Möglichkeiten zum Einsatz von Flugzeugen, Kriegsschiffen und Küstenverteidigungsmitteln. Seit dem Abfall Titos stagniert aber auch das. Das in Albanien stationierte Jagdgeschwader, dem auch einige Bomber angeschlossen wurden (ein eigener Bomberverband fehlt ganz), verfügt nur über die ältesten sowjetischen Typen und hat in der Hauptsache Aufklärungs- und Transportaufgaben. Diese fliegenden Särge stehen auf vier Flugplätzen und werden nur wenig eingesetzt, noch keine hundert Albaner wurden auf ihnen fliegerisch ausgebildet. Im Ernstfall würde es ihre Aufgabe sein, die russischen Berater auszufliegen.

Von einer albanischen Kriegsmarine kann nicht gesprochen werden. Es gibt nur einige wenige Küstenschutzboote, die allerdings mehrfach durch Behinderung der Adria-Fischerei ernste Spannungen hervorriefen. Der immer wieder behauptete Ausbau des Saseno-Stützpunktes zur sowjetischen U-Boot-Basis gehört ins Reich der Fabel. Hier gibt es nur die alte instandgesetzte Küstenverteidigungs-Stellung, der keine überragende Position zukommt. Weder bombensichere U-Boot-Bunker, noch in die Felsen eingesprenzte Kasematten wurden hier errichtet. Sowjetische Kriegsschiffe wurden nur einmal in Albanien gesichtet — und das war am 1. Mai 1954, als sowjetische Kriegsschiffe unter Admiral Sergej Gorskow zu einem offiziellen Besuch eintrafen. Es war dies auch die erste Fahrt sowjetischer Flotteneinheiten (es handelte sich um den Kreuzer „Admiral Nachimoff“ und zwei Zerstörer) durch den Bosphorus und die türkische Dardanellen-Meerenge nach Beendigung des Zweiten Weltkrieges. Die Durazzo anlaufenden Schiffe hatten vorher die türkische Regierung um Genehmigung zur Durchfahrt gebeten und auch erhalten. Es kann keine Rede davon sein, daß in der Vergangenheit oder Gegenwart sowjetische Kriegsschiffe über feste Stützpunkte in Albanien verfügten und verfügen. Dasselbe trifft für die Luftwaffe zu. Nicht ein einziges militärisches Kommando — Heeresabteilung, Geschwader oder Kriegsschiff — der UdSSR ist in Albanien oder dessen Gewässern stationiert. Moskau denkt gar nicht daran, Albanien militärisch zu verteidigen. Es wäre auch aussichtslos. Das Interesse der UdSSR an allen albanischen Streitkräften besteht nur darin, daß diese Einheiten sich nicht eines Tages gegen das kommunistische Regime in Tirana wenden, sondern es vielmehr stützen. Das ist auch die Aufgabe der sowjetischen Militärmission in Albanien (Chef ist General J. Sokolow) und der militärischen Berater in der Armee (Chefs sind General D. Kurbanow und General V. Glabow). Im übrigen ist es Enver Hoxhas Wunsch, daß möglichst viele Sowjets im Lande sind — sie sollen der Bevölkerung vortäuschen, daß Moskau Albanien nie im Stich lassen wird, und daß es vergeblich ist, Hoffnungen auf eine bessere Zukunft zu nähren. Die Zahl dieser Berater verringert sich jedoch immer mehr.

Hoxhas Furcht ist nach Lösung Jugoslawiens aus dem Kominform, wie bereits gesagt, verständlich. Er betrachtet die außenpolitische Situation mit gemischten Gefühlen. Der Balkan-Pakt hat ihn vollends isoliert und der latenten inneren Opposition Auftrieb gegeben. Nahe der Grenze hat sich auf jugoslawischem Gebiet der „Rat des Freien Albanien“ etabliert, der sehr rührig ist und Radiobotschaften nach Albanien sendet. Auch Flugblattaktionen (offiziell von der Tiraner Zeitung „Zeri i Popullit“ bestätigt) werden unternommen, die dem System sehr zu schaffen machen. Da nach wie vor weite Teile des albanischen Volkes Analphabeten sind, muß man sich der Karikaturen bedienen. Es gibt auch Lücken in der Grenze, durch die Pakete mit Lebensmitteln und Medikamenten sowie anderen lebensnotwendigen, in Albanien knappen Dingen geschleust werden. Das alles gibt mit

den letzten beruhigenden Erklärungen der nicht-kommunistischen Balkanstaaten vielen Einwohnern das Gefühl, nicht vergessen zu sein. Diese Entwicklung ist von unschätzbarem Wert, da bisher vielfach die Meinung vorherrschte, Albanien würde nach einer etwaigen Befreiung zum Spielball fremder Interessen. Das Regime sah sich bereits gezwungen, dieser Strömung Rechnung zu tragen. Es stoppte die scharfe Propaganda-Kampagne gegen Griechenland und die übrigen Anrainer und benachbarten Staaten wie Italien und lenkte gegenüber Tito ein. Die Beseitigung der Spannungen zwischen den nicht-kommunistischen Balkanstaaten übt unverkennbar nicht nur einen Sog auf die albanische Bevölkerung aus — der Zukunft von Freiheit und Demokratie in diesem Teil Europas wurden damit unschätzbare Dienste erwiesen. In Albanien gab man den unterdrückten Menschen erstmals ein wirkliches Zeichen der Hoffnung — hier glauben vom Kommunismus Unterdrückte an den Westen, weil er ein echtes Beispiel gab!

Zum Schluß sei noch auf einige innenpolitische Schwierigkeiten verwiesen. Der Kirchenkampf hat sich jetzt ganz auf die untere Ebene verlagert, weil die Zerschlagung der religiösen Leitungen nicht den beabsichtigten Erfolg brachte. Was ist bisher geschehen? Schon 1945 wurde bei der römisch-katholischen Kirche der Apostolische Legat in Albanien des Landes verwiesen. Später verhaftete man Msgr. Nicola Vincenzo Prennushi und stellte den 80jährigen Bischof Msgr. Shllaku unter Hausarrest. Hingerichtet wurden Bischof Msgr. Georges Volaj und Bischof Msgr. Francesco Gjini. Der Erzbischof von Skutari, Msgr. Gaspere Thaci, starb eines natürlichen Todes. Die Zahl der in Haft genommenen und verstorbenen Priester oder Seminaristen beträgt 17. In Zwangsarbeitslagern oder Gefängnissen befinden sich noch 39; drei konnten fliehen, und zehn starben eines natürlichen Todes. Kein Ordens-Pater ist mehr im Amt. Von den vor dem Kriege in Albanien bestehenden 253 Kirchen dürfen noch nicht einmal hundert benutzt werden, die zwei katholischen Seminare wurden zweckentfremdet. Die zehn Klöster wurden alle aufgelöst. Doch all das hat nicht ausgereicht, um die Katholiken ihrem Glauben zu entfremden. In diesem Jahr hat man die kleine Gruppe von verbliebenen Priestern durch Einberufungen weiter verringert. Waren von den ehemals 93 katholischen Gemeindegeseelsorgern in Albanien im Jahre 1953 noch 13 in Freiheit, so waren es im Herbst 1954 nur noch 7! Viele Kirchen werden von den Gläubigen aufgesucht, auch wenn sie ohne Pfarrer sind.

Der größte Teil der Albaner (826 700 Menschen) sind Mohammedaner. Während man die katholische Kirche wegen ihrer inneren Festigkeit und ihrer Bindungen an den Westen total ausrotten will, läßt man den Gläubigen des Islams gewisse Freiheiten, um damit auf die nicht-kommunistische mohammedanische Welt Eindruck zu machen. Radiobotschaften gehen aus Tirana in den Nahen und Mittleren Osten und verkünden, daß man als guter Mohammedaner auch unter dem Kommunismus leben könne. Ja, Enver Hoxha wird als gläubiger Islamit hingestellt — angeblich nehme er täglich an den vorgeschriebenen Gebeten teil. In Wirklichkeit jedoch wird dieser Eiertanz vor einem blutigen Hintergrund aufgeführt. Enver Hoxha ließ die anfangs hofierten Führer der stärksten islamischen Sekte der BEKTASHI, Baba Fejzo und Baba Faja, ermorden. Danach erfolgte eine endlose Verhaftungswelle, der die meisten Moslem-Priester zum Opfer fielen. Das alte islamische Zentralkollegium des DRITA HYJMORE (GÖTTLICHES LICHT) wurde aller Macht beraubt — die Mohammedaner in Albanien werden heute von dem Imam Hafis Musa Hadschi Alija beherrscht, der von den Kommunisten eingesetzt wurde und blind deren Befehle be-

folgt. Aber auch hier genügte die Beseitigung der Führung nicht. Die früher in viele Sekten aufgespaltenen albanischen Mohammedaner haben sich in der Not zusammengefunden und verteidigen ihren Glauben.

Die albanisch-orthodoxe Kirche (212 580 Mitglieder) wurde von Enver Hoxha mit der russischen orthodoxen Kirche verschmolzen und ihr unterstellt. Als ehemalige nationale Landeskirche wurde sie darüber hinaus aussersehen, politische Zutreiberdienste für das System auszuführen. Nach Verhaftung der Bischöfe Irenaeus, Agathangeli und Kissi (Erzbischof und Oberhirte) setzte man als Erzbischof den prokommunistischen Paissi ein, der die Gläubigen dazu auffordert, das Regime zu unterstützen. Als er jedoch von Moskau zurückkam, wo er sich dem sowjetrussischen Patriarchen unterstellt hatte, und Dankgottesdienste für diesen Barendienst ansetzte, blieben die Kirchen leer. Bei allen drei „Staatskirchen“ Albanians muß Tirana jetzt dazu übergehen, den einzelnen Gläubigen zu bedrängen. Die Tendenz geht dahin, den Eltern zu verbieten, Kinder in ihrem Glauben zu erziehen, um so die Gemeinden zum Aussterben zu bringen. Die bisherigen Ansätze dazu blieben jedoch bei allen Religionsgemeinschaften ohne Erfolg.

Auch mit dem Analphabetentum ist man trotz vieler Pläne und Vor-schußlorbeeren nicht fertig geworden. Noch immer sind Unzählige des Lesens und Schreibens unkundig. Andererseits macht man aber ernste Anstrengungen, dieses Übel aus der Vergangenheit endlich zu beseitigen. Die Zahl der Schüler und der Schulen hat man gegenüber 1938 verdreifacht. Diese offizielle Angabe widerspricht einer anderen offiziellen Verlautbarung vom 1. 1. 54, nach der „es in Albanien 478 Grundschulen und 17 Oberschulen mehr geben wird als unter dem Zogu-Regime“. 1938 gab es in Albanien jedoch 643 Grundschulen, elf Mittelschulen und sieben 7-Klassenschulen. 1950 verkündete Tirana bereits, daß es 2021 Grundschulen, 23 Mittelschulen und 192 7-Klassenschulen gebe. Die Schülerzahl wurde mit 173 817 angegeben. Der Schulbesuch ist Gesetz. Seit 1951 gibt es auch ein (sowjetisch beeinflusstes) Hochschulwesen, die Zahl der Universitäten (meist technischer Richtung) beträgt fünf. Trotzdem wachsen immer noch einige zehntausend Kinder ohne geregelten Unterricht auf, da in entlegenen Gebieten vier bis fünf Schulstunden wöchentlich im Parteibüro oder auf dem Gemeindeamt auch als „Schulbetrieb“ gewertet werden. Bisher verminderten sich seit 1949, dem Jahr der Veröffentlichung „Über die Pflicht der albanischen Bürger, Lesen und Schreiben zu lernen“, die Analphabeten des Landes um 280 000 Personen. Vor dem Kriege waren ca. 90 v. H. der Bevölkerung Albanien Analphabeten.

Ein weiteres Handikap sind die fehlenden Verkehrsverbindungen. Vor dem Kriege fuhr in Albanien überhaupt keine Eisenbahn. Mit Zwangsarbeitern baute man inzwischen zwei Linien: eine von Durazzo nach Peqin (1947) und eine von Durazzo nach Tirana (1949). Seitdem wurde kein neues Projekt mehr in Angriff genommen. Auch hier wirkte Titos Abfall mit. Moskau weigerte sich, für neue Linien Material, Spezialisten und Investitionen herzugeben. Genau so steht es mit den Straßenbauten. Hauptverkehrsmittel ist nach wie vor der zweirädrige Eselskarren. Weder Industrialisierung noch Kollektivierung haben dem Land ihren Stempel aufzudrücken vermocht. In den Dörfern pflügt man noch mit dem jahrhundertealten Holzpflug primitiver Art und bringt das Getreide in die Tretmühlen, wo die Erfassungskontrolleure mit Gendarmen ihre Büros aufgeschlagen haben. Stahlpflüge, Erntemaschinen und Dreschmaschinen wurden zugesagt, aber nie geliefert. Auch die Verbesserung der Arbeitsbedingungen blieb auf dem Papier stehen. Die Gewerkschaften leiden an chronischem Mitglieder-

schwund. Zu Beginn des III. Quartals 1954 gab man kleinlaut zu, daß nur 83 000 Personen Mitglieder der 970 (neunhundertundsiebzig) albanischen Gewerkschaftsorganisationen sind. Was ist das für ein Witz der kommunistischen Zahlenakrobatik: nach dieser Rechnung hat jede Gewerkschaftsorganisation im Durchschnitt 85,5 Personen Mitglieder... Damit auch jeder sieht, daß es sich bei diesen Angaben um keinen Rechenfehler handelt, fügt man noch hinzu, 1945 habe es „nur“ 374 Organisationen mit 25 000 Mitgliedern gegeben (65,5 Mitglieder pro Verein) — trotz Erhöhung der Organisationen seien also jetzt in jeder Organisation 20 Leute mehr. Da lohnt nicht einmal ein Kommentar.

Enver Hoxha, der am 16. 10. 1954 seinen 46. Geburtstag feierte, interessieren keine Schwierigkeiten, wenn es darum geht, die Volksrepublik Albanien und damit seine Herrschaft zu erhalten. Der sehr jung wirkende Elegant kurierte von Beginn seiner Machtübernahme an alle Schwierigkeiten — und es waren nicht wenige! — nach bewährtem sowjetischem Rezept und hielt sich erst gar nicht mit den stufenweisen Entwicklungen wie in anderen Volksdemokratien auf. Obwohl er West-Emigrant gewesen sein soll, ist seine Position sehr stark — Mehmet Chehu war Offizier unter König Zogu. Beide sitzen in einem Boot. Von zwischen ihnen schwelenden angeblichen Zwistigkeiten eine Änderung der Verhältnisse zu erhoffen, wäre töricht. Sie steuern beide einen sturen Ostkurs. Das einzige, was ihnen beiden fehlt, ist der Windschutz des großen sowjetischen Dampfers, wenn der Sturm anhebt und der Orkan losbricht. Die Grundseen sind bereits in gefährlicher Bewegung.



Die Bundesebene

Zur Vorgeschichte des spanischen Bürgerkrieges

Die Geschichte der Entstehung und des Verlaufs des spanischen Bürgerkrieges ist noch immer ungeschrieben, so viele Publikationen auch schon vorliegen, die meisten aber parteiisch und mehr oder weniger sogar immer noch propagandistisch. Man hat auch schon Memoiren veröffentlicht, meist aus der Feder einstiger Kommunisten, die sich auf die Polemik gegen ihre einstigen Mitkämpfer beschränkten. Publikationen, die von spanischen Emigranten im Exil geschrieben wurden, sind zur Mehrzahl nur einem kleinen Kreis zugänglich, und so bleiben immer noch viele Perioden des langjährigen Krieges im Dunkel, selbst die Vorgeschichte erscheint heute verschleiert, und allmählich setzt sich sogar die Auffassung durch, daß im Jahre 1936 Spanien in kommunistischen Händen gewesen wäre. Besonders in der deutschen Literatur über den Bürgerkrieg ist der Einfluß der Propaganda vorherrschend, nach der es in Spanien um einen Kampf gegen den Kommunismus von Anbeginn des Krieges gegangen wäre.

Es ist heute nicht leicht, eine möglichst objektive Darstellung der Vorgänge in Spanien in der Zeit von der Ausrufung der Republik im Jahre 1931 bis zum Putschausbruch im Jahre 1936 zu geben. Noch schwieriger aber gestaltet sich die Behandlung der diplomatischen und militärischen Vorgänge im Kriege selbst, besonders der Handlungen der verschiedenen Gruppen im Lager der Loyalisten, endlich des zweideutigen Verhaltens der Sowjets, die keineswegs die Republikaner ständig unterstützt haben. Man muß sogar feststellen, daß Stalin die Republikaner ihrem Schicksal überließ, sobald er merkte, in Gegensatz zu Hitler zu geraten, nachdem der Pakt von München geschlossen war.

Für die Vorgeschichte des Krieges liegt nun ein Buch vor, in dem Licht auf die Vorbereitung des Juliputsches geworfen wird. Unter dem Titel „*My Mission to Spain*“ hat *Claude G. Bowers* seine Erlebnisse und Beobachtungen in den Jahren 1933—39 veröffentlicht. Es handelt sich um einen mehr als 400 Seiten starken Band, und sein Verfasser ist kein anderer als der amerikanische Botschafter in Madrid. Bowers diente seinem Lande als Diplomat unter drei Präsidenten, und erst kürzlich gab er den Posten eines Botschafters in Chile auf. Vielleicht werden manche deutschen Leser einem solchen Manne, der nicht den demokratischen, sondern auch dem republikanischen Präsidenten diente, mehr vertrauen, wenn er schon früher seinen Abschied genommen hätte. Bowers, ein Demokrat, hat bereits mehrere historische Bücher veröffentlicht, wie einen Band über Jefferson und Hamilton, deren Konflikt eine prinzipielle Auseinandersetzung über Staatspolitik war und von größter Bedeutung für die innenpolitische Entwicklung der USA gewesen ist. Bowers ist auch ein vorzüg-

licher Schriftsteller, der gut erzählen kann und ein glänzender Porträtist ist. Der amerikanische Botschafter, der im aufgeregten Jahr 1933 in das unruhige Spanien kam, nutzte die vielen Möglichkeiten, die einem Botschafter zur Verfügung stehen, gut aus, um sich zu informieren, viele Menschen aus verschiedenen Lagern zu sprechen und Nachrichtenmaterial zu sammeln. Er ließ sich vor allem nicht, im Gegensatz zu manchen Kollegen, durch Propaganda verwirren, sondern bemühte sich um ein klares Urteil. Bowers hat alle die Jahre hindurch jede Gelegenheit wahrgenommen, um im Auto durchs Land zu fahren und sich an Ort und Stelle umzusehen. Er hatte Spanisch gelernt, kannte spanische Geschichte und Kunst, liebte die Landschaft und vor allem das Volk. Es mag sein, daß ein Mann aus dem amerikanischen Mittelwesten sich bald in einem Bauernland zurecht fand, aber seine zuweilen blendenden Schilderungen von alten Bauwerken und Kunstwerken verraten nicht nur einen Liebhaber, sondern den Kenner.

Für Bowers war es klar, daß die Umsturzpläne weit früher entstanden sind, als der Außenwelt bekannt ist. Nachdem die Rechte in den Wahlen vom Februar 1936 geschlagen war, steigerten die Falangisten und alle anderen Rechtsradikalen, auch die Monarchisten, ihre antirepublikanische Propaganda und gaben von Anfang an die Parole aus, Spanien wäre in unmittelbarer Gefahr, den Kommunisten ausgeliefert zu werden, ja die Kommunisten wären schon an der Macht. Nun stellt Bowers fest, daß die letzten spanischen Regierungen vor dem Putsch keineswegs kommunistisch, ja nicht einmal sozialistisch waren, die Kommunisten sogar nur eine kleine Gruppe darstellten, die mit fünfzehn Abgeordneten im Parlament vertreten war. Im Volke selber hatten die Kommunisten in jener Zeit keine tiefen Wurzeln und besaßen auch keine Aussicht, gegen andere Gruppen, besonders gegen Syndikalistinnen und Anarchisten, spanische Erscheinungen seit fast 70 Jahren, aufzukommen. Die bürgerlichen Kabinette versuchten, längst notwendige Reformen durchzuführen, die den Widerstand der Rechtsgruppen reizten, man erlebte ähnliche Vorgänge wie in Deutschland unter Brüning, als ihm vorgehalten wurde, er wolle die Landwirtschaft des Ostens sozialisieren. Mit den gleichen Methoden, mit denen sich die Nazis die Macht gesichert hatten, versuchten die Rechten auch in Spanien vorzugehen, indem sie unaufhörlich hetzten, angriffen, verleumdeten, Skandale entfesselten, Zusammenstöße provozierten und immer jeden, der nicht für sie war, zum Kommunisten machten.

Bowers hat früh die Tätigkeit von Agenten aus Berlin und Rom beobachtet, aber man darf nicht denken, daß er in jedem Deutschen einen Nazi und Verschwörer gesehen hat. Man liest z. B. eine objektive, wohlwollende Darstellung des damaligen deutschen Botschafters in Madrid, des Grafen Welczek, der in Gesprächen mit Bowers aus seiner Verachtung für die Nazis und Hitler keinen Hehl machte, Hitler selber für „gefährlich“ erklärte und auch voller Widerwillen sein Amt in Madrid versah. Nach dem Zweiten Weltkrieg begegnete Bowers in Chile dem Grafen wieder, der nun keineswegs in glänzenden Verhältnissen dort lebte.

Bowers kann gute Zeugen für seine Behauptungen auftreten lassen, der Putsch wäre lange vorbereitet worden: der Herzog von Alba, der Graf

Romanones und andere spanische Aristokraten haben gegenüber Bowers nie einen Hehl daraus gemacht, daß man an der Arbeit wäre, die bürgerliche Republik zu beseitigen. Salvador de Madariaga und del Vayo, der bekanntlich lange Zeit in Berlin journalistisch tätig war und im Bürgerkrieg republikanischer Außenminister gewesen ist, haben mit Bowers über die bedrohliche Entwicklung ernste Gespräche geführt. Er selber wußte, daß die Verschwörer mit Berlin in enger Verbindung standen und auch wiederholt Reisen nach Berlin unternahmen, Naziagenten wurden in steigender Zahl in Spanien beobachtet, und gleichzeitig mehrten sich die Provokationen von rechtsradikaler Seite. Immer wenn ein Streich verübt war, schob man ihn aufs linke Konto und versuchte, den Eindruck zu erwecken, als ob im republikanischen Spanien anarchische Zustände herrschten. Bowers war höchst erstaunt, als er auf seinen ausgedehnten Fahrten im Auto durch Spanien feststellen mußte, daß in Gebieten, in denen angeblich völlige Anarchie bestehen sollte, Ruhe und Ordnung herrschten. Nach den Wahlen im Februar 1936, die den Republikanern einen großen Sieg brachten, erfuhr Bowers schon in den ersten Tagen, daß der General Franco gedrängt hatte, ihn und Militärs mit den Regierungsgeschäften zu betrauen. Der republikanische Sieg, errungen trotz zahlreicher Sabotageakte der terroristischen Rechtsradikalen, führte zur Bildung einer rein bürgerlichen Regierung, was längst vergessen ist. Die Rechtsradikalen aber waren entschlossen zu putschen. Bowers erfuhr, daß schon zwei Tage nach der Wahl Geheimsitzungen von Offizieren stattfanden, die Putschpläne berieten. Graf Romanones hat Bowers erzählt, daß der Putsch im Augenblick erörtert wurde, als der Wahlausgang feststand. Als Bowers dann eine Fahrt durchs Land unternahm, kam er, ohne einen Zwischenfall beobachtet zu haben, zur Überzeugung, daß die Rechtsradikalen bewußt Gerüchte von Unruhen verbreiteten, Attentate anstifteten und sich eines glänzenden Propagandadienstes erfreuten. Je mehr Zwischenfälle von den Rechtsradikalen produziert wurden, um so lauter verkündete die Propaganda, Spanien befände sich in kommunistischen Händen, denen es entsinnen werden müßte, wenn es nicht zugrunde gehen sollte.

Nach Bowers waren allerdings die Rechten gespalten und gingen keineswegs vereinigt vor, auch herrschten tiefe Differenzen zwischen Monarchisten und Falangisten, selbst die Generäle bildeten keine kompakte Gruppe. Auf der Linken standen einer relativ schwachen kommunistischen Partei, deren Einfluß auf die Bauern damals ganz gering war, die alten starken Gruppen der Syndikalistinnen und Anarchisten gegenüber. Selbst die Sozialisten waren keine geschlossene Partei, vielmehr überwog der gemäßigte rechte Flügel, von dem Bowers sagt, daß man ihn mit dem rechten Flügel der Labourparty vergleichen könnte. Die Regierung selber war bürgerlich republikanisch.

Bekanntlich hat die Ermordung des Rechtsradikalen Calvo Sotelo unmittelbar den Ausbruch des Putsches veranlaßt. Vergessen ist aber, daß der Ermordung Sotelos die Ermordung von zwei Angehörigen der Zivilgarde vorangegangen war und Sotelo als intellektueller Urheber der Ermordung der beiden Zivilgardisten angesehen wurde. Wer den Mord an Sotelo verübt hat, ist nie aufgeklärt worden, und es bleibt offen, ob sogar

Provokateure an der Arbeit gewesen sind. Anscheinend waren es erbitterte, fanatische Zivilgardisten, die ihre ermordeten Kameraden rächen wollten, in jedem Fall drangen Uniformierte ins Haus Sotelos ein. Bowers hat dem Fall Sotelo große Aufmerksamkeit gewidmet, aber ist nicht in der Lage, bindende Schlüsse zu ziehen. Mit diesem düsteren Kapitel endet die Vorgeschichte des spanischen Krieges in Bowers Buch.

Den Ausbruch des Putsches hat Bowers nicht in Madrid erlebt, sondern im Baskenland, wo er sich im Urlaub aufhielt. Aus dem Baskenland ist auch Bowers nicht wieder zurückgekehrt, obwohl er bei der republikanischen Regierung akkreditiert blieb und entgegen anderen Diplomaten seinen Posten nicht verließ, er ist auch loyal geblieben und hat nicht wie andere die Putschisten unterstützt. Da Bowers abseits lebte, ist sein Buch jetzt weniger ergiebig als im ersten Teil, er hat nur stets den Eindruck gehabt, daß der Krieg nicht entfesselt wurde, weil Spanien in Gefahr gestanden hätte, kommunistisch zu werden, sondern weil die Rechte im Bunde mit den Generälen die bürgerliche Republik beseitigen wollte. Bowers hält auch daran fest, daß es sich dank des Eingreifens von Hitlerdeutschland und Italien um einen Interventionskrieg handelte, in dem die westliche Demokratie angegriffen wurde. Auf die überaus schwierigen Probleme der Nichtinterventionspolitik und vor allem der Haltung der Sowjetrussen kann leider Bowers nicht eingehen, weil er abseits blieb und nur Nachrichten aus zweiter Hand erhalten hat. Nur über die Vorgänge im Baskenland bringt Bowers einiges Neue, wie Augenzeugenberichte über die schreckliche Bombardierung von Guernica und Angaben über den Terror, der im Baskenland an Geistlichen von den siegreichen Putschisten verübt worden ist. Bowers kann eine Liste von Priestern veröffentlichen, die erschossen wurden, weil sie sich angeblich gegen die Rebellen erklärt hätten (S. 351): „In addition to the executions, five hundred Basque priests were driven into exile. These priests were not communists, nor anarchists, nor syndicalists, nor politicians, nor labor leaders, nor criminals. They were priests.“

Bowers Behauptung, es hätte in der republikanischen Armee nur wenige Sowjetrussen gegeben, ist wohl richtig, aber darüber darf man nicht außer acht lassen, daß der Stab der Internationalen Brigade zur Mehrheit aus Kommunisten bestand, wenn auch die Angehörigen der viel beredeten Brigade nicht überwiegend Kommunisten gewesen sind. Im Verlaufe des Krieges hat auch entgegen der Ansicht Bowers der kommunistische Einfluß dauernd zugenommen, wenn auch nicht in dem Grade, wie allgemein angenommen wird. Zur äußerst zweifelhaften, doppelzüngigen und auch widerspruchsvollen Politik Stalins aber kann Bowers nicht viel Neues beibringen, weil er auf seinem isolierten Posten an der spanisch-französischen Grenze keinen Einblick gewinnen konnte.

Nach dem Ende des Krieges kehrte Bowers tief deprimiert mit dem Eindruck einer großen, schweren Niederlage der demokratischen Mächte nach Amerika zurück. Der Präsident Roosevelt, ernster und auch bedrückter als je zuvor, empfing Bowers und begann das Gespräch mit dem Geständnis: „Wir haben ein Mißverständnis begangen, Sie hatten in allem immer recht!“

Metamorphosen des Antisemitismus

In dem Hause, in dem ich aufwuchs und mit meinen Eltern bis zum 18. Lebensjahre blieb, wohnten insgesamt vier Mietparteien: außer uns ein höherer Reichsbahnbeamter, ein Ingenieur und ein niederer Beamter der Reichsbahn, jeder mit seiner Frau und zwei oder drei Kindern. Obwohl keine jüdische Seele in diesem Hause wohnte, kam ich hier schon früh mit jenem Phänomen in Berührung, das man Antisemitismus nannte und das unter der Herrschaft Hitlers zu so grauenvollen und weitreichenden Folgen führen sollte.

Der kleine Beamte, der im dritten Stock wohnte und Hausmeister-Funktionen ausübte, war beschränkten und ungeschulten Geistes, von sauberer Lebensführung zwar, aber dabei doch von einer Aufgeblasenheit, wie sie jene an den Tag legen, die sich im Grunde übergangen glauben; das war auch an seinem etwas gravitätischen Gang abzulesen. Er war Soldat im Ersten Weltkrieg gewesen — Gefreiter oder Korporal — hatte das Eiserne Kreuz erhalten und lebte und sprach viel von diesen Erinnerungen. Er haßte die Weimarer Republik, marschierte in Soldatenvereinen mit und bezeichnete sich als „streng national“. Er äußerte sich wiederholt ablehnend oder verächtlich gegen „die Juden“ — ohne daß ihn sein Antisemitismus freilich abgehalten hätte zuzulassen, daß eine bei ihm später in Untermiete wohnende kleine Schauspielerin regelmäßig die Besuche eines unverheirateten jüdischen Kaufmannes empfing. Es hatte den Anschein, daß er diese Sünde gegen den Stolz des „Ariers“ später dann, als Hitler aufkam, durch um so fanatischere Gefolgschaft wettzumachen bestrebt war. Er bespitzelte, denunzierte und terrorisierte und ging daran, als seine und seines Führers Herrlichkeit zu Ende war, elend zugrunde.

Der Ingenieur war ein stiller Mann, der nach seiner Arbeit stundenlang auf dem Flügel musizierte und sich völlig vom allgemeinen Leben und Treiben fernhielt. Ich bin sicher, daß er kein Antisemit war. Dagegen war der höhere Beamte, ein Anhänger Hugenbergs und von romantisch-deutschtümelnder Haltung, ein Mann, der aus seinem Ressentiment gegen das Judentum wenig Hehl machte. Auch er war ein guter Beamter und Familienvater, dazu mit einer konventionellen Neigung zur Literatur behaftet. Da er um meine diesbezüglichen Talente und Versuche wußte, klärte er mich geflissentlich über Heinrich Heine auf, den er als den „Schmutzfinken im deutschen Dichterwald“ bezeichnete. Er war Antisemit ohne Hitler und vor Hitler, sozusagen gut bürgerlicher Antisemit. Er lehnte Hitler zunächst ab, wohl aus den gleichen Gründen, aus denen heraus er den ihm dienstlich unterstellten und später politisch vorgesetzten Hausmeister ablehnte. Auch er verachtete die Weimarer Republik und

entschied sich, als diese Hindenburg gegen Hitler ausspielte, schon 1932 für den letzteren. Er hat den Gipfelpunkt und das Ende des Hitlerregimes nicht mehr erlebt. Wahrscheinlich hätte er — zumal als guter Protestant — wie viele seiner Standesgenossen später mißbilligt, was Hitler zur Ausrottung der jüdischen Minderheit unternahm. Einer seiner beiden Söhne, Jurist, diente ergeben dem Nationalsozialismus und der Gestapo. Der zweite löste sich aus den politischen Anschauungen der Familie und wurde zu einem entschiedenen Hasser Hitlers. Tragischerweise kam er, ein überaus fähiger Ingenieur, dafür in einem sowjetischen Konzentrationslager um, während sein Bruder überlebte.

Meine Eltern hatten keinerlei Verkehr mit jüdischen Mitbürgern, aber als überzeugten und kirchenfrommen Katholiken war ihnen der antisemitische Affekt fremd. Als die kleine Fabrik meines Vaters in der Wirtschaftskrise 1931/32 in Konkurs ging und er daraufhin ein Hotel pachtete, war es ihm selbstverständlich, den jüdischen Mitbürgern sein Haus offen zu halten, als an den Türen der meisten Gaststätten bereits das Schild „Juden unerwünscht!“ zu finden war. Überhaupt sind mir in meinem Leben sehr wenige katholische Antisemiten begegnet, was mich schließlich zu der Frage anregte: ob hier nicht die direkte Verbindung der Religionen — der unmittelbare Übergang vom Alten zum Neuen Testament — gewisse geistig-seelische Affinitäten wirken ließ, die anderenorts — bei manchen Protestanten z. B. — unterbrochen oder doch geschmälert schienen.

Das ist eine sachliche Frage, die nicht im Sinne hat, den Widerstand z. B. der Bekennenden Kirche gegen Hitlers Antisemitismus zu unterschätzen. Aber es hat sich ja gezeigt, daß der deutsche Protestantismus sich politisch unter Hitler spaltete und zu gewissen Teilen diesem aktiv Gefolgschaft leistete, freilich in der Mehrzahl wohl ohne abzumessen, wohin dies am Ende führen könne.

Da ich manchen Anhalt — z. B. auch, was die Entwicklung unter dem gegenwärtigen sowjetischen Diktat in der deutschen Ostzone betrifft — zu der Überzeugung habe, daß eine Mittelstadt ein gutes und übersehbares Muster für die allgemeinen Zustände abgibt, will ich darum noch etwas bei dem persönlich Erlebten verweilen, um so mehr als es sich um die mehr oder minder unbeeinflussten Vorstadien handelt, die der deutsche Antisemitismus durchmaß, ehe ihn Hitler in ein behördliches, „gesetzliches“ Bett nötigte. Ich hatte auf dem Gymnasium in der Klasse zwei jüdische Mitschüler, den Sohn eines kleinen Kaufmannes und den eines Zahnarztes. In der Klasse selbst gab es zu meiner Zeit keinen ausgesprochenen Antisemitismus. Daß die beiden „Fremde“ blieben — ohne Freund und ohne Feind — hing gewiß mit dem bürgerlichen Vorurteil zusammen, das die meisten aus dem Elternhaus mitbrachten und das — unausgesprochen und doch fühlbar — die leicht spöttische, ironisierende Haltung einiger Lehrer erklärte, die dann später auch als erste von verhüllten Gegnern der Republik zu Anhängern Hitlers wurden.

Dabei wuchs ich in einer ehemaligen „Freien Reichsstadt“ auf, die eine gute demokratische Tradition aufwies und in der der liberal denkende Teil der Bürgerschaft bis 1933 auch knapp in der Mehrheit blieb. In ihr

gab es eine kleine jüdische Gemeinde von etwa 300 Seelen, darunter wohlhabende und gebildete wie arme und ungebildete Juden, nationalgesinnte wie kommunistische Juden, betont liberale wie betont indifferente Juden. Ja, es gab sogar zwei oder drei „antisemitisch“ empfindende Intellektuelle unter ihnen; und da ich mit einem von diesen befreundet war, wurde mir die ganze Spannweite der jüdischen Tragik in Deutschland früh bewußt.

Denn ob es sich nun um den im Hintergebäude unseres Hotels wohnenden, grobgesichtigen und nicht immer delikate Reden führenden Viehhändler handelte oder den „deutschnational“ wählenden Webereibesitzer, der Kriegsteilnehmer war und liebend gern auch seine vaterländische Gesinnung als SA-Mann bewiesen hätte, ob es den jüdischen Kontakt meidenden Journalisten anging oder den Stadtrat der Demokratischen Partei, den wegen seiner Tüchtigkeit beliebten Arzt oder den etwas schrulligen Mittelschullehrer — der Zeitpunkt rückte unaufhaltsam näher, da die Differenzierungen aufgehoben würden und nur noch „die Rasse“ gesehen und verurteilt sein würde. Der gesellschaftliche Antisemitismus, der an sich ohne eigentliche Feindschaft war und dessen Ziele mit einer „Eindämmung des jüdischen Einflusses“ im erwerblichen, staatlichen und kulturellen Leben erfüllt gewesen wäre, wurde aufgesogen von jenem politischen Antisemitismus sogenannter völkischer Provenienz, der das deutsche und internationale Judentum verantwortlich machte für Niederlage und Revolution und schließlich den Juden schlechthin als den Schuldigen an allem Übel in der Welt hinstellte.

Im Anfang gab es — man entsinne sich des höheren Beamten — beinahe ausschließlich den bürgerlichen, den gesellschaftlichen Antisemitismus, der seine „Tradition“ hatte. Er sah die Minderheit, die aus ihrer Not — der Beschränkung offizieller Chancen — eine Tugend gemacht hatte, indem sie alle ihre Kräfte auf dem ihr verbliebenen Felde erprobte und im offiziösen oder gewerblichen Bereich eine Aktivität entfaltete, die ebenso bemerkenswert wie fruchtbar war. In dem gleichen Maße, in dem das Leben selbst sich liberalisierte — indem neben den ans Schema gebundenen Bürokraten mehr und mehr der aus freier Initiative wirkende Manager trat — befreite sich auch der jüdische Bürger aus seiner Zwangslage. War ihm der Richterstand verwehrt, so konnte er seine Tüchtigkeit als Anwalt beweisen. Ließ man nicht zu, daß er Beamter wurde, so gab die Wirtschaft ihm hinreichend Chancen, sein Organisationstalent zu erproben. Schloß man ihn von der „Kulturpolitik“ und dem offiziellen Bildungswesen aus, so gaben ihm Theater, Presse, Film und die Kunst selbst ein viel weiteres und zudem öffentlicheres Forum seines Wirkens.

Dergleichen deutete sich schon im Kaiserreich an. Aber erst die Weimarer Republik räumte mit den letzten Vorurteilen und Beschränkungen auf. Sie machte den jüdischen Mitbürger „gesellschaftsfähig“ — auch im offiziellen Sinne. Er konnte Minister werden — wie Rathenau. Aber gerade Rathenaus Schicksal zeigt, daß „völkische“ Gesinnung hier die Bannmeile setzte, noch ehe sie zur „Volksgesinnung“ erhoben wurde. Denn der im wesentlichen zur Liberalität neigende Jude sah in der demokratischen Staatsform sein Ideal und seine Chance. In jener Staats-

form also, die der traditionelle bürgerliche Geist in Deutschland ablehnte. Und in ihm, der — aktiv oder sympathisierend — zur Heraufführung der neuen Verhältnisse mit beigetragen hatte, sah der Nationalist nun nicht mehr nur den Fremdling, sondern auch seinen Gegner. (Nur den wenigsten war dabei bekannt, daß der Schöpfer der „Weimarer Verfassung“, Hugo Preuss, Jude gewesen ist.)

Es ist hier nicht der Ort, auf die Umstände einzugehen, die zum Scheitern der Weimarer Republik führten, auf die Schwäche, die ihr — aus der Situation heraus — innewohnte, auf die Schwächungen, die sie von innen und außen erfuhr. Es genügt, in diesem Zusammenhang festzustellen, daß sie nie populär war und daß ihre Anhänger — ohne daß sie durch besonderen Einsatz dieses Los verdient hätten — politisch diffamiert waren, als Hitler zur Macht kam. Die noch immer in weiten bürgerlichen Kreisen gesellschaftlich suspekten jüdischen Mitbürger aber wurden so mit Hitlers Machtübernahme zum politischen Gegner Nr. 1.

Es ist müßig zu untersuchen, ob nicht wahrhaftig um die dreißiger Jahre dem bürgerlichen Antisemitismus dadurch einiger Nährstoff geliefert war, daß sogenannter „jüdischer Einfluß“ in diesen Jahren tatsächlich unverhältnismäßig stark gewesen ist. Aus den offiziellen Chancen des demokratischen Staates haben die deutschen Juden relativ geringen Nutzen gezogen. Es gab zwar — und dies war gewiß kein sonderlich vorteilhafter Umstand — einen jüdischen Polizeipräsidenten Berlins; es gab auch hier und dort einige jüdische Politiker in der zweiten oder dritten Linie. Aber allgemein läßt sich sagen, daß die Juden im politisch-funktionellen Bereich Zurückhaltung übten. Aber sie wirkten in der Presse. Als Publizisten und Schriftsteller, Verleger und Herausgeber spielten sie eine große Rolle. In allen freien Berufen hatten sie sich eine Position erobert, die mehr als genug Neider auf den Plan rief. Und als Hitler, hinreichend schon als Antisemit ausgewiesen (und der österreichische Antisemitismus, den er mitbrachte, war weitaus militanter und grundsätzlicher als der deutsche), auf den Plan trat, durfte er damit rechnen, daß weite Kreise zunächst damit einverstanden sein würden, daß in diesem Punkte endlich einmal „aufgeräumt“ wurde. Von Heinrich Heine bis zu den Männern der „Weltbühne“, von Eisner bis Rathenau, von Judas Ischariot bis Sklarek — „Entlarvung des minderwertigen, volksfremden Juden“ war die Parole, „Eindämmung des jüdischen Einflusses“ der Wunsch aller sich national gebärdenden Kreise.

Gewiß konnte auch derjenige, der sich über Hitlers Mentalität und moralische Qualifikation keinen Illusionen hingab, nicht absehen, zu welchen Exzessen er seinen Antisemitismus vorantreiben würde. Aber daran, daß er hemmungslos haßte und diesem Hasse frönen würde, durfte niemand zweifeln. Die Hitler in diesem Punkte (wie in allen anderen) zunächst einmal Vollmacht beließen, öffneten damit einen Damm, in der Erwartung, das Meer werde klüger und zurückhaltender sein als sie selbst. Sie mußten erfahren, daß ein neuer Antisemitismus aufgekommen war, dem es nicht um „Eindämmung“, sondern um Vernichtung ging. Sie wähten, Hitler zu gebrauchen. Aber er gebrauchte sie. Ohne sie zu fragen, ordnete er schließlich die physische Liquidation aller Juden an,

deren er habhaft werden konnte. Der kleine, zu kurz gekommene Beamte im dritten Stock unseres Wohnhauses war inzwischen der politisch Vorgesetzte des bürgerlichen höheren Beamten aus dem Parterre, aus gesellschaftlichem Antisemitismus war ein politischer, ja ein „weltanschaulicher“ Antisemitismus geworden. Die Kopfjagd stand bevor.

1933 gab es in Deutschland etwa 550 000 Personen, die dem jüdischen Glauben anhängen. Aber da Hitler ja die Rasse verfolgte, kamen zu dieser Zahl noch diejenigen, die keinem oder einem christlichen Bekenntnis zugehörten (später fielen auch die „Halbjuden“ der nationalsozialistischen Verfolgung anheim). Die prominentesten unter ihnen, vor allem die Vertreter der Intelligenz (Schriftsteller, Journalisten, Schauspieler, Theaterdirektoren, Politiker), die zum Teil in vorderster Linie in dem nun gescheiterten Abwehrkampf gegen Hitler gestanden hatten, emigrierten nach Möglichkeit sofort. Der weitaus größte Teil der Juden jedoch blieb, darunter vor allem der hohe Prozentsatz assimilierter Juden, die seit Jahrhunderten schon in Deutschland gelebt und an der parallel laufenden Emanzipation des bürgerlichen Standes teilgenommen hatten. Da ernsthafte und allgemeine Belästigungen zunächst seltener blieben, mag sich mancher der trügerischen Hoffnung ergeben haben, daß auch das antisemitische Gericht nicht so heiß gegessen werden würde, wie es gekocht war. Der Nürnberger Parteitag 1935 bewies indessen, daß es Hitler blutig ernst war. Er stieß — im Rahmen eines eigens erlassenen Gesetzes — alle Mitbürger jüdischen Blutes aus dem deutschen Recht und Volk aus, verbot und widerrief die Eheschließung zwischen Juden und „Ariern“ und leitete damit eine Kampagne ein, die über die „Kristallnacht“ (9. 11. 1938) zum Davidstern (1942) und schließlich zu der Vernichtungsmaschinerie von Theresienstadt, Auschwitz und anderen in Verruf gekommenen Orten führte. Aber damit sind nur die Meilensteine benannt, zwischen denen ein dornenvoller Weg der Demütigung, der Furcht, der Beraubung und seelischer wie physischer Vergewaltigung lag — wenigstens für diejenigen, die Schicksalsbande, Alter, Menschenpflicht oder auch Unentschlossenheit im Lande ihrer Geburt verharren ließen.

Wie viele dies waren — und nur wenige von ihnen überlebten — läßt sich nicht feststellen. Sie gingen unter in der übergroßen Zahl europäischer Juden, die Hitler auf dem Höhepunkt seiner Macht ermorden ließ und die insgesamt eine Zahl von etwa 4,5 Millionen ausmachten. Der größere Teil der etwa 600 000 von den Nürnberger Gesetzen Betroffenen hat die Alarmzeichen gehört und ist — vor allem zwischen 1935 und 1938 und später dann unter unendlichen Schwierigkeiten — emigriert. Ein Teil dieser Emigranten freilich, so weit er sich in den später besetzten Ländern aufhielt und von dort nicht rechtzeitig aufbrach, fiel dann wieder in die Hände des alten Feindes und teilte das Schicksal der europäischen Judenheit (Spanien und Teile Skandinaviens ausgenommen), die von etwa 8 Millionen auf wenig mehr als 3,5 Millionen dezimiert wurde. Am ärgsten wurden die polnischen Juden getroffen. Hitlers besonderer Haß gegen den Ostjuden tobte sich in „Großaktionen“ und in der Schlacht um das Warschauer Ghetto so furchtbar aus, daß die gut 2 Millionen polnischer Juden bis auf einen Rest von etwa 40 000 seine Opfer wurden.

In dem Prozeß gegen Pétain wurde die Zahl von 120 000 deportierten französischen Juden genannt. Holland meldete 140 000 deportierte Juden. (Ein erschütterndes Beispiel für das Schicksal der holländischen Juden liefert das „Tagebuch der Anne Frank“.) In beide Länder sind insgesamt noch nicht 20 000 zurückgekehrt. Die heute in Deutschland lebenden Juden — Überlebende und wenige Zurückgekehrte — dürften etwa die gleiche Zahl (also 20 000) ausmachen.

Die ungeheuerlichen Zahlen, die hier wiedergegeben sind und in denen sich vielleicht die größte Tragödie der jüdischen Geschichte überhaupt spiegelt, haben im Bewußtsein des deutschen Volkes vielleicht heute noch nicht Wurzel gefaßt. Sie überschreiten an sich schon die menschliche Vorstellungskraft undbürden andererseits dem deutschen Antisemitismus eine Mitverantwortung auf, die zu tragen um so schwerer fällt, als schon die Ausschreitungen vom November 1938 dem größeren Teil des Volkes „in der Seele zuwider“ waren. Es verdient festgehalten zu werden, daß die Praktiken Hitlers sich danach insofern änderten, als man Sorge trug, die „Endlösung“ der sogenannten Judenfrage unter Ausschluß der Öffentlichkeit vorzunehmen. Aber das entsetzliche Faktum bleibt, daß eine Minderheit, verlassen und unverteidigt, den Bütteln eines zutiefst unmoralischen Staates überlassen wurde, der im ersten Ansturm den Sieg und damit für alle Kurzsichtigen und Machtgläubigen auch den Schein des „Rechtes“ auf seine Seite brachte. Geblendet vom trügerischen Glanz erfolgreicher Waffen übersahen viele das Elend ihrer jüdischen Mitbürger, als es noch sichtbar war. Aber in den größeren Städten fanden sich gerechtdenkende und beherzte Menschen, die einigen Tausenden der Gezeichneten Hilfe gewährten, sie verbargen und verpflegten und in nicht wenigen Fällen — man denke an die Opfer des Solf-Kreises — ihr Handeln mit dem Tode bezahlen mußten.

Das Schicksal der deutschen Juden — geschweige denn das der europäischen — konnte dadurch weder abgewendet noch aufgehalten werden. Es vollzog sich mit unerbittlicher Grausamkeit und (wenn man so will) Folgerichtigkeit. Der anachronistische Wahn eines mediokren, barbarisch fühlenden Emporkömmlings, der in mißverstandenen Nibelungen-Rausch am Ende noch das mühsam gestiftete „Reich der Deutschen“ der Auflösung zuführte, enthauptete mit seinem Henkerbeil das deutsche und europäische Judentum, zerschlug die ein Jahrtausend alten Wurzeln, mit denen es in Deutschland verankert war, und schickte die Reste — den alten Ahasver — wieder auf Wanderung und Suche nach einer Heimat.

Im Tempo eines rückwärts wirkenden Zeitraffers peitschte er die bereits emanzipierten Juden noch einmal durch ihre leidvolle Geschichte: Kennzeichnung, Entrechtung, Enteignung, Versklavung und Gefangenschaft, Vernichtung — um dann selbst in einer Rauchfahne das „Grab in den Lüften“ mit seinen unzähligen Opfern zu teilen.

Es mag sein, daß spätere Deutsche seinen Namen nennen wie den eines blutigen Narren ihrer Geschichte. Solange ein Volk Israel sich seiner Geschichte erinnert, wird es keinen fluchwürdigeren Namen wissen als den seinen.

Die Welt vor fünfzig Jahren

Im Spiegel der Deutschen Rundschau

*Wir mögen die Welt kennenlernen wie wir wollen, sie
wird immer eine Tag- und eine Nachtseite behalten.*
Goethe

Als Schiller im Mai 1804 Berlin besuchte, zählte Preußens Hauptstadt annähernd 200 000 Einwohner. Es war die erste Großstadt, die der Dichter kennenlernte; er klagte sehr über die weiten Entfernungen, wenn er von seinem Standquartier in der Innenstadt, dem Hôtel de Russie, einen Besuch bei Iffland, der am Tiergarten wohnte, zu machen hatte. Man denke: der Tiergarten lag schon außerhalb der Stadt — ein Jahrhundert später verzeichnet die Reichshauptstadt, sichtbarer Ausdruck der Größe des neuen Deutschland, mehr denn 2 Millionen Einwohner. Sie war zur Weltstadt aufgerückt. So oft Julius Rodenberg, der Begründer und durch vier Jahrzehnte Herausgeber der Deutschen Rundschau, auf Berlin zu sprechen kommt, erfüllt ihn Stolz und nicht minder Bewunderung vor diesem „verwegenen Menschenschlag“, der in einer Sandwüste ein solches Werk geschaffen. Alle geistigen und künstlerischen Kräfte der Nation schienen hier zusammengeströmt. Hier hielt, wie ein Märchenkaiser, Wilhelm II. glanzvoll Hof. Hier waren die Reichsämtler, hier sammelten sich die Vertreter des deutschen Volkes.

Die Reichshauptstadt also war für die Deutsche Rundschau der gegebene Ausgangspunkt für ihren Blick in die Welt, nicht nur, um zu wissen, wie die Stellung der Welt zu Deutschland war, oder um umgekehrt die Stellung Deutschlands der Welt gegenüber zu fixieren; im gleichen Maße galt es, Anregungen von überall her für Deutschland, für das immer rege und aufgeschlossene Berlin mit heimzubringen. Die alte klassische Tradition wirkte nach: Reichsbürger und Weltbürger war man in einem. Dazu von einem gläubigen Optimismus erfüllt — wer wollte deshalb unsere Großeltern schelten? Ihr Optimismus, der doch keineswegs blind war, schien durchaus berechtigt. Man brauchte nur an die Staunen erregende Entwicklung zu denken, die Naturwissenschaft und Technik genommen hatten.

Die Würdigung, die Ferdinand Tönnies in der Deutschen Rundschau dem Ende 1903 verstorbenen englischen Philosophen Herbert Spencer widmet, beginnt mit diesen bezeichnenden Sätzen: „Von Herbert Spencer wird die Nachwelt vielleicht sagen, daß er den charakteristischen Ideen des verflossenen Jahrhunderts ihren allgemeinsten, weitesten und einflußreichsten Ausdruck gegeben hat. Denn welcher Begriff stand, zumal in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts, so im Vordergrund der Erörterung, hat so umwälzend auf überlieferte Ansichten gewirkt, so unermeßliche Hoffnungen erregt, wie der Begriff der *Entwicklung*?“ Der progressus ad infinitum schien verbürgt, der Weltfrieden sicher. Und alle waren berufen hier mitzutun.

Die „Welt als Tat“ hatte der Biologe J. Reinke gezeichnet, ständiger Mitarbeiter der Deutschen Rundschau, außerdem Autor ihres Verlages (Gebr. Paetel). Neben der Energie, so lehrte er, wirkt zwecktätige Intelligenz, Bewältigung und Handhabung der Energien durch Intelligenz heißt Tat. D. h. man hatte die rein mechanistische Weltansicht überwunden, sie in bemerkens-

wertiger Weise vitalistisch, aktivistisch ergänzt. An Übelständen im gesellschaftlichen Gefüge fehlte es gewiß nicht, aber man traute sich zu, sie beseitigen zu können. Dies Zutrauen war entscheidend.

Das ist mit wenigen Worten die Grundposition, nicht nur der deutschen, überhaupt der westeuropäischen Welt vor 50 Jahren. Für diese Welt war es eine Lust zu leben, weil sie zu Taten anspornte.

Die geistige Welt

Nicht durch Kampf, sondern durch Sammlung suchte die Deutsche Rundschau zu wirken, durch eine Sammlung der Geister. Indem sie sich zur Evolution bekannte, lehnte sie im Geistigen wie im Politischen alle Revolution ab. Indem sie den alten humanistischen Idealen die Treue hielt, auch in Fragen der Ästhetik, glaubte sie, für alle einen geeigneten Sammelpunkt gefunden zu haben; für alle, das hieß für die Bildungselite, für das gebildete Bürgertum. Diese Devise zur Sammlung war verpflichtend; auch der Leser ward zur inneren Sammlung aufgerufen, der gelehrte Essay dominiert. Gefordert wird Selbstbildung, ihr Ziel heißt Weltoffenheit.

Fragen wir nach den Themen, die vor 50 Jahren von der Deutschen Rundschau behandelt wurden, so sind es vorzugsweise drei Problemkreise: um Goethe — um die Antike — um die Welt des Ostens.

1806 begann bei Cotta die erste Gesamtausgabe von Goethes Werken zu erscheinen; jetzt kommt, nach einem Jahrhundert, von den besten Goethe-Kennern besorgt, in vierzig Bänden die berühmte Cotta'sche Jubiläumsausgabe heraus. Am 1. Mai 1904 wurde vor der Straßburger Universität das Goethe-Denkmal enthüllt, die Deutsche Rundschau bringt die lebendige Ansprache von Erich Schmidt, dem unvergessenen Literarhistoriker, über Goethe und Straßburg zum Abdruck. Kurz darauf wird im Garten der Villa Borghese zu Rom durch ein Standbild die Erinnerung an den Dichter wachgehalten; Bernhard Suphan in Weimar steuert aus dem Goethe-Archiv einen Epilog bei: Inedita eines von Goethe geplanten Werkes über Italien und Rom.

Eine groß angelegte Anzeige von dem Werk Theodor Gomperz' „Griechische Denker“ liefert Karl Joël. Er zeigt den Fortschritt gegen Zeller auf. Für Zeller sind Griechen historische Objekte, für Gomperz sind sie wieder Subjekte geworden, lebendige Wesen. „Es bleibt der Hauptwert des Buches, daß hier die Antike modern durchlebt ist, daß moderner Geschmack und moderne Kritik in jeden Winkel dringen.“ — Über einen der einflußreichsten Dichter der Weltliteratur, über Menander, unterrichtet auf Grund neuer Papyrusfunde in Ägypten Alfred Körte. — Mit schwungvoller Beredsamkeit preist Furtwängler die griechische Kunst. „Seien wir glücklich, daß sie existierte.“ Der Archäologe Furtwängler war Vater des berühmten Dirigenten, Lehrer eines Ludwig Curtius, der in unseren Tagen noch einmal in seltener Harmonie deutsches und antikes Wesen zu vereinen vermochte. — Den eben verstorbenen Theodor Mommsen als Lehrer zeichnet Otto Seeck, dessen „Geschichte des Unterganges der antiken Welt“ später einen Spengler zur Titelgebung seines Werkes angeregt hat.

Der von Delitzsch heraufbeschworene „Babel und Bibel“-Streit, in den auch der Kaiser eingegriffen hatte, zittert noch nach; der Alttestamentler Hermann Gunkel nimmt mit guten Gründen abschließend gegen Delitzsch Stellung.

Die fundamentalen Arbeiten eines Hermann Oldenberg sind an dieser Stelle vor allem zu nennen. Er ist einer der treuesten Mitarbeiter der Deutschen Rundschau, durch ihn ist in Deutschland erst eigentlich Interesse an indischer Geisteswelt geweckt und gefördert worden. In dem 1904 veröffentlichten Vortrag, den er auf dem Kongreß „Um die Einheit der Wissenschaft“ in St. Louis

anlässlich der dortigen Weltausstellung gehalten hat, mahnt er, im Rahmen religionsvergleichender Studien die altindischen Religionen nicht zu übersehen. „Die Wissenschaft von den Religionen der Menschheit wäre enger und ärmer, fehlte unter den Stimmen der Völker die Stimme des Volkes, das die Gebete und Opfer des Veda, die geheimnisumwobene Gestalt Buddhas hervorgebracht hat.“ — Ein großer Aufsatz von A. v. Janson befaßt sich auf Grund eigener Anschauung mit der bildenden Kunst Japans, darin wird auch die meist vernachlässigte Architektur mitbehandelt. Sehr instruktiv werden China und Japan konfrontiert in den zeitgeschichtlich höchst aufschlußreichen Reisebriefen, die ein Kenner der Welt, der päpstliche Abgesandte Monsignore Graf Vay von Vaya, an die Deutsche Rundschau schickt.

Über die deutsche Südpolarexpedition unter Leitung von Drygalski wird ein interessanter Bericht vorgelegt. „Wir haben auf unserer Fahrt durch die Entdeckung des Kaiser-Wilhelm-Landes eine wichtige geographische Frage gelöst.“ — Der bedeutende Geograph Friedrich Ratzel, reger Mitarbeiter der Deutschen Rundschau, stirbt.

Die beiden Siebzigjährigen, Wilhelm Dilthey und Ernst Haeckel, sind gewiß zwei geistige Antipoden, doch beide für das Denken dieser Zeit eminent charakteristisch. Man sieht, auch diese Zeit war keineswegs einseitig festgelegt. Mitarbeiter Rodenbergs sind sie beide seit langem. Wilhelm Bölsche grüßt seinen Lehrmeister Haeckel; eine akademische Würdigung Diltheys gibt Ludwig Stein.

Welt des Buchs und der Bühne

Die wahre Tribüne der Zeit ist in den neunziger Jahren das Theater, das Schauspiel gewesen. Und hier führt in Deutschland unumstritten Berlin. 1894 eröffnet Otto Brahm das Deutsche Theater mit einer Aufführung von Gerhart Hauptmanns „Weber“. Diese Aufführung wird zum „Triumph der realistischen Bühnenkunst“, das war die Kunst, die im gleichen Jahre durch ein Gastspiel der Pariser Freien Bühne, „Théâtre libre“, von Antoine neue Anhänger gewann, es brachte erstmals Ibsens „Gespenster“ und Björnsons „Fallissement“.

Zehn Jahre später: ein nicht weniger bedeutungsvolles Datum. Dem realistischen Bühnenstil tritt ebenbürtig der romantische, wie man ihn damals nannte, zur Seite: der große Theatermagier Max Reinhardt beginnt seinen Siegeszug.

Das literarische Ereignis bildete nach wie vor, etwa bis 1914, jede Hauptmann-Premiere, die bei Brahm vor sich ging. Doch den stärksten Erfolg trug in der Saison 1903/04 die tragische Schulkomödie „Traumulus“ von Arno Holz und Oskar Jerschke davon. Bernard Shaw, selbst von dem strengen Karl Frenzel, dem langjährigen Theaterchronisten der Deutschen Rundschau, freudig begrüßt, wird nun auch auf deutschen Bühnen heimisch. Daneben interessiert Oscar Wilde mit seinen Gesellschaftskomödien, vor allem mit seiner „Salome“, die um diese Zeit von Richard Strauß vertont wird.

An illustren Gästen fehlt es nicht. Die berühmtesten Schauspielerinnen der Epoche erscheinen: Sarah Bernhardt und Eleonore Duse. Eine russische Truppe führt ein Drama „Die Juden“ auf, das ein erschütterndes Bild der Judenverfolgungen in einer russischen Provinzstadt zeichnet. Das Publikum, notiert Frenzel, hat es in Ergriffenheit mitangesehen...¹⁾

Der Freund Gorkis, dessen „Nachtasyl“ in Reinhardts Inszenierung viele Aufführungen erlebte, Anton Tschechow, stirbt, nur 44jährig, in Baden-

¹⁾ Und 30 Jahre später? Nachlesen mag man es im Aprilheft 1954 der Deutschen Rundschau: „Die Endlösung der Judenfrage“. D. Verf.

weiler, wo er, schwer lungenkrank, vergebens Heilung suchte. Die Stücke dieses unvergleichlichen Meisters gedämpfter Stimmungskunst haben auch in Deutschland stark nachgewirkt. Die Musikwelt beklagt den Tod des „böhmischen Erzmusikanten“, Antonin Dvorák.

Als die am meisten gefragten Bücher nennt eine Umfrage bei den Leihbibliotheken an erster Stelle die „Briefe, die ihn nicht erreichten“, die ohne Autornamen herausgekommen waren, was den Reiz der Neuheit natürlich noch erhöhte. (Wir kennen heute die Autorin, es war die Baronin von Heyking.) An zweiter Stelle figuriert ein Werk der Heimatkunst, G. Frenssens „Jörn Uhl“; den dritten Platz hält Thomas Mann mit seinen „Buddenbrooks“. Es folgt Franz Adam Beyerlein mit „Jena oder Sedan“, kennzeichnend für das militärpolitische Interesse weiter Leserschichten, wie denn auch Beyerleins Soldatenstück „Zapfenstreich“, trotz geringer künstlerischer Qualitäten, damals volle Häuser machte.

Die Baronin von Heyking war Verlagsautorin, und so ergab es sich, daß sie verschiedentlich mit ihren Gesellschaftsskizzen in der Deutschen Rundschau zu Worte kam. Im Grunde setzt sie eine literarische Tradition fort, nämlich Spiel in der Fremde, im diplomatischen Milieu. Man könnte vielleicht sagen, Rudolf Lindau war ihr ein Anreger gewesen. Von Rudolf Lindau, dem weitgereisten Diplomaten, sind viele Berichte und Erzählungen in der Deutschen Rundschau erschienen, eine Sammlung seiner Novellen wird von Erich Schmidt mit warmer Anerkennung angezeigt. Gesellschaftsskizzen steuert auch Marie von Bunsen bei; aus ihrer Kindheit plaudert Marie von Ebner-Eschenbach.

Zehn Jahre vorher war der Jahrgang 1894/95 mit Theodor Fontanes „Effi Briest“ eröffnet worden. Ein literarisches Ereignis! Seit 1876/77 Gottfried Kellers „Zürcher Novellen“ in der Deutschen Rundschau herausgekommen waren, sind alle die Autoren, für die sich einst der junge Rodenberg eingesetzt hatte, schon historisch geworden. So kann in dem Jahrgang 1904 Albert Köster den Briefwechsel zwischen Theodor Storm und Gottfried Keller veröffentlichen, Betsy Meyer Erinnerungen an ihren Bruder Conrad Ferdinand, Anton Bettelheim Reminiszenzen an Auerbach und Rosegger.

Die neue Generation scharte sich indessen um die Neue Rundschau des Verlages S. Fischer. Dort ist das erste Prosawerk eines 26jährigen erschienen, der bisher nur mit einigen Gedichten hervorgetreten war, der „Peter Camenzind“ von Hermann Hesse. Es war das eigentliche literarische Ereignis vor 50 Jahren.

Die Weltlage: Zwischen Krieg und Frieden

Vor 50 Jahren also lag aller Nachdruck der Deutschen Rundschau auf ihrem gelehrten und ihrem politischen Teil. Sie war damit das richtige Gegenstück zur Vossischen Zeitung, der „Königlich privilegierten Zeitung von Staats- und gelehrten Sachen“, deren „Sonntags-Beilage“ mit Recht berühmt war. Blatt der Berliner Intelligenz, eine der ältesten deutschen Zeitungen überhaupt, konnte die Vossin, wie sie Theodor Fontane zu nennen pflegte, 1904 ihr 200jähriges Bestehen feiern. (Noch bis 1934 war sie am Leben!) Es wird nun noch nötig sein, einen Blick zu werfen auf die politische Welt, die Welt der Staaten, der Großmächte, zu denen das neue Deutsche Reich seit 1871 gehörte. Dabei ist zunächst einschränkend zu bemerken, daß auch auf diesem Gebiet die Deutsche Rundschau die oben charakterisierte Haltung bewahrte: sie hat sich nirgends eingemengt in den Streit um innerpolitische Fragen, darüber wurde ja genugsam disku-

tiert. Ihr Feld war die Außenpolitik; über die politische Weltsituation vor 50 Jahren kann man sich aus der Deutschen Rundschau gut unterrichten.

Freilich war diese Zurückhaltung nicht immer berechtigt, da spielte beispielsweise 1904 der blutige Aufstand der Hereros in Südwestafrika in den politischen Debatten der Zeit eine große Rolle. Er wurde als höchst peinlich empfunden, er warf kein gutes Licht auf die deutsche Kolonialverwaltung. Die Deutsche Rundschau hätte hier, schon dem Ausland zuliebe, eine sachliche Darstellung geben müssen, wie es denn eigentlich zu dem Aufstand gekommen war. Nichts dergleichen, sie erklärt kurz und bündig, auf Untersuchung der Schuldfrage käme es jetzt nicht an, man müsse vielmehr alles tun, um mit dem Aufstand fertig zu werden.

Politik, zumal Politik einer Großmacht, wie sie mit tönenden Worten des Kaisers das Deutsche Reich betrieb, trug in die so sichere Welt des Bürgers ein starkes Element der Unsicherheit. Diese zu bannen, gab es nach damaliger Auffassung nur *ein* Mittel: sich militärisch zu stärken durch Ausbau des Heeres und der Flotte. Der Satz: Si vis pacem para bellum war für alle Regierungen, nicht nur die deutsche, heute wie gestern, unumstößliches Dogma. Die dagegen angingen, waren in erschreckender Minderheit und ohne Wirkung, sie wurden höchstens, wie 1905 die mutige Berta von Suttner („Die Waffen nieder!“) mit dem Friedens-Nobelpreis bedacht. Kurz, auch geistig die so nötige Aufrüstung vorzubereiten, das war für die Deutsche Rundschau eine selbstverständliche Pflicht. Und so lesen wir zur Stützung des Flottenbauprogramms zwei Aufsätze von Curt Frhr. v. Maltzahn über „Wirtschaftsleben und Seekrieg“ und anschließend über die „Blockade als Mittel des Seekrieges“. Ex eventu geurteilt, hat gerade die Flottenvermehrung das herbeigeführt, was man verhindern wollte. Die weitausgreifende Abhandlung des Generals W. v. Blume „Staat und Gesellschaft in einem großen Kriege unserer Zeit“ blieb dagegen bei allen maßgebenden Stellen des In- und Auslandes unbeachtet. Der Aufsatz war nicht als Drohung, sondern als Warnung geschrieben. Er zeigte peinlich genau auf, welche kaum lösbaren Schwierigkeiten ein großer Krieg heutzutage im Gefolge hat, Schwierigkeiten der Lebensmittelbeschaffung für die Zivilbevölkerung, der Finanzierung usw. Vor allem wies er darauf hin: „Die vielfach verbreitete Ansicht, daß ein Krieg zwischen europäischen Großmächten nur von kurzer Dauer sein könne, ist irrig und gefährlich.“

Und trotzdem: man spielte freventlich mit dem Feuer. Friedrich Paulsen, der gefeierte Berliner Hochschullehrer, kommt ganz aufgeregt von einer Englandfahrt zurück. Er hat in weiten Kreisen eine starke Verstimmung gegen Deutschland feststellen müssen, die neue Nahrung fand durch einen auch in England weit verbreiteten politischen Schauerroman „Der Weltkrieg“, Deutsche Träume von A. Niemann. Da steht Rußland gegen England, Deutschland greift ein... zum Schluß hält der Deutsche Kaiser seinen triumphalen Einzug in London. Paulsen warnt, er verlangt von Presse und Schreibern mehr Zurückhaltung, größere Verantwortlichkeit. Wie kann man, fragt er, zwei große stammverwandte Völker gegeneinander aufhetzen, wie kann man sich wundern, daß England ernstlich besorgt ist und geneigt, „gegen Deutschland Bundesgenossen zu gewinnen à tout prix!“

Was Paulsen vorausgeahnt hat, wird Wirklichkeit. Mehr und mehr trat England aus der lang geübten „splendid isolation“, mehr und mehr wurde dafür Deutschland in eine Isolierung gedrängt. Das fängt damit an, daß eine Annäherung zwischen England und Frankreich vollzogen wird. Wenn à la longue die Abmachung zwischen Frankreich und England, die im April 1904 bekanntgegeben wurde und zur Entspannung (détente) beitragen sollte, de

facto den Grund legte zu einer Entente cordiale, zu einer Schicksalsgemeinschaft, so war das den deutschen Gegenspielern zu verdanken. Selbst in Frankreich wurde anfänglich das Vertragswerk, wenn man es so nennen darf, sehr nüchtern, beinahe skeptisch aufgenommen. Man nahm es hin, und die Deutsche Rundschau stimmt dem zu, als Ausdruck des Friedenswillens zweier großer Nationen. Ja, in Übereinstimmung mit der Revue des Deux Mondes meint sie, es könnte die neu geschaffene Entente dazu beitragen, das Feuer im Fernen Osten zu löschen.

Inzwischen war nämlich vor Port Arthur, ohne förmliche Kriegserklärung, ganz wie später vor Pearl Harbour, der russisch-japanische Krieg ausgebrochen. Dieser Krieg war nicht unerwartet gekommen. Der Kampf um Asien wurde regelmäßig von einem Sachkenner, dem Herrn von Brandt, der lange Jahre in diplomatischen Diensten im Fernen Osten zugebracht hatte, in der Deutschen Rundschau glossiert. Dazu kam, schon im August 1903, ein geradezu alarmierender Artikel von dem gründlich unterrichteten Historiker Chinas Otto Franke über „Japans asiatische Bestrebungen“. Darin heißt es: Die japanische Bewegung hat einen Gegenstrom in dem Vordringen des Slawentums. „Früher oder später, auf die eine oder andere Weise, muß ein Ausgleich zwischen dem japanischen Strome und dem russischen Gegenstromen stattfinden.“ Der Unterstützung der USA sicher, entschied sich Japan für die Kriegsweise.

Warum der Vereinigten Staaten? Nun, weil sie hofften, so dem russischen Vormarsch Einhalt gebieten zu können. Mittlerweile waren die USA nämlich selbst durch Annektierung der Philippinen eine ostasiatische Macht geworden. Sie haben das schon 1900, auch äußerlich, bekundet, als sie sich, vereint mit den europäischen Großmächten und mit — Japan, an der Strafexpedition gegen China beteiligten. Es sollte nach einem Wort Theodore Roosevelts, des militanten Staatspräsidenten, die Welt wissen, „daß der Stille Ozean ebensowohl unser heimisches Gewässer sei wie der Atlantische“.

Der amerikanische Imperialismus datiert seit dem spanisch-amerikanischen Kriege, er ist das normale Ergebnis einer an sich staunenswerten nationalen Entwicklung. Wenn auch sein erstes Motiv ohne Frage das materielle nach Macht und Reichtum ist, so ist, schreibt ein guter Kenner, ein zweites ideelles nicht zu übersehen. Es bekundet sich in dem Drang zu missionieren und amerikanisieren. Unerschütterlich sein Glaube, es würden *seine* Sprache, *seine* Literatur, *sein* politisches Glaubensbekenntnis demnächst die Welt erobern. Dem britischen Vetter wird dabei, wie sich ganz von selbst ergibt, der zweite Platz eingeräumt, „für sich fordert er auf alle Fälle den ersten und besten Platz in der Welt. Darüber läßt er nicht mit sich reden.“

Wo steht das, wo ist das zu lesen? Im ersten Band des Jahrgangs 1902/03 der Deutschen Rundschau, dort steht diese Betrachtung über den „Imperialistischen Gedanken in Amerika“, als Verfasser zeichnet Wolf von Schierbrand, New York. Dieser Aufsatz ist wirklich schon vor einem halben Jahrhundert geschrieben und veröffentlicht worden und nicht erst heute.

Damit haben wir den Anschluß an die Gegenwart erreicht, Vergangenheit geht in Gegenwart über. Wundern kann das nur den, der ausschließlich und einseitig den fortgesetzten Wandlungen des Geschichtsbildes nachgeht und dabei übersieht, daß es neben den variablen Größen auch konstante gibt, daß ein Kontinuum vorhanden ist. Mehr, weit mehr, als hastige Schwärmer des Heute, des Jetzt ermesen, bindet uns alle noch an die Welt vor einem halben Jahrhundert. Ist dem so, dann liegt darin auch die Rechtfertigung dieser Rückschau. Diese Welt von 50 Jahren ist weder geistig noch politisch uns völlig verschwunden.

Über die Ähnlichkeit im Bilde

Die Frage nach der Ähnlichkeit eines Bildes pflegt als die erste gestellt und beantwortet zu werden, wo das gemalte Porträt eines Lebenden, den wir kennen, unser Urteil herausfordert. Urteilen heißt vergleichen, und so vergleichen wir die Naturform, soweit sie uns gegenwärtig ist oder in unserer Vorstellung lebt, mit der Kunstform, die der Maler geschaffen hat, zunächst auf ihre äußere Übereinstimmung, auf ihre „Richtigkeit“ hin. Stimmen Haut- und Haarfarbe, sind Augen, Nase und Mund im rechten Verhältnis zueinander, ist die Haltung des Kopfes und des Körpers, ist der Ausdruck, der Blick, das Lächeln oder der Ernst im Antlitz uns vertraut? Wenn das alles stimmt, wenn uns nichts befremdet, so sind auch wir ohne weiteres geneigt, zuzustimmen, die Richtigkeit anzuerkennen, die Ähnlichkeit und damit das Bild selbst zu loben.

Die Ähnlichkeit im Bilde scheint also die natürlichste Sache von der Welt und ihre Erkenntnis kein Problem. Dennoch lehrt die Erfahrung, daß die Urteile über Ähnlichkeiten ganz außerordentlich verschieden zu sein pflegen, und zwar auch unter Menschen, die den Dargestellten gleich gut zu kennen glauben, die ihm vielleicht verwandt und seit Jahren befreundet sind. Die Porträtisten wissen ein Lied davon zu singen, mit wieviel Wünschen, Einsprüchen, Einwendungen die liebevollen Eltern das Bildnis ihres Kindes, die tieftrauernd Hinterbliebenen das Porträt ihres Erbonkels begleiten und in ungezählten Fällen ganz und gar ablehnen. Sind die betroffenen Maler nun allesamt Stümper, die von der wahren Ähnlichkeit keinen Begriff haben? Sind sie nicht eigentlich durch ihr handwerklich geschultes Auge wie durch ihre Hand besonders geübt, die Wesensmerkmale eines Menschen zu erkennen und festzuhalten?

„Man ist niemals mit einem Porträt zufrieden von Personen, die man kennt. Deswegen habe ich die Porträtmaler immer bedauert. Man verlangt so selten von den Leuten das Unmögliche, und gerade von diesen fordert man's. Sie sollen einem jeden sein Verhältnis zu den Personen, seine Neigung und Abneigung mit in ihr Bild aufnehmen; sie sollen nicht bloß darstellen, wie sie einen Menschen fassen, sondern wie jeder ihn fassen würde. Es nimmt mich nicht Wunder, wenn solche Künstler nach und nach verstockt, gleichgültig und eigensinnig werden.“

Diese Bemerkung Goethes in den Wahlverwandtschaften bestätigt die Problematik einer Ähnlichkeit, die allgemein verbindlich sein und allen Genüge tun soll. Kein anderer als Goethe selber ist durch seine zahlreichen Bildnisse von Malern, Zeichnern und Bildhauern der Nachwelt so verschieden überliefert worden, daß es heute ungemein schwierig ist festzustellen, welches Bildwerk seiner äußeren Erscheinung, seiner „Wirklichkeit“ am meisten gerecht werde. An der Hand der Bilder wandern wir

durch siebenzig Jahre seines gesegneten Lebens, und alles, was wir durch ihn erlebt haben und von ihm wissen, wandert ungesehen mit. Am Ende ergibt sich, daß auf jedes dieser Dichterjahre zwei bis drei Bildnisse entfallen — läßt sich ihre jeweilige, der Altersstufe entsprechende Ähnlichkeit objektiv feststellen? Gewiß nicht. Wir sind auf unseren Instinkt, unseren Glauben und unsere Vorstellung von dem Phantasiebilde des Geistesmenschen angewiesen, dessen Entsprechung im leiblichen Bilde wir suchen. Da will es scheinen, daß die Künstler mit dem jungen Goethe wenig, mit dem reifen Manne auch nicht viel, mit Goethe dem Greis noch am ehesten etwas anzufangen gewußt haben, was dem Bedürfnis nach Ähnlichkeit entgegenkommt.

Denn in der Tat lebt das Bild des Dichters heute, soweit es zur volkstümlichen Vorstellung geworden ist, als Bild eines würdigen alten Herrn im Staatsrock, der mit Verehrern weise Gespräche führt. Mit dem Dichter des Faust und des Tasso hat diese Gestalt im Grunde nicht viel Ähnlichkeit. Doch halt: woher kommt uns dieser Widerspruch? Unwillkürlich haben wir unsere eigene Phantasievorstellung der nüchternen Kreidezeichnung von Heinrich Lips oder der korrekten Büste von Martin Klauer entgegengesetzt und bestreiten eine Ähnlichkeit, die vielleicht doch vorhanden war zur Zeit, als die Bildwerke nach der Natur entstanden!?

Wenn nun Goethe mit vierzig Jahren gestorben wäre, so würde sein Jugendbild lebendiger in die Erinnerung der Nachwelt eingezogen sein als jetzt, wo es durch Porträts und Denkmäler, die seine Erscheinung aus den Jahren der Reife festhalten, verdrängt worden ist. Während die Jugendbildnisse mehr oder weniger das Ergebnis zufälliger Begegnungen mit Künstlern sind, die das Mittelmaß nicht überragten, fanden sich später mit dem wachsenden Ansehen des Dichters auch namhafte Meister ein wie Rauch und Tieck, die im Jahre 1820 ihre sogenannten „Atempo-Büsten“ schufen, wobei sie nach Goethes Tagebuch die vorhandene Gesichtsmaske, die vermutlich noch von Shadow stammte, „ausdruckten“. Das Resultat fiel ziemlich verschieden aus: während Tieck mit sachlicher Durchführung aller Einzelheiten der Natur treu blieb, arbeitete Rauch alle Züge kräftiger heraus, gab dem Haupte eine gebieterische Wendung und steigerte derart das Urbild zum Monumentalen hin. Goethe selbst fand die Büste „wirklich grandios“, obwohl er lächelnd feststellte, daß sie eine gewisse Eigenheit seiner Schädelbildung unterdrückt, also keine absolute Ähnlichkeit anstrebt. Der Künstler hat sich die Freiheit genommen, die irdische Erscheinung des Dichters durch den Ausdruck seiner geistigen Größe über die unmittelbare Ähnlichkeit hinaus zu steigern. Er hat damit die Forderung Napoleons erfüllt, der bei einer Porträtsitzung zum Maler J. J. David sagte: „Ähnlichkeit? Niemand weiß Bescheid, ob die Porträts der großen Männer ähnlich sind oder nicht — es genügt, wenn ihr Genie darin lebt!“

In diesem Sinne sind auch die zahlreichen Darstellungen des Imperators aus seiner Glanzzeit keine zuverlässigen Dokumente über das Urbild, sondern Heroisierungen seiner Person und zugleich Spiegelung seiner Wirkung auf die Zeitgenossen. Man malte und modellierte ihn, wie er gesehen sein wollte. Die zeitgenössische Karikatur sorgte dann freilich

verschwenderisch für die Gegenprobe, aber ihrem Wesen gemäß übertrieb sie nach der negativen Seite hin ihre Charakteristik, so daß auch aus ihr ein zuverlässiges Bildnis nicht zu gewinnen ist. Wer wissen will, wie Napoleon wirklich aussah, muß sich an seine Totenmaske halten, die in ihrer abgeklärten Schönheit ein Stück abgelebter Natur wahrhaft großartig offenbart.

Das Gleiche gilt auch für die Totenmaske Friedrichs des Großen. Sie ist ungleich lebendiger als die eleganten Paradebilder, die der Hofmaler Pesne in schimmernden Rokokofarben hinterlassen hat. Oder auch als der kleinbürgerliche Kupferstich von Chodowiecki. Es war eine verhängnisvolle Fügung, daß sich in der deutschen Kunst zu Lebzeiten des Königs kein Meister fand, der seine äußere Erscheinung glaubhaft, also naturgetreu überliefert hat, von einer Erfassung seiner menschlichen und staatsmännischen Größe gar nicht zu reden. Die zahlreichen Kleinmeister, die sein Bild im Volke verbreiteten, zeichneten oder malten ab, was ihnen an Vorlagen unter die Hände kam, sie hielten sich an Äußerlichkeiten, an die gebückte Haltung hoch zu Roß, an den gestrengen Blick und den Krückstock, und so wurde das Bild des „Alten Fritz“ allgemach zu einer volkstümlichen Vorstellung des Königs überhaupt. Es hat länger als ein halbes Säkulum gedauert, bis Christian Rauch durch sein Friedrich-Denkmal in Berlin diese Vorstellung sozusagen aus dem Staube ihrer Zeit erhob und monumental verklärte. Eindringlicher noch hat freilich Adolf Menzel das Bild der friderizianischen Epoche zugleich mit dem Bilde ihres Schöpfers der Nachwelt überliefert. Die suggestive Kraft dieser künstlerischen Wiederbelebung ist so stark, daß wir heute den König, seine Feldherren und Soldaten nur noch mit Menzels Augen sehen, daß wir seinen Gemälden und Zeichnungen, namentlich seinen grandiosen Holzschnitten mehr Glauben schenken als den unzulänglichen Bildern der zeitgenössischen Porträtisten. Man kann hier von der Überzeugungskraft einer posthumen Ähnlichkeit sprechen, die den beglaubigten Dokumenten der Zeit unendlich überlegen ist.

Beim Rückblick in die Geschichte der Kunst ergibt sich, daß die Ähnlichkeit im Bildnis ein wandelbarer Begriff ist und zu verschiedenen Zeiten verschieden aufgefaßt und angestrebt wurde. Es ist keineswegs so, daß die Entwicklung von den primitiven Uranfängen in der Wiedergabe des Menschen zu immer größerer Ähnlichkeit, zur Differenzierung der künstlerischen Aufgabe geführt hätte. Es hat Epochen hoher künstlerischer Kultur gegeben, die im vollen Besitze handwerklich-technischen Könnens waren und dennoch die individuelle Ähnlichkeit gar nicht als darstellerisches Problem empfanden. Und wiederum tauchen unvermutet nach den Zeiten der allgemein gültigen Typisierung, der Kennzeichnung durch Attribute usw., Charakterköpfe auf, die als psychologische Dokumente unübertrefflich sind.

Ein großer Reichtum individuellen Ausdrucks belebt das griechische Bildnis, doch in der Zeit der Hochblüte verliert das Individuelle an Reiz, und der Typus beherrscht auch das profane Bildnis. Die überwiegende Beschäftigung mit den Göttern mußte auf die Darstellung der Menschen

abfärben. Ein weiterer Grund zur Stilisierung war, daß das Bildnis am frühesten und häufigsten an den Grabreliefs auftrat, Verstorbene aber wurden zu Zwecken der Erinnerung im Bilde veredelt. Demgemäß spricht die Poetik des Aristoteles davon, daß der Dichter in der Tragödie es den Meistern in der Porträtmalerei nachtun müsse, „die ebenfalls, während sie die individuelle Gestalt wiedergeben, die Porträts zwar ähnlich machen, aber zugleich idealisieren“. Aus Theben stammt sogar ein Staatsbeschuß über die Ähnlichkeit im Bilde: Maler wie Bildhauer hatten die Dargestellten zu veredeln, bei 1000 Drachmen Strafe! Es ist dabei gewiß viel, was die Künstler trotzdem an Porträtstreue ihren berühmten Männern gegenüber geleistet haben müssen, auch wenn man in Betracht zieht, daß ganze Generationen an den Büsten und Standbildern von Homer, Sokrates, Solon oder Platon gearbeitet haben, um den Typus des Dichters, Denkers oder Staatsmannes geistig zu individualisieren.

In der römischen Kaiserzeit gewinnt das Problem der Ähnlichkeit einen ganz neuen Horizont. In Rom und überall, wo römische Bürger sich niederließen, erstand mit einem neuen Typus des Hauses, des städtischen wie des ländlichen Familiensitzes ein Familiensinn, der von dem griechischen sehr verschieden war. Wo aber Familiensinn herrscht, da wird das Bedürfnis nach dem intimen Bildnis rege, das die Ähnlichkeit bewahrt. Zudem meißelte das bewegte staatspolitische Leben des Imperiums ganze Geschlechter von Charakter- und Herrscherköpfen heraus, die sich unterschieden wußten und auch im Bildwerk unterscheiden wollten. Nirgends in der ganzen früheren Bildniskunst begegnet uns ein derart ausgeprägter Intellektualismus, nirgendwo soviel sachliche Psychologie, nirgendwo soviel „sprechende“ Ähnlichkeit. Aufstieg und Niedergang des alten Roms spiegeln sich in diesen Köpfen.

An all diesen Zeugnissen der antiken Physiognomie ist die Plastik beteiligt, von der Malerei hat sich zu wenig erhalten, um Schlüsse daraus zu ziehen. Merkwürdig genug, daß eine so fortgeschrittene Kunstübung für beinahe ein Jahrtausend sich im Dunkel verliert, um einer starr schematischen Menschendarstellung den Platz zu räumen. Denn durch das ganze frühe Mittelalter, bis fast an die Schwelle der neuen Zeit nehmen die Bildnisse einen unpersönlichen Charakter an. Wir können uns nicht einmal von den höchsten Würdenträgern der damaligen Welt, von Kaisern und Päpsten, eine zuverlässige Vorstellung machen, selbst die Münzen, die letzten Hilfsmittel der Porträtbestimmung, lassen uns da im Stich. Was die Miniaturen, Mosaiken und Elfenbeinschnitzereien überliefern, sind meist fromme Sinnbilder mit entsprechenden Attributen der weltlichen oder geistigen Macht, Herrschersymbole ohne den Anspruch auf Ähnlichkeit mit Theoderich, Karl oder Otto dem Großen. Erst spätere Zeiten haben wieder ein Porträt-Bedürfnis entwickelt und dann auch nachzuholen versucht, was die Vergangenheit versäumt hatte. Das anschaulichste Beispiel dieser posthumen Bildnerei ist wohl das Grabmal Kaiser Maximilians in der Innsbrucker Hofkirche mit seinen 28 Erzbildern der kaiserlichen Vorfahren, denen die Erzgießer, unbekümmert um zeitgeschichtliche Treue und individuelle Ähnlichkeit, die Gesichter und Gewänder des 16. Jahrhunderts verliehen haben.

Das Einzelporträt als Tafelbild kam erst im 15. Jahrhundert durch die Niederländer auf, zur gleichen Zeit, als in Italien das Bildnis im Rahmen der zyklischen Wandbilder wieder persönliches Leben gewann. Nun entstehen in allen Schulen jene frappierend ähnlichen Bilder und Büsten des Quattrocento, die sich, was schlagende Kraft des neutralen Ausdrucks anlangt, am ehesten der Porträtkunst des alten Roms an die Seite stellen lassen. Man scheute auch vor Mißbildungen nicht zurück im Eifer der Naturtreue. Selbst als die großen Meister der Renaissance bereits ihr Schönheitsideal der großen Haltung und Gebärde als Stilideal durchgesetzt hatten, konnte Raffael in seinen römischen Porträts noch die glänzendsten Beispiele für eine Bildnismalerei schaffen, welche die Ähnlichkeit der Person als oberstes Gesetz der Form anerkannte.

In den Bildnissen dieser Epoche südlich und nördlich der Alpen tritt ein neuer Mensch ans Licht. Eine Familienähnlichkeit wird offenbar, die trotz der ungeheuren Unterschiede im Wesen ihrer Urheber siegreich durch jedes Kostüm hindurchleuchtet. Von Leonardo bis Tizian pflegten alle Künstler das Bildnis, der einzige Michelangelo wollte nichts von ihm wissen: „Er sträubte sich dagegen, das Lebendige ähnlich darzustellen, wenn es nicht von unendlicher Schönheit war“, berichtet Vasari. In einzelnen Fällen ging das Porträtbedürfnis bis zur Darstellung einer dreifachen Ansicht desselben Modells auf einer Bildfläche. So hat Lorenzo Lotto einen Edelmann zugleich von vorn und von beiden Profilseiten gemalt, dasselbe Problem hat sich van Dyck mit Karl I. und Ph. de Champagne mit Richelieu gestellt. Man wird schwerlich sagen können, daß solche Experimente das Thema erschöpfen. Hier wird der Bildhauer, dem drei Dimensionen zur Verfügung stehen, immer das erste Wort behalten.

In einem der wenigen Schriftstücke, die von Rembrandt bekannt sind, sagt er, er habe versucht, den Dingen, also vor allem seinen Menschen, die größte und natürlichste Beweglichkeit zu geben. Das klingt sehr harmlos, und doch ist damit das Problem einer neuen Kunst gestellt. Zumal für das Gruppenbildnis hat Rembrandt durch das Motiv der Aufmerksamkeit den Anhaltspunkt für eine gesteigerte Ähnlichkeit gewonnen, eine psychologische Spannung, die das Wesen jedes Einzelnen im Bilde individuell herauslockt. Zugleich beginnt eine Malerei, die mit Teilempfindungen von Farbe, Licht und Luft, von Hell und Dunkel, Ruhe und Bewegung arbeitet, wie sie gleich momentan noch nicht empfunden ward. Eine Malerei, die undeutlich sieht, um deutlich zu sein, um der sprühend lebendigen Natur näherzukommen. Der Impressionismus hat aus Rembrandt die Anregung geschöpft, dem „Augenblick Dauer zu verleihen“ und damit auch der geistigen Bewältigung des Bildnisses ein neues Problem der Ähnlichkeit gestellt.

Beschließen wir unseren Rückblick durch die Erinnerung an ein Wort Max Liebermanns, der durch seinen trockenen Berliner Witz das Problem der Ähnlichkeit mit verblüffender Kürze zu lösen wußte. Er hatte einen sehr begüterten Zeitgenossen porträtiert, der das fertige Bild sehr kritisch musterte und schließlich die Ähnlichkeit bezweifelte.

„Wat sagen Se da? Nich ähnlich? — Ick habe Sie ähnlicher gemalt als Se sind!“

Wohin geht der westdeutsche Film?

Versuch einer Bilanz der Entwicklung seit 1945

Über den Film, das „größte Massenbeeinflussungsmittel unserer Zeit“, ist in den vergangenen Jahren viel geschrieben worden; so viel, daß die Diskussion über dieses Thema beinahe erschöpft scheint. Es wurde mit Kritik an der Misere des westdeutschen Films nicht gespart. Den meisten dieser Kritiken gemeinsam war, daß sie sich auf eine polemische Fixierung geistiger Mängel beschränkten. Sollte in dieser Beschränkung der Grund ihrer Erfolglosigkeit liegen? Was wird erreicht, wenn man dem Publikum Banalität und Geschmacksunsicherheit, den Produzenten Geldgier vorwirft? Was nützen geistreiche Analysen der Überlegenheit etwa des französischen oder des italienischen Films? Liegt nicht allen diesen Polemiken die Illusion zugrunde, daß man mit etwas „Volksaufklärung“ und geistiger Bekehrung einiger maßgeblicher Filmleute einen grundlegenden Situationswandel bewirken könne?

Das Problem Nummer eins des Films ist seine erdrückende Körperlichkeit. Er ist an finanzielle und technische Voraussetzungen gefesselt, er bedarf einer weitverzweigten Organisation, die diejenigen aller übrigen Massenbeeinflussungsmittel, einschließlich Presse, Rundfunk und Fernsehen, weit in den Schatten stellt. Der Rundfunk verfügt (zumindest in den europäischen Ländern) über eine gesicherte finanzielle Basis — durch die Hörergebühren — und er braucht keine öffentlichen Empfangslokale zu unterhalten: das Rundfunkwesen besteht aus Produzenten (im Funkhaus) und Hörern (in den Wohnstuben). Eine Tageszeitung kann von fünftausend Lesern leben und bedarf keiner vermittelnden Organisationen, um ihr Publikum zu erreichen. Hingegen ist die Verbindung vom Filmproduzenten zum Abnehmer mit zwei — leider unentbehrlichen — Zwischenorganisationen belastet: Verleih und Filmtheater. Kein noch so genialer Drehbuchautor oder Regisseur kann diese Klippen einfach überspringen. Das Filmwesen ist seiner Struktur nach in erster Linie ein Wirtschaftszweig, dann erst Bildungsanstalt. Vollends deutlich wird dies durch einen Vergleich mit dem Theater. Der Weg des Schauspielers zum Publikum führt lediglich über zwei Leute: Dramaturg und Intendant. Im ganzen Land stehen spielbereite Anstalten, die auf sein Manuskript — sofern es gut ist — warten. Der Drehbuchautor (von den technischen Kenntnissen, die er mitbringen muß, ganz zu schweigen) sieht sich einer Vielzahl von Personen und Instanzen gegenüber, die Mitspracherecht beanspruchen. Er wendet sich an die Chefs einer Produktionsgesellschaft. Deren Zusage ist abhängig vom vorherigen Einverständnis

des Verleihs. Der Verleiher kann nicht ohne den Segen der Filmtheaterverbände entscheiden. Ferner: eine Hörspiel-, Schauspiel- oder Fernsehspielinszenierung kostet im Höchstfalle einige tausend Mark. Die Produktion eines Filmes kostet durchschnittlich fast eine Million DM. Hinzu kommen die Gebühren für den Verleih. Schiller schrieb seine Dramen für eine soziologisch klar begrenzte Publikumsschicht von etwa zehntausend Menschen. Ein heutiger Film muß von mehreren Millionen besucht werden, um nicht die Tausende Geldgeber, Produzenten, Schauspieler, Techniker, Vermittler und Theaterbesitzer, die ihn tragen, in (oft existenzgefährdende) finanzielle Verluste zu stürzen.

Schon diese wenigen Bemerkungen dürften klarlegen, daß mit moralischen Invektiven allein hier nichts zu erreichen ist. Um den schwerfälligen Organisationskörper des Filmwesens zu spiritualisieren, um dem schöpferischen Einzelmenschen gegenüber der Anonymität des riesigen Apparates Macht und Einfluß zu schaffen, bedarf es weniger schöner Reden als vielmehr durchgreifender Änderungen der ökonomischen Struktur dieses Wirtschaftszweiges. Tatsächlich ist ein Prozeß der Vereinfachung seit über fünfundzwanzig Jahren im Gange. Wenn er auch in den einzelnen Ländern recht verschieden verlief, so zeichnete sich doch eine deutliche gemeinsame Entwicklungslinie ab: die beiden unteren Glieder des Filmwesens, Verleih und Lichtspielhaus, wurden zusehends entmachtet, ihres Mitspracherechts an der Produktion beraubt. Alle größeren Produktionsfirmen gingen dazu über, sich eigene Verleihorganisationen aufzubauen, die größten unter ihnen begannen, Filmtheater aufzukaufen oder aus eigenen Mitteln neu zu bauen. Die Mehrzahl aller Verleihunternehmen und ein hoher Prozentsatz der Lichtspielhäuser gehören heute bereits den großen Produktionsfirmen. Das gilt für die ganze westliche Welt — ausgenommen die Deutsche Bundesrepublik.

Bis 1945 lief die Entwicklung in Deutschland parallel dieser internationalen Tendenz. UFA, Tobis, Bavaria und einige andere verliehen ihre Filme direkt an die Theater in aller Welt. Noch heute „besitzt“ die UFA — auf dem Papier — 44 Kinos in Westdeutschland. Mit der Kapitulation im Mai 1945 änderte sich die Lage: sämtliche großen deutschen Filmproduktionsfirmen wurden durch alliierten Beschluß aufgelöst, ihre Neukonstituierung nicht gestattet. Leider läßt sich die Feststellung nicht umgehen, daß diese Entscheidung der Siegermächte weitgehend von der Absicht diktiert war, die deutsche Konkurrenz auszuschalten. Zur Entnazifizierung hätten personelle Umbesetzungen innerhalb der bestehenden Organisationen genügt. (Die Nazis hatten die ökonomische Struktur unseres Filmwesens im großen und ganzen unangetastet gelassen, die von ihnen geschaffenen Überwachungs- und Kontrollinstanzen hatten mit den Filmunternehmen selbst nichts zu tun. So kam es, daß sich — getarnt — sogar ausgesprochen antifaschistische Mitarbeiter bis zum Schluß in diesen Unternehmen halten konnten.) Die wirtschaftliche Tragweite des alliierten Schrittes wird deutlich aus der Tatsache, daß Deutschland bis 1945 als Filmexporteur auf dem Weltmarkt an zweiter Stelle rangierte. (Noch 1952 an zehnter Stelle.) Filmexport und Inland-Filmsteuer bildeten die drittgrößte Einnahmequelle des einstigen Deutschen Reiches.

Wenn man sich auf die Feststellung einigt, daß die Produktion das Hirn jeder Filmwirtschaft darstellt, dann kam die Auflösung unserer großen Gesellschaften im Jahre 1945 einer Enthauptung unseres Filmwesens gleich. Die unausbleibliche Folge zeigte sich allorts: Kopflosigkeit. Seit jenem Datum entwickelte sich die westdeutsche Filmwirtschaft gegenüber der oben skizzierten weltweiten Tendenz in entgegengesetzter Richtung. Ein Blick auf die Verhältnisse der ersten Nachkriegsjahre ergibt ein chaotisches Bild. Der Ausfall der tragenden Finanzmächte wie der UFA, Tobis, aber auch der ebenfalls aufgelösten unabhängigen Filmbank schuf ein Vakuum, in welches abenteuerliche und unqualifizierte Kräfte einströmten. Verleih und Filmtheaterverbände erhielten über Nacht eine fast unumschränkte Gewalt über den deutschen Film, der sie in keiner Weise geistig gewachsen waren. Einen Film zu drehen, wurde zum Abenteuer. Niemand besaß das nötige Millionenkapital, um eine unabhängige Filmproduktion neu zu beginnen. Wer einen Film produzieren wollte, mußte sich Geldgeber suchen, wo immer er sie fand. Geldgeber wollen Sicherheit. Um das Risiko auszugleichen, wurden für Filmanleihen Wucherzinsen bis zu 18% üblich. Geldbeschaffung erforderte mehr Zeitaufwand und Mühe als die eigentliche Produktionsarbeit. Da die privaten Finanziere — rasch wieder zu Geld gekommene Unternehmer und Bankleute — ihre Investitionen selbstverständlich nicht als idealistischen Akt, sondern als Geschäft ansahen, hatten gewagtere (sprich: künstlerisch anspruchsvolle) Filmprojekte, an welchen es durchaus nicht mangelte, keinerlei Aussicht auf Unterstützung. Lediglich der „totsichere Erfolgsschläger“, der sich an „totsichere Erfolgsschläger“ von gestern und vorgestern anlehnte, durfte auf Finanzierung hoffen. So kam es — ohne daß das deutsche Volk barbarischer gewesen wäre als etwa das französische oder italienische — zu der sattem bekannten Kitschfilmwalze des ersten Nachkriegsjahrzehnts. Von „Grün ist die Heide“ (westdeutscher Bambi-Preisträger des Jahres 1952!) bis „Schwarzwaldmädel“: ein einziges Trauerspiel.

Die Entmachtung unserer Produktion läßt sich am deutlichsten in Zahlen ablesen: 1946 wurden in Westdeutschland 2 Filme hergestellt, 1947: 8, 1948: 22, 1949 stieg die Zahl sprunghaft auf 63, um heute bei 124 Filmen zu kulminieren. Hierzu die Zahlen der Produzenten: die 22 Filme des Jahres 1948 wurden von 20 verschiedenen Firmen gedreht. (Nur zwei Produzenten waren in der Lage, mehr als einen Film im Jahr herauszubringen.) Die Zahl der Produktionsfirmen überstieg im Jahre 1952 (rund 100) die Zahl der produzierten Filme (rund 90). Was bedeutet das? Der Filmproduzent als unabhängiger Unternehmer konnte sich in Westdeutschland bisher nicht wieder durchsetzen. Sein Schicksal entscheidet sich allzuoft mit dem finanziellen Erfolg oder Mißerfolg eines einzigen Filmes, zu dessen Herstellung er seine Firma gründete. Mag sich inzwischen auch eine leicht rückläufige Tendenz abzeichnen — die Zahl der Produktionsfirmen ist 1954 auf 80 gesunken — so ist von einer tatsächlichen Gesundung noch immer keine Rede.

Ganz anders liegen die Dinge beim Verleih. Der westdeutsche Inlandbedarf beträgt jährlich 150 bis 200 Filme. Dieser Bedarf ist von der eige-

nen Produktion unabhängig. Er wurde in den ersten Nachkriegsjahren vorwiegend aus Auslandsangeboten befriedigt, in zweiter Linie — mit weitem Abstand — aus Reprisen alter deutscher Filme. Die eigenen Neuproduktionen rangierten am Schluß. Der Verleiher ist (bei uns) vom Produzenten unabhängig. Sein Geschäft blühte vom ersten Nachkriegsjahr an. Zwar hat sich auch im Verleihbetrieb inzwischen manches gewandelt — das Auslandsangebot fiel von fast 1000 Filmen jährlich auf 350 in der gegenwärtigen Saison, der deutsche Film rückte prozentual auf — aber der Verleih blieb die einzige Stelle innerhalb des westdeutschen Filmwesens, an welcher sich seit 1945 eine nennenswerte Kapitalregeneration vollzog. Unsere Filmproduktion geriet weitgehend in Abhängigkeit vom Verleih. Die größten Produktionsfirmen, die wir gegenwärtig haben — Gloria (ihr erster Film: „Sterne über Colombo“ mit Veit Harlan!), Allianz, Schorcht — sind Gründungen und Besitz von Verleihfirmen. Da die Kosten, die ein westdeutscher Produzent dem Verleih zu zahlen hat, fast ein Viertel der gesamten Herstellungssumme eines Filmes ausmacht, ist die Überlegenheit dieser Firmen gegenüber jedem selbständigen Produzenten offenkundig.

Weit weniger sensationell verlief die Entwicklung für den westdeutschen Filmtheaterbesitzer: er wurde vom Schlag, der unsere Produktion 1945 zu Boden warf, nicht mitbetroffen, konnte aber nach Lage der Dinge nicht in eine ähnlich beherrschende Position wie der Verleiher aufsteigen. Hieran hinderte ihn vor allem die Steuerpolitik des Bundes: der Vergnügungssteuersatz, den er für jede Filmvorführung abzuführen hat, ist dreimal so hoch wie vor dem Kriege, während die Eintrittspreise im gleichen Zeitraum durchschnittlich nur um 20% heraufgesetzt wurden. Daß es dennoch in den Jahren des Produktionsvakuumms dazu kommen konnte, daß Kinobesitzerverbände hierzulande einen direkten Einfluß auf die Produktion gewannen, dürfte als einmaliges Kuriosum in die Geschichte des Filmes eingehen. Die Kinobesitzer finanzierten Filme! Filme, die sie sich wünschten, erhoffte Kassenschlager, die leider nicht immer zu Kassenschlagern wurden. Es kam nicht viel Bedeutendes dabei heraus. Doch auch hier wäre es nicht berechtigt, mit moralischem Geschütz auf diese Leute zu schießen, die ja immerhin — oft mehr schlecht als recht — ihren Lebensunterhalt von den Einnahmen ihrer Abendkassen bestreiten müssen. Denn der Bund hatte es leider unterlassen, dem zweifellos auch hier lebendigen Wunsch nach Qualität durch eine entsprechende Steuerbegünstigung des künstlerischen Films zum Durchbruch zu verhelfen.

Doch das Porträt des westdeutschen Films im ersten Nachkriegsjahrzehnt ist mit der Skizzierung dieser wenigen großen Entwicklungslinien keineswegs komplett. Neben Filmtheaterverbänden und Verleih wurde innerhalb unseres Filmwesens noch eine dritte Kapitalmacht — hoffentlich nur vorübergehend — aktiv: eine Anzahl von Stars, durch die Kitschfilmwelle rasch zu Geld gekommen, fühlte sich plötzlich zum Produzentenberuf prädestiniert und beschenkte das deutsche Volk mit einer ganzen Serie hoher Geistesprodukte. („Am Brunnen vor dem Tore“ . . .) Über dieses vielleicht traurigste Kapitel ist indessen schon so viel Treffen-

des gesagt worden (siehe etwa „Der Spiegel“, Nr. 36/1952), daß wir hier den Mantel der Nächstenliebe darüber breiten können. Auch fallen diese Ausflüge der Stars ins Reich der Produktion, ebenso wie die der Kinobesitzer, neben der beherrschenden Rolle, die sich der Verleiher eroberte, nicht entscheidend ins Gewicht.

Indessen entwickelte sich in den letzten Jahren neben, ja über dem Verleiher noch eine zweite Filmmacht: der Bund. Durch die Einrichtung der Ausfallbürgschaften sprang der Bund helfend in die Kapitallücke ein, die durch den abrupten Tod der großen deutschen Produktionsgesellschaften und der Filmbank entstanden war. Rund 60% aller westdeutschen Filme werden zur Zeit durch Bundesgelder finanziert. Daß diese Entwicklung viel Gutes bewirkt hat, können selbst ihre entschiedensten Gegner nicht leugnen. Das Wuchergeschäft privater Finanziers mit Filmproduktionsanleihen wurde lahmgelegt; die Zinssätze haben sich normalisiert. Eine gewisse Beruhigung ist unverkennbar. Hier und da konnten sich mutige Produzenten schon wieder, ohne ihren Kopf zu riskieren, an die Realisation von Filmprojekten heranwagen, die das bisherige Durchschnittsniveau des westdeutschen Films bemerkenswert übersteigen („Die letzte Brücke“).

Dürfen wir uns mit dieser Feststellung beruhigen? Ist der weiteren Aufwärtsentwicklung des deutschen Films zur einstigen künstlerischen Höhe und Weltgeltung (in der Weimarer Zeit) der Weg geebnet? Nein. Dem Nutzen, welchen die Einrichtung der Bundesbürgschaften brachte, stehen zwei schwerwiegende Nachteile gegenüber: 1. Die Gewinne, die ein Film einbringt, der aus Bundesgeldern finanziert wurde, fließen zum erheblichen Teil zum Bund zurück, statt dem Kapitalstock zuzufließen, mit welchem sich der Produzent die Basis einer zukünftigen unabhängigen Arbeit schaffen könnte. Der Bund fungiert als Bank. Nicht selten bringt ihm ein Film — alle vielfältigen Steuereinnahmen mit einberechnet — das Doppelte des investierten Betrages wieder ein. Das ist, um die Dinge beim rechten Namen zu nennen, eine verkappte Form von Staatskapitalismus. Der Produzent wird auf diese Weise zum Auftrags-Producer, einer Art von freiem Angestellten. 2. Eine mehr oder weniger fühlbare Einflußnahme des Staates auf die Produktion, Einflußnahme darauf, was gedreht wird und was nicht, ist bei dieser Lage der Dinge kaum auszuschalten. Auch über dieses Thema ist hinlänglich viel geschrieben worden, so daß sich eine ausführliche Erörterung hier erübrigt.

Die Geschichte des westdeutschen Films im ersten Nachkriegsjahrzehnt erweist sich so bei näherem Hinschauen als Glied einer allgemeinen Entwicklung, die Alfred Weber als „Expropriierung der Gebildeten“ charakterisiert hat. Damit ist keineswegs behauptet, daß die Herren unseres heutigen Filmwesens — Verleiher und maßgebliche Männer im Bundesministerium, die über Finanzierung oder Nichtfinanzierung von Filmprojekten entscheiden — ungebildete Leute seien. Sowohl unter den Filmen, die vom Bund, als auch unter denen, die vom Verleih finanziert wurden, gab es künstlerisch hochwertige Produkte. Doch bleiben dem Filmmanagertum der Verleiher wie dem des Bundes gegenüber schwere Bedenken bestehen. Es genügt in diesem Zusammenhang, die Frage zu

stellen, warum ein so horrender Prozentsatz wertvollster Kulturfilme (von den bis 1951 in Westdeutschland gedrehten Kurzfilmen waren es 40%!), warum eine so große Zahl von Spitzenfilmen der Weltproduktion keinen deutschen Verleiher fand. (Etwa de Sicas „Fahrraddiebe“, die schließlich ein amerikanischer Verleiher zu uns brachte, nachdem keiner seiner deutschen Kollegen zugreifen wollte.)

Ein Blick in unsere eigene Vergangenheit, ein Blick in die führenden Filmländer der freien Welt gibt auf unsere Frage nach den Gründen der westdeutschen Filmmisere die Antwort: nur die Existenz freier, nicht-staatlicher Filmbanken und finanzstarker, von jedem sachfremden Einfluß unabhängiger Produktionsgesellschaften schafft den schöpferischen Kräften, die den Film nicht als Ausbeutungs-, sondern als geistiges Ausdrucksmittel lieben, freie Entfaltungsmöglichkeiten. — Haben nicht auch wir die Freiheit gewählt?

FRAGE

Wenn wir schlafen, tief und ohne Traum,
tiefer noch, als daß wir Schlaf empfinden,
sind wir fortgegangen in das Nichts.
Nichts mehr scheint uns hierorts noch zu binden.

Ist der Tod so wie ein voller Schlaf?
Ohne Dasein, ohne Fühlen, Wissen
von Vergangnem und von Gegenwart?
Ist das Band, das letzte, durchgerissen?

Wie nun, wenn dann doch ein heller Traum
— Traum der Träume — neu in uns erstünde?
Schlössen sich zu jungem Leben auf
unergründlich wundersame Schlünde?

Wie, wenn dann wie hier der bunte Traum
Gleichnis wäre für das Spiel des Lebens
und wir sehnten uns und litten nicht,
stürmten alle Himmel nicht vergebens?

Otto Zimmermann

Der Sprachkritiker Fritz Mauthner

Zwar ist es Theodor Fontane gewesen, der aussagte: „Ich habe keinen Sinn für Feierlichkeit“. Aber Fontanes Kollege und legitimer Nachfolger im Bereich der Berliner Theaterkritik, Fritz Mauthner, hat das unpathetische Wort oft wiederholt, und gelebt hat er ganz in dessen Geist. Heiterkeit war um ihn in Prag, wo er, der Österreicher aus Böhmen, als Journalist begann; im wilhelminisch illuminierten Berlin, wo er als charmanter Chronist in den Rang einer Kapazität aufstieg und im Berliner Tageblatt — echter Vorfahre Kerrs und Polgars — dem jungen Ruhm einer modernen deutschen Schaubühne, der Glorie des Otto Brahm, des Josef Kainz, Matkowskys, Basser-manns, der Else Lehmann das breite europäische Echo schuf; in Freiburg, wo er die gültigen Werte seines philosophischen Lebenswerks ersann; schließlich im Meersburger „Glaserhäusle“, jener „Schenke am See“, über die wir von der Droste wissen, in der Verzauberung der Bodensee-Landschaft, wo Mauthner sich vollendete. Noch sein Grab am Friedhofshügel, benachbart von den fröhlichen Weinbergen unter der alten „Mörspurg“, ist in die rosarote Sphäre südlichen Frohsinns und herbstlicher Winzerlieder gebettet. Vor einunddreißig Jahren haben sie ihn hinaufgetragen, die Freunde, die oft beim vollen Glas seine gescheite und immerzu amüsante „Kritik der Sprache“ vernahmen. Seitdem liegt er dort, der Atheist, der wie vor ihm keiner die Lehre vom Atheismus formte: in gottgeweihter Erde, inmitten der Toten dieses durchaus katholischen und gläubigen Landes. Als er's testamentarisch verlangte, als er der Kirche auch dieses Schnippchen schlug — „nach berühmten Mustern“: so wurde es zum erstenmal von Mauthner formuliert — da geschah es gewiß mit kaum zu verbergendem Vergnügen im unchristlichen Auge. Indes las er schmunzelnd auch im Semi-Kürschner, daß er ein „atheistischer Jude“, also immerhin ein Jude sei. „Das kommt von meinem dunklen Vollbart und der österreichischen Adlernase.“ Ernster wehrte er sich, als in den Jahrzehnten der Assimilation ihn die emanzipierten Israeliten acquirieren wollten. (Die jüdische Orthodoxie wiederum verneinte sein Judentum wie er selbst: sie verlangt wie das Christentum das Bekenntnis.) „Meine beiden Großväter“ — so protestierte er — „hatten sich vom Judentum losgelöst. Der Vater meines Vaters führte das Leben eines vornehmen Landjunkers und verkehrte mit Juden nur geschäftlich. Der Vater meiner Mutter gar war schon als Jüngling, gegen Ende des 18. Jahrhunderts, der Sekte der Frankisten beigetreten“, die sich aus abtrünnigen Juden rekrutierte und einen Vollender des Jesus von Nazareth als neuen Messias erwartete. „Niemals habe ich jüdische Religion oder jüdische Sitten kennengelernt.“

Überhaupt legte der ironisch gestimmte Mauthner bisweilen schnurstracks den Scherz beiseite, insbesondere wo es um die Existenz der deutschen Sprache ging. Vor Karl Kraus bereits hat er die kausale Beziehung der Sprache zur „Seelensituation“ entdeckt. Früh erkannte er die „Tyrannei des Wortes“, des Massenprodukts ungezählter Rotationsmaschinen, des verbogenen, vorlogenen, entgeistigten, verwilderten Wortes, das die „Volks-

seele“ verfälschen und bis zur totalen Ohnmacht terrorisieren würde. „Mit der Lüge, Gerste für Café auszugeben, so begann es“, schrieb Mauthner. „Die neuen Worte sind erfunden, um Fälschungen zu decken. Ich denke nicht an die Betrüger, die aus Pappe Ledersohlen und aus Erdnüssen Olivenöl herstellen. Ich denke an die geschickten Männer, die den Namen und die Sache Malzcafé erfinden und unzählige wortabergläubische Menschen durch den Namen dazu verführen, den künstlichen Ersatz für die Sache zu nehmen, die ihnen früher gut geschmeckt hat.“ Der „seelische Bankerott“ nach der Vergewaltigung der Sprache ließ nicht lange auf sich warten. Die nächste Generation bereits hat schauernd erlebt, in welche moralischen Abgründe von jener „Tyrannei des Wortes“, war ihr erst mal der politische Akzent aufgesetzt, ein Kulturvolk geschleudert wurde. Dem Sprachkritiker der Jahrhundertwende galt es schon eine exemplarische Sünde — und dies wiederum wurde im Gelächter des Satirikers ersant: — daß Wort und Begriff „die Sitte“ als Bezeichnung für ein Polizeiressort (die Sittenpolizei) akzeptiert und sogleich populär wurde. In seinen Klageschriften fragt Mauthner: Ist die Sprache überhaupt noch tauglich, die Welt, das Leben zu erkennen, zu ergründen, zu gestalten? „Nein“, antwortet resignierend der Skeptiker. Denn das Barometer kündete nach dem sprachlichen den seelischen Nihilismus an. Freilich sind die Sprachgreuel unsrer jüngsten Epoche dem Sprachanwalt erspart geblieben. Fritz Mauthner war, was die Entwicklung der deutschen Sprache anlangt, gewiß kein Optimist. Dennoch darf man bezweifeln, daß er diesen Höllengalopp in den Dschungel, in die totale Sprachverwilderung, das Tempo und das Ausmaß, wirklich vorausgeahnt hat.

Vom Volapük des Pfarrers Schleyer hielt Mauthner so wenig wie vom Esperanto des Doktor Samenhof. „Sprache kann, um Sprache zu sein, nur aus den Wurzeln des Erlebens wachsen“, sie kann nicht willkürlich fabriziert werden. „Wir haben erfahren, daß der Traum von einer künstlichen Weltsprache ein sinnloser Traum ist, daß dagegen die gemeinsame Seelensituation zwischen den Kulturvölkern eine Wirklichkeit ist.“ Aber, so resigniert er abermals: „die natürliche Schönheit, die schöne Eigenheit der Volkssprache ist nun ebenfalls ein Traum.“ „Ich muß noch Schlimmeres bekennen. Der ich an Verbesserungen glaube, die intelligente Arbeiter den Regierungen abtrotzen werden, der ich auf manchem Gebiete an Annäherungen, an ein wirklich soziales Leben glaube, an kriegsfeindliche Verabredungen, also an Verseltenung der Kriege unter einigen abendländischen Völkern, der ich an die baldige Erfindung eines lenkbaren Luftschiffs glaube, das uns dem Monde um einige Kilometer, also etwa um ein Hunderttausendstel näher bringen wird: ich glaube nicht, daß irgendeine der künstlichen Universal Sprachen auch nur ein Bruchteil der winzigsten Hoffnungen erfüllen werde, die ihre Stifter und Gläubigen auf sie setzen.“ Zwar wurde auch in Frankreich eine „Weltsprache“ konstruiert: die „Langue bleue“. Die Franzosen jedoch sind immer noch entschlossen gewesen, die Echtheit ihrer Muttersprache gegen den Einbruch des Nihilismus fanatisch zu verteidigen. Eine breite, potentielle Literatur über die Sprache, die tägliche Diskussion (in der Presse, in literarischen und philologischen Revuen, sogar auf der Bühne) behütet sie ebenso vor terroristischen Einwirkungen wilder Romanisten wie vor Erstarrung oder gar reaktionärer Rückentwicklung. Bei aller konservatorischen Begabung der Franzosen lassen sie aber auch nicht zu, daß ihre Sprache ein Museum sei. In der Tat ist sie ein immerzu lebendiger Organismus, der vom Leben selbst seine Ergänzung bezieht und seine Bereicherung. Der Areopag der wachsten Köpfe, die Académie, debattiert unablässig und beschließt die Zulassung neuer Worte mit neuen Begriffen und neuem Sinn.

Man möge ruhig gestehen, daß diese imponierende Aktivität genau der Gegensatz ist zur sturen Gewalttätigkeit der radikalen Eindeutscher. Fritz Mauthner haßte diese „Feldwebel des Geistes“. Er persiflierte sie, indem er ihre unverdaulichen Teutonismen in die Sprache übersetzte, die er liebte, die er vor jedem starren Schematismus schützen wollte: das Deutsch, das er in seinen Texten schrieb, das er in seinen Büchern und speziell in den Essays seiner Berliner Zeit hinterlassen hat.

DIE WILDENTEN

Die Dinge von Drüben verdämmern
In milder, still sinkender Glut,
Ihr Wesen gleicht ruhenden Lämmern,
Und alles scheint friedsam und gut.

Die Wildenten über den Wellen
Streichen hinüber zum Strand
Zum anderen, lockenden, hellen,
Mit allem, was heimstrebt, verwandt.

Wilhelm Schussen

RUNDSCHAU

Einigung über Triest Das Abkommen, das am 5. Oktober 1954 zwischen den Vertretern Großbritanniens, Amerikas, Italiens und Jugoslawiens in London über die Teilung des „Freistaats“ Triest unterzeichnet worden ist, beseitigt einen europäischen Unruheherd, der neun Jahre lang wieder und wieder die Gemüter in Aufregung versetzt hat. Seit im Friedensvertrag für Italien festgelegt worden war, daß das Gebiet von Triest, welches Italien seit dem Ende des Ersten Weltkriegs zugehört hatte, zu einem selbständigen Freistaat unter einem UN-Gouverneur gemacht werden sollte, nahmen die Schwierigkeiten kein Ende. Wohl war der Welt-sicherheitsrat bereit, die im Friedensvertrag vorgesehene Garantie für den Freistaat zu übernehmen; doch bis 1948 hatten die Westmächte einsehen müssen, daß es unmöglich blieb, sich mit den Sowjets auf einen Gouverneur zu einigen, und so schlugen sie der Sowjetunion und Italien die Rückkehr des Gebiets, und zwar sowohl der britisch-amerikanisch kontrollierten Zone A als auch der jugoslawisch kontrollierten Zone B, zu Italien vor. Selbstver-ständlich wurde der Vorschlag abgelehnt, doch im Laufe der Jahre unter-nahmen die Westmächte mehr und mehr Schritte, die wenigstens ihre Zone stärker an Italien anschlossen. Im Oktober 1953 regten England und Amerika an, ihre Truppen aus der Zone A zurückzuziehen und Italien die Verwaltung zu übertragen. Titos Antwort bestand darin, daß er Truppen an der Grenze zusammenzog und erklärte, daß er in einem solchen Fall in die Zone A einmarschieren würde. Die allgemeine Aufregung ließ ernst-lich die Gefahr eines Krieges zwischen Jugoslawien und Italien auftauchen. Schließlich verschwand der englisch-amerikanische Vorschlag in der Ver-senkung und wurde erst wieder hervorgeholt, als Anfang dieses Jahres Sachverständige mit Verhandlungen über eine endgültige Lösung des Problems begannen. Unter der Leitung des britischen Unterstaatssekretärs Harrison und des amerikanischen Botschafters in Österreich, Llewellyn E. Thompson, einigten sie sich nach acht Monaten nun auf einen Kom-promiß, der die Zone A mit Stadt und Hafen Triest, abgesehen von einer kleinen Grenzkorrektur, an Italien, die Zone B mit dem weiten Hinterland von Istrien an Jugoslawien fallen läßt. Auf keiner der beiden Seiten wurde diese Lösung mit Enthusiasmus begrüßt; Begeisterung herrschte nur bei der überwiegend italienischen und italienfreundlichen Bevölkerung der Stadt Triest. Der amtierende jugoslawische Außenminister, Ales Bebler, meinte, daß sich auf diesen Kompromiß die alte Definition als eine Lösung, die keine Seite befriedigt, anwenden ließe, und der italienische Bürger-meister von Triest erklärte, Italien würde sich nicht auf die Dauer damit abfinden, die Italiener in Istrien unter jugoslawischer Herrschaft zu be-lassen. Doch steht zu hoffen, daß das Abkommen, welches den beiderseitigen Minderheiten volle Gleichberechtigung garantiert und ihnen auch während eines Jahres die Möglichkeit zur unbehinderten Umsiedlung in die andere Zone freistellt, voreiligen Schritten der einen oder anderen Seite einen Riegel vorschiebt — um so mehr, als Großbritannien und die Vereinigten Staaten in einer gesonderten Erklärung betonten, daß sie keinerlei natio-nalistische Ansprüche unterstützen würden, die von der nun festgelegten Regelung abwichen.

Amerika bleibt in Libyen

Alle 45 Sekunden landet oder startet ein amerikanisches Flugzeug auf dem Flugplatz Wheelus bei Tripolis, der nach einem neuen Abkommen zwischen Amerika und Libyen den Amerikanern auf weitere zwanzig Jahre zur Benutzung überlassen wird. In den sechs Jahren ihres Besitzes hat Amerika diese Basis mit erheblichem finanziellem Aufwand ausgebaut, und wie sehr es sich ihres Wertes bewußt ist, beweist sein Entschluß, Libyen bis zum 30. Juni 1955 eine Wirtschaftshilfe im Wert von 7 Millionen Dollar zukommen zu lassen — unabhängig von dem Betrag, den der Staat jährlich durch die Engländer erhält. Diese haben sich (vgl. D.R. Heft 4/1952, S. 405) verpflichtet, das Staatsdefizit zu übernehmen, das jetzt jährlich 10,5 Millionen Dollar ausmacht. Zu diesen Summen kommen noch die Beträge, die an Ort und Stelle für Nachschub und Arbeiten ausgegeben werden und so der Wirtschaft des Landes zugute kommen.

Die Stabilität Libyens ist in den zwei Jahren seiner Eigenstaatlichkeit nicht gewachsen. Nach wie vor bleibt dieser junge Staat, der eine Verlegenheitslösung der Siegermächte gewesen ist, ein Unruheherd — wenn auch hier keine nationalistischen und damit keine nennenswerten fremdenfeindlichen Empfindungen anzutreffen sind, die etwa das Nachbarland Tunesien kennzeichnen. Dazu fehlt hier das Zusammengehörigkeits- und Staatsgefühl. Das Land, dessen Bevölkerung zu 95 % aus Analphabeten besteht und in dem keine 20 Libyer über eine Universitätsbildung verfügen, wird auch weiterhin auf Hilfe von außen her angewiesen sein, um als Staat existieren zu können. Es ist ein armes Land, von dem nur 2 % des Bodens fruchtbar sind, in dem es keine Industrien und keine Bodenschätze gibt — das einzige, was Libyen der freien Welt zu bieten hat, ist seine strategische Lage. Die Herrschaft, die der 54jährige König Idris I. über die drei Bundesländer Tripolitaniien, Cyrenaika und Fessan ausübt, ist nur recht locker, und sein eigenes Heer, das, wie aus einem Artikel in „U. S. News & World Report“ hervorgeht, 450 Mann unter dem Kommando eines Irakers bilden, fällt für den Ernstfall nicht ins Gewicht. Um so größer ist die Bedeutung, die Libyen im allgemeinen und der Luftstützpunkt Wheelus im besonderen im Ernstfall haben könnten. Gegenwärtig sind 6000 amerikanische Soldaten in Wheelus stationiert, deren Unterkünfte mit allem modernen Komfort ausgestattet sind und deren Familien eine eigene Stadt im amerikanischen Stil bewohnen. Die Engländer ihrerseits halten in der Cyrenaika eine Truppe von 8000 Mann, die als Deckung Libyens gegen Unruhen im Osten dienen soll. So spielt das Königreich Libyen in allen militärischen Überlegungen, die den Nahen Osten angehen, eine entscheidende Rolle.

Aufruf der Deutschen Akademie für Sprache und Dichtung

Die Deutsche Akademie für Sprache und Dichtung in Darmstadt wendet sich an die Deutschen in Westdeutschland und West-Berlin und bittet die Bundesregierung wie die Regierungen der Länder und die Verwaltungen der Städte und Gemeinden, ihre Anregungen tatkräftig zu unterstützen.

Die deutschen Provinzen jenseits von Oder und Neiße waren durch Jahrhunderte auch Provinzen deutscher Kultur. Sie haben in Kunst und Wissenschaft bedeutende eigenwüchsige Leistungen hervorgebracht. Die nach göttlichem und menschlichem Recht bestehende Forderung auf Rückkehr der Vertriebenen aus den östlichen deutschen Gebieten in ihre angestammte Heimat läßt sich nur erfüllen, wenn das deutsche Geistesleben im Osten in unserem Bewußtsein wach erhalten wird. Wir rufen dazu auf, die Mundarten des deut-

schen Ostens in den Hochschulen durch Forschung und Sammlung vor dem Absterben zu bewahren und den Neubauten von Schulen, Jugendheimen, Instituten, Siedlungen, Straßen usw. in der Bundesrepublik und West-Berlin die Namen bedeutender Kulturstätten und Persönlichkeiten des deutschen Ostens zu geben. Hierbei sollten an sichtbarer Stelle erläuternde, die Erinnerung stärkende Inschriften angebracht werden. Ferner sollte der „Ost-Unterricht“, also die Beschäftigung mit dem literarischen, künstlerischen und wissenschaftlichen Erbe Ostdeutschlands, überall dort, wo er noch nicht oder unzulänglich durchgeführt wird, ausreichend entwickelt werden. Die Deutsche Akademie für Sprache und Dichtung wird nicht müde werden, die Öffentlichkeit daran zu mahnen. Nichts ist in Wirklichkeit verloren, was nicht geistig verloren gegeben wird.

Georg Forster Wir leben heute in einer Zeit ideologischer Weltkonflikte, in der die Grenzen traditioneller Begriffe oft nicht mehr scharf gezogen werden können. Idealismus kann unter gewissen Umständen Verrat bedeuten, und niemals gab es so häufig Situationen, in denen Vaterland und Weltanschauung so diametral entgegengesetzte Loyalität beanspruchen konnten. In einem solchen Augenblick gewinnt das Schicksal Georg Forsters, dessen Geburtstag sich am 26. November zum 200. Male jährte, besonderes Interesse. Denn dieser bei Danzig geborene Nachkomme schottischer Flüchtlinge, Zeitgenosse unserer Klassiker und mit vielen von ihnen befreundet, Weltumsegler, Schriftsteller, Universitätslehrer und Politiker, ist sowohl Idealist wie Landesverräter, Revolutionär wie verzweifelter Zyniker genannt worden. Sein Lebenskonflikt könnte heute sowohl Gegenstand einer Untersuchung des amerikanischen McCarthy-Ausschusses sein wie auch den Hintergrund für einen makabren Kreml-Prozeß bilden.

Als am 21. Oktober 1792 französische revolutionäre Truppen Mainz besetzten, befand sich unter den Bürgern der Stadt, die in der Revolution „eine neue Epoche der Menschheitsgeschichte“ sahen, auch der Bibliothekar des Kurfürsten, Georg Forster. Der 38jährige hatte bereits ein an Erlebnissen und Enttäuschungen reiches Leben hinter sich. Mit 18 Jahren hatte er an der zweiten Weltumseglung Kapitän Cooks teilgenommen, dann ein erfolgreiches Buch darüber geschrieben und später eine Professur in Kassel erhalten. Er hatte Deutschland bereist und war ein Freund Lichtenbergs und Jacobis geworden. Er hatte sich dem Kreis der Rosenkreuzer angeschlossen, einer Geheimgesellschaft, in der sich schwärmerische Volksbeglückungstendenzen mit alchimistischen Goldmacherei-Experimenten vermischten — und hatte sie wieder verlassen. Er hatte dann einen Lehrauftrag in Wilna angenommen und die Tochter des deutschen Professors Heyne geheiratet. Und beides waren bittere Enttäuschungen — die geistige und physische Not seiner polnischen Umgebung, die Lieblosigkeit und mangelnde seelische Verwandtschaft in seiner Ehe. Der türkisch-russische Krieg verhinderte den Plan einer russischen Weltumseglung, deren wissenschaftlicher Leiter er sein sollte. Eine spanische Entdeckungsreise fiel ebenfalls ins Wasser. „Es ist zum Erstaunen, was man nicht alles über sich ergehen lassen muß“, schrieb er an Lichtenberg. „Ich fühle mich erstorbener, als ich sollte...“

Als er 1788 als Bibliothekar nach Mainz berufen wurde, war er ein Mensch, den der Harm seiner Zeit und seines Lebens zu intensiver Verinnerlichung und zu leidenschaftlicher Parteinahme geführt hatte. Die Bücher dieser Zeit — darunter die Beschreibung einer Reise mit Alexander von Humboldt durch Westeuropa — gehören zu seinen besten. Und dann

kam die Revolution, die alles zu erfüllen schien, was er für erhaben, wahrhaft und edel hielt. Vier Tage nach der Besetzung von Mainz erwirkte er beim Bürgergeneral den Schutz der Interessen der Universität. Am 5. November 1792 wurde er Mitglied des Jakobiner-Klubs, kurze Zeit darauf Vize-Präsident in der von General Custine eingesetzten provisorischen Verwaltung der Stadt und Mitarbeiter der „Neuen Mainzer Zeitung“. Mainz wurde die erste Republik auf deutschem Boden. War Georg Forster, ihr eifrigster Protagonist, ein Revolutionär oder ein Landesverräter? Ein Quisling oder ein Vorbote der deutschen Demokratie? In prophetischer Vorahnung von Gewissenskonflikten, die 150 Jahre später unsere Welt erschüttern sollten, schrieb er damals über die Vorwürfe seiner Freunde: „Sie finden mich verabscheuungswürdig, nun ich nach den Grundsätzen wirklich zu Werke gehe, die sie auf meinem Papier ihres Beifalls würdigten... ich lasse aber ruhig über mich ergehen, was da kommt, weil es als Folge einmal angenommener und noch bewährt gefundener Grundsätze unvermeidlich ist. Eins allein weiß ich, ist unantastbar, weil ich allein es antasten könnte, das ist mein Bewußtsein.“

Als Mainz nach einer dreimonatigen Belagerung, an der auch Goethe teilnahm, im März 1793 von preußischen Truppen wieder eingenommen wurde, befand Forster sich in Paris, wo er die Einverleibung des Landes zwischen Bingen und Speyer in die französische Republik beantragt hatte, um diesem Gebiet die Lasten und das Schicksal eines besetzten Landes zu ersparen. Er wurde nun des Hochverrats angeklagt und mit der Reichsacht belegt. Nach Deutschland kehrte er nicht mehr zurück. Er erlebte noch, wie die Revolution, der er seine ganzen letzten Lebensjahre widmete, die Freiheit vernichtete, der sie zum Leben verholfen hatte. Er starb, noch nicht 40 Jahre alt, am 11. Januar 1794. Sein Grab ist unbekannt.

Nach 50 Jahren Unter diesem Titel hat der Reinhold Piper & Co. Verlag in München einen Almanach herausgegeben zu seinem 50jährigen Bestehen (488 S., 33 Abb., 58 Bilder auf Tafeln. DM 5,80). Es ist ein stolzes Zeugnis für die Arbeit eines der so spärlich gewordenen Verleger von echtem kulturellem Verantwortungsgefühl. Mit sympathischer Pietät gedenkt der Herausgeber Klaus Piper seines Vaters, der von Mecklenburg, seinem Geburtsland, nach München ging und einen Verlag schuf, dessen Leistung nur als vorbildlich bezeichnet werden kann. In drei Richtungen ging die Arbeit des Verlags: Literatur, Kunst, Philosophie. In jeder dieser Abteilungen ist eine Fülle der besten Namen deutscher Schriftsteller und Künstler wie auch großer ausländischer Autoren vertreten. Die nun einmal unvermeidliche Spannung zwischen dem ideell Erstrebten und materiell Möglichen, dieses Grundelement jedes Verlegertums, hat Reinhold Piper bis auf ein Minimum verringert. Er hat für manche seiner Autoren hart gekämpft, um dann mit tiefster Befriedigung des Herzens ihr Durchgesetzsein zu erleben. Daß er in der Nazizeit stärkstens bedrängt war, schon allein als Verleger Ernst Barlachs, bedeutet eine weitere Auszeichnung dieses seltenen Mannes. Von der Fülle der glänzenden Namen seien nur einige wenige der früheren und der heutigen Autoren genannt: Karl Jaspers, Eduard Spranger, Mereschkowski, Dostojewski, Balzac, Otto zur Linde, Alexander und Heinrich Spoerl, Morgenstern, Brautlacht, Ludwig Thoma, Willy Seidel, Leo Slezak, Karl Valentin, Josef Martin Bauer, Paul Eipper, Horst Lange, Stefan Andres, Rudolf Hagelstange. Was der Verlag Piper an Ausgaben künstlerisch vollendeter Wiedergabe geleistet hat, gehört zu dem Besten, was je von deutschen Verlagen vollbracht wurde. Besondere Hervorhebung verdienen die

berühmten Drucke der Marées-Gesellschaft. Der Allgemeinbildung hat er gedient mit den schönen Bändchen der Piper-Bücherei. Wir dürfen stolz darauf sein, daß ein solcher Verlag, geleitet von dem Sohne seines Begründers, der das große Verantwortungsgefühl seines Vaters teilt, heute in Deutschland arbeitet. Nennt man die besten Namen, so wird auch der seine genannt.

Tagungen Die Feststellung ist nicht neu, daß unsere Zeit, ihre Organisationen, Verbände, Gremien und Körperschaften an der Konfrenzitis leiden. Man könnte diese Krankheit auch gröber als Exhibitionismus der Manager oder derer, die sich den Managertyp zum Vorbild nehmen, umschreiben. Wie oft kreißten Berge, um Mäuschen ans Licht zu befördern!

Um so größer ist das Glück, wenn einmal eine Arbeitsgruppe sich zusammenfindet, die nicht nach außen, nicht zum Fenster hinaus spricht, sondern einfach nur arbeitet. Das geschah, unbemerkt von der Öffentlichkeit, vor wenigen Wochen, als sich auf der Mainau, vom ehemaligen Präsidenten der Monumenta Germaniae Historica Professor Th. Mayer zusammengeführt, Historiker trafen: aus Rom und Liverpool, Wien und Hamburg, München und Marburg. Drei Tage (zu je 16 bis 18 Stunden!) gingen Referate und Diskussionen höchsten Niveaus und nüchterner Straffheit um das klar umschriebene Thema „Königtum“: seine germanischen Wurzeln (Blut, „Heil“, Heerkönigtum), seine christliche Erhöhung und Befestigung (Amt, neue Sakralität aus Salbung, neues „Gottesgnadentum“), seine fernerer Schicksale — bis hin zur juridischen oder ideologisch-philosophischen Erstarrung in Formeln des „monarchischen Prinzips“ (naturrechtliches „Gottesgnadentum“) und eines späten Legitimus, dieses Affen der verlorenen Legitimität. Es waren „nur“ geschichtswissenschaftliche Erörterungen; sie suchten „nur“ die schlichte Wahrheit historischer Bestände und Traditionslinien. Aber trotzdem — vielleicht gerade infolge solcher Zucht zur Sache hin — schwangen alsbald alle Töne mit, die heute wie eh und je den ruhenden Kontrapunkt zu der modernen kakophonischen Synkopie bilden: die Grundstrukturen Herrschaft und verantwortetes Amt, vor allem aber die fruchtbare Dialektik zwischen vorchristlichen „Gründen“ und christlichen Forderungen und Erfüllungen wurden ungeahnt transparent. Die auf der Mainau Versammelten haben in ihrem Bereich und nach ihren Kräften nach der Wahrheit getrachtet — der Rest wurde ihnen „hinzugegeben“.

Zwei Wochen später trat in Stuttgart die Deutsche Gesellschaft für Osteuropakunde mit ihrer Jahrestagung, mit Aufführungen, Ausstellungen und Vorträgen vor die Öffentlichkeit. Die Thematik der Tagung (deren jedes einzelne Referat ein eigenes Tagungsthema hätte abgeben können) wurde klar verkündet: Rußland und Ostmitteleuropa sind integrierende Bestandteile Europas. Dies ist zunächst eine politische These und als eine politische eine legitime zugleich: Wer wollte es auch verantworten, als „un- oder halbeuropäisch“ „verurteilte“ Gebiete mit solchem Verdikt dem Imperialismus Asiens auszuliefern! Und doch — oder gerade wegen solcher Ausgangsthesen („quod erat demonstrandum“) — gerieten die besten Referenten unweigerlich an die kritischen Punkte: an denen plötzlich das „Ganz-andere“ da stand, das Fremde der freiheits- und gnaden-losen Tyrannis, die Tradition abgründiger Leidensfähigkeit und -bereitschaft eines eschatologisch gerichteten Glaubens, den heute die Chiliaisten in ihren Dienst zwingen. Solche Fremdheit mit geistvoll geschliffener Glätte als „nur altertümlich“ zu bezeichnen (Wittram/Göttingen), ist müßige Spielerei, heißt mit virtuosem Griff harte Wirklichkeiten ästhetisch verharmlosen, ins Nur-Zufällige hin-

überspielen — um einer an sich, aber auch nur in sich, d. h. in ihrem außerwissenschaftlichen Bereich legitimen politischen Vorausthese willen. Peinlich wurde die Diskussion, als es um die Frage der Rolle ging, die die Ostkirchen heute unter dem Sowjetregime spielen. Der Verdacht (Prof. Mircuks), daß die „autokephale“ Orthodoxie heute zum Exponenten eines staatlich gelenkten, die Tradition des III. Rom nutzenden „Kultura-Nationalismus“ geworden sein könnte; daß die Duldsamkeit des Sowjetstaates gegenüber dieser dienst- und leidenswilligen Moskauer Orthodoxie nur eine Schein-Toleranz ganz im Sinne der NEP-Politik der 20er Jahre sei — dieser Verdacht wurde kaum gehört, geschweige denn ernst genommen, als dann Frau H. Schaefer (Außenamt der EKD — Niemöller) von der positiven Leistung der Ostchristenheit berichtete: die setze sich für den Frieden ein (aber ist der nicht die pax Sowjetica?); ja, sie entwickle Formen überkonfessioneller, sogar überchristlicher Glaubenssolidarität. (Aber müssen nicht zur Alle vereinen — die „Gemeinschaft der Glaubenden“ auch die Glaubensfeinde gehören — denn auch sie handeln, horribile dictu, aus einem, aus ihrem „Glauben“!) „Den Teufel spürt das Völkchen nie . . .“! — Sollte es bei dieser Tagung, die um einer These willen proklamatorisch angelegt war, geschehen sein, daß äußerliche Formalprinzipien den Blick aufs Innere, Inhaltliche verstellt haben? Sollte dieser Mangel an Unterscheidungsvermögen damit zusammenhängen, daß denen nichts „hinzugegeben“ wurde, die nicht zunächst und nur nach — der Wahrheit trachteten?

Soziologie in unserer Zeit

Unter Anwesenheit des Soziologen Nr. 1 der Bundesrepublik, Prof. Heuss, fand in Heidelberg der 12. Deutsche Soziologentag statt. Wer ähnliche Kongresse anderer Disziplinen miterlebt hatte, mußte über den äußeren Rahmen erstaunen: ein kleiner Vereinssaal von knapp hundert Sitzen genügte, um gleichsam die ganze westdeutsche Soziologie — Professoren, Assistenten, eine Anzahl Studenten und Reporter — aufzunehmen. Ist diese „Schlüsselwissenschaft“ unseres Jahrhunderts? noch immer in Außenseiter-Position? Rangiert sie innerhalb der traditionsgefestigten deutschen Universität noch immer als jüngstes, unausgereiftes Kind der Philosophie? Es kam nicht überraschend, daß der Kongreß mit Grundlagen-Diskussion begann und endete. Hinter allen Referaten stand, ausgesprochen oder nicht, die Frage: was ist Soziologie? Worin besteht ihre Funktion, ihre Methode, welchen Beitrag kann sie heute zur geistigen Daseinsbewältigung leisten? In seiner Einleitungsansprache warnte Professor v. Wiese (Köln), Präsident der „Deutschen Gesellschaft für Soziologie“, vor allzu enger Anlehnung an die amerikanischen Methoden, vor einer Soziologie der Statistik, vor der Normierung des Ausbildungsgangs. Die weitest gefaßte Antwort kam von Prof. Alfred Weber (Heidelberg), dem Ehrenvorsitzenden der Tagung: „Soziologie ist in erster Linie eine Art der Fragestellung, eine Methode, die Dinge anzusehen, und daher auf alle Lebensbereiche anwendbar.“ Analyse gegenwärtiger sozialer Zustände ist nur ein Teilaspekt, denn „Gesellschaft ist nicht identisch mit Dasein“. Es handle sich jedoch nicht um „Ewigkeits-Gegenstände, sondern um lauter historische Tatbestände“. Das Ziel sei „universelle Daseinsinterpretation“, „Eingliederung aller Fakten in eine strukturell-dynamische Gesamtanalyse“.

Geht die Soziologie mit solcher, zutiefst philosophischen Forderung zu weit? Wird sie ihrem eigenen Anspruch gerecht? Sicher ist, daß die Philosophie seit Hegels Tod diesen Anspruch durch ihre freiwillige Reduzierung auf Ontologie und Erkenntniskritik selbst provoziert hat. Soziologie als

Humanismus des technisch-kapitalistischen Zeitalters! Wie eine Legitimation dieser Weberschen These wirkte — Höhepunkt der Tagung! — Professor Adornos Vortrag zum Ideologie-Problem. (Eine Legitimation, die andere Redner durchaus schuldig blieben: eben hier liegt die Krise der Soziologie, die zugleich eine Krise des Selbstverständnisses unserer Zeit ist.) Was Adorno versuchte, war nicht weniger als eine geschichtliche Phänomenologie des Bewußtseins: „Ideologiekritik ist Konfrontation von Geistigem mit seiner Verwirklichung.“ „Ideologie ist die Sphäre des objektiv notwendigen Scheins, ... ist notwendiges und zugleich falsches Bewußtsein, Verschränkung des Wahren und Unwahren.“ Wandlung des Begriffs der Ideologie ist immer zugleich Wandlung der Sache, Wandlung der Ideologie selbst. Wie der Redner mit diesem Instrumentarium die Geschichte durchschreitend zu einem Aufriß unserer heutigen geistigen Situation gelangte, bleibt unvergessen. Wurden früher aus falschen Vorstellungen dessen, was Ideologie sei, totale Herrschaftsansprüche abgeleitet (z. B. bei Hobbes), so ist Ideologie heute zur puren „Anerkennung des Bestehenden“ geschrumpft. So geht sie „nicht nur kraft ihrer Verflechtung mit Propaganda, sondern der eigenen Gestalt nach in Terror über“. Adorno schloß mit dem Appell an alle noch nicht konformistisch eingeschmolzenen Einzelnen, durch „Anstrengung des Geistes den zugleich allmächtigen und nichtigen Schein von sich zu werfen“. Als weitere Höhepunkte des Kongresses sind die Referate Professor Hausers („Das Ideologie-Problem in der Kunst“) und Dr. v. Kempksis („Die Situation des freien Gelehrten“) zu nennen. Ein Zyklus von zehn Vorträgen über das Thema „Das Kind“ geriet leider durch den Versuch, Vollständigkeit der Aspekte zu erzielen, weitgehend ins Unwesentliche.

Pannen Die zunehmende Motorisierung der deutschen Bevölkerung hat auch den Motorzeitschriften einen kräftigen Auftrieb verliehen. Fast jede Auto-Firma gibt ein eigenes illustriertes Blatt heraus; wir haben Motorrad- und Roller-Fachblätter, Auto-Zeitschriften, Blätter der beiden großen Kraftverkehrsvereine — alles in allem eine mindestens quantitativ achtunggebietende Menge. Qualitativ vermögen diese Zeitschriften leider allesamt weniger Achtung einzuflößen. Während in den Organen der großen Kraftverkehrs-Verbände eine schon peinlich wirkende Vereinsmeierei betrieben und jeder Geburts- und Gedenktag eines jeden Vorstandsmitglieds gefeiert und mindestens jeder Direktor zum Helden des Kraftverkehrs gestempelt wird, weisen andere sogenannte Fachblätter ein geradezu erschütterndes Niveau auf. In einigen Zeitschriften dieser Art feiert die Geschmacklosigkeit wieder und wieder wahre Triumphe, und die Tonart der Anzeigen paßt sich derjenigen des redaktionellen Teils in unangenehmer Weise an. „Hatte einen Unfall mit zackigem Schädelbruch“, steht da beispielsweise im Anzeigenteil unter der Abbildung eines zersplitterten Totenschädels, dem man überdies eine Zigarette zwischen die zerschlagenen Zähne gesteckt hat. Hier rechtfertigt auch der gute Zweck — nämlich die Werbung für Motorrad-Sturzhelme — diese kaum noch zu überbietende Geschmacks-Entgleisung nicht mehr. Und wie sieht der Textteil eines solchen Blattes aus? Greifen wir nur ein einziges Beispiel heraus: den — nicht ganz verständlicher Weise — „Krankheit unserer Tage“ überschriebenen Artikel aus der Zeitschrift „Motorrad und Roller“, Heft 11/54. Da heißt es in einem Ton, der volkstümlich und „eingängig“ sein will und dem doch lediglich der Geschmack fehlt, zum Bild eines tödlich Verunglückten: „Was dort bedeckt im Graben liegt, ging noch wenige Minuten vorher per pedes scharf rechts auf der Straße lang in der löblichen Absicht, dem täglichen

Brötchenerwerb nachzugehen . . . Sein ursprünglich oben sitzendes Führungsorgan wird in unserem Bild gewissermaßen symbolisch durch einen Gipskreis dargestellt, dieweil sich einige Mediziner nach Leibeskräften mühen, das rissig gewordene Schädeldach notdürftig zusammenzuhalten . . . Ein Mensch ohne Kopf aber ist zeitlebens ein Krüppel.“ Ein paar Zeilen später wird behauptet: „Langgemacht, Arme und Ohren angelegt, ließ ein leicht böiger Seitenwind den Zeiger nicht über 100 zittern.“ Wer hat sich hier nun eigentlich „langgemacht und die Ohren angelegt“: der Seitenwind oder der Fahrer? Es dürfte beiden gleich schwerfallen.

Die Beispiele ließen sich beliebig vermehren. Sie sind aber nicht entscheidend. Entscheidend ist, daß hier in Blättern, die immerhin einen weiten Leserkreis erfassen, Schindluder mit der Sprache getrieben, ein Ton gepflegt wird, der jegliche Pflege vermissen läßt. Denn mit Deutsch hat diese Sprache nur noch wenig gemein. Aber Sprache und Inhalt stehen in engstem Kontakt, der Ton entspricht dem, was gesagt wird. Ebenso wie wir von den Verbandszeitschriften wünschen möchten, daß sie sich etwas mehr den alle Verbandsmitglieder interessierenden Fragen und etwas weniger ihren selbsternannten Helden widmen würden, so wünschen wir, daß sich die Motorrad-Fachblätter und ihre Redakteure daran erinnern, daß die Beispiele, die sie geben, im Sprachlichen wie in der inneren Haltung gefährlich leicht zur Nachahmung reizen können. Sie tragen eine große Verantwortung.

Über Physiognomik

Gewiß hat die Zolfreiheit unsrer Gedanken und der geheimsten Regungen unsres Herzens bei uns nie auf schwächeren Füßen gestanden als jetzt, wenn man aus der Emsigkeit, der Menge und dem Mut der Helden und Heldinnen, die sich wider sie auflehnen, auf ihren baldigen Umsturz schließen darf. Man dringt von allen Seiten auf die zukömmlichsten Werke ihrer Befestigung, und wo man sonst geheimen Vorrat vermutet, mit einer Hitze ein, die mehr einem gotisch-vandalischen Sturm als einer überdachten Belagerung ähnlich sieht, und viele behaupten, eine förmliche Übergabe könne schlechterdings nicht mehr weit sein. Es gibt aber auch eine Menge minder sanguinischer Menschen, die dafür halten, die Seele liege über ihrem geheimsten Schatz noch jetzt so unzukömmlich sicher als vor Jahrtausenden, und lächle über die anwachsenden babylonischen Werke ihrer stolzen Stürmer, überzeugt, daß sich lange vor ihrer Vollendung die Sprachen der Arbeiter verwirren und Meister und Gesellen auseinandergehen werden.

G. Chr. Lichtenberg

Das Leben auf der Waage

Erzählung

Ich bin drei Jahrzehnte lang ärztlicher Leiter eines Leprosenheimes im westlichen China gewesen. Nach der politischen Umwälzung haben wir die Station räumen müssen; seit kurzem ist unsere Gruppe, zwei Ärzte und das Pflegepersonal, wieder in Deutschland. Da sitze ich nun untätig herum; räumlich von meinem Lebenswerk getrennt, spüre ich schmerzlich, daß es sich auch vor meinem inneren Auge in ein Nichts aufzulösen droht. In der alten Heimat komme ich mir wie hin- und hergeschoben vor; ich reise kreuz und quer zu wiederentdeckten Verwandten und Bekannten; aber danach ist mir immer zumute, als ob ich mit Schemen geplaudert hätte anstatt mit Menschen aus Fleisch und Blut. Sicherlich rührt das von dem Bewußtsein her, bei ihnen nicht „zu Hause“ zu sein; schon der Versuch, mich gefühlsmäßig wieder unter ihnen anzusiedeln, kostet mich eine physische Anstrengung.

Mit den Erinnerungen verhält es sich ähnlich. Ich verlange am Bahnhofs-schalter eine Fahrkarte, höre meine eigene Stimme und glaube plötzlich, den Namen des Zielortes irgendwann schon einmal in der gleichen Situation ausgesprochen zu haben; doch, ich kann nicht darüber nachgrübeln, die Gegenwart hat mich aufs neue fest am Arm. Ein anderes Beispiel: auf einem Platz, den ich zum erstenmal zu sehen vermeine, gemahnt mich unverhofft ein Stück Häuserzeile daran, diesen Platz nur vergessen zu haben. Es ist ein fortgesetztes Umtun zwischen Berichtigungen, bei dem allein der Verstand beteiligt ist. Empfindungen melden sich nicht, und also wird früher Gelebtes auch nicht gewertet. Mit einer Ausnahme; das war in H.

Ich hatte dort umsteigen müssen, versäumte den Anschluß und machte einen Gang durch die Stadt. Immer noch führten diese sieben oder acht Stufen vom Bahnhofplatz abwärts, eine fast feierliche Weise, die Stadt zu betreten, was mich sogleich an meinen ersten Besuch in H. denken ließ. Genauer gesagt, war es vorerst nur eine Bereitschaft zum Wiedererkennen, denn noch geschah nichts anderes, als daß ich den unablässig wechselnden Eindrücken gegenüber alarmiert war. Ehe ich, seinerzeit, reichlich spät, mit dem medizinischen Studium begonnen hatte, war ich Reporter gewesen, ein Mann, der schon mit einundzwanzig von der Geschichtswissenschaft desertiert war; die pulsierende Gegenwart hatte mich heftiger ergriffen als das Bemühen, von immer neuen Standorten aus die Vergangenheit zu rekonstruieren. So ein Reporter erblickt eine Stadt anders als ein Arzt nahe den Siebzig; nur darum wagten sich die Erinnerungen bei meinem Rundgang so zögernd hervor, weil meine kritische Auslese die meisten alsbald wieder verdrängte.

Inzwischen hatte ich ein parkartiges Gelände erreicht; die Mauer rundum war an mehreren Stellen durch Bombeneinschläge niedergelegt worden. Viele der Passanten überquerten unbekümmert die Rasenflächen, vorbei an den Ruinen ehemaliger Gebäudekomplexe; auf den übriggebliebenen Bänken saßen Mütter bei spielenden Kindern. Von meiner Bank aus konnte ich an einer aufgerissenen Fassade hinaufschauen; die einstigen Zimmer schienen nun wie große Käfige übereinandergeschichtet zu sein, an denen vorn die Gitter fehlten. Über den Stuben im dritten Stock war das Dach verschwunden, die Heizröhren in dem Zimmer an der rechten Giebelwand ragten verbogen in die Luft. Bei dem Anblick der Deckenbalken, die gleich Rippen aus den Wänden stießen, und des Mauerwerkes, einem fahlen Grau mit ziegelroten Flecken, vermenschlichte ich die Ruine, sogar die Epoche; unversehens trauerte ich da um eine Welt, die ich soeben erst verloren zu haben glaubte.

Noch einmal wollte ich den Heißhunger nachempfinden, mit dem ich mich damals auf Menschen und Dinge gestürzt hatte, als ich von meiner Zeitung nach H. geschickt worden war; doch, ich wurde keiner einzigen Bewegung mehr habhaft, alle mußten sie mit der Erledigung meines Auftrages zu Ende gelebt worden sein. Dafür trat unerwartet die Gestalt jener jungen Apothekerin vor mich hin, einer Nebenfigur in meinem Dasein, hätte ich mich in H. auf meinen Auftrag beschränkt; sogleich wußte ich auch wieder ihren Namen.

Ich hatte an jenem Abend unmittelbar vom Bahnhof aus meinen ersten Rundgang durch die Stadt unternommen, litt an heftigen Kopfschmerzen und wünschte mir eine Apotheke herbei; da war sie auch schon, verschlossen jedoch; nur eine Birne brannte noch in dem Kronleuchter, und ein Mädchen in Wetterhut und Regenmantel ließ die eisernen Jalousien herab: Roxane Bindermann. Sie hätte ausstaffiert sein können wie auch immer; gegen das Schicksal, das ich ihr bereiten sollte, wäre sie in keinem Falle gerüstet gewesen. Ich klopfte herrisch, wurde an die Offizin verwiesen, die Nachtdienst habe, und erzwang mir dennoch den Eintritt, indem ich bat und charmierte. Gelassen, aber mit leichtgerötetem Gesicht, bückte sie sich nach der Schachtel mit den Pulvern und wickelte sie in eines dieser Reklamepapiere. Kein Wort tauschten wir miteinander; sie nicht, weil sie beschäftigt war, ich nicht, weil ich mich schon in Gedanken an das fremde Leben heranpirschte, fasziniert von der pharmazeutischen Idylle.

Ich habe die Eilige dann trotz ihrem Sträuben nach Hause begleitet. Routiniert im Ausfragen, erfuhr ich genug über sie, um noch mehr erfahren zu wollen. Fortan trafen wir uns, sobald ich mir von meiner Arbeit die Zeit absparen konnte. Sie stammte aus einer Richterfamilie, der Vater war tot. Roxane hieß sie nach einem Wohlgefallen der Mutter am Klang der Silben; nichts sonst. Geschwister hatte sie nicht, ihre Freizeit nutzte sie so sachlich und korrekt, wie sie über Tage die Rezepte anfertigte. Ein durchschnittliches Dasein, das hatte ich alsbald festgestellt, hinter klugen, beinahe hübschen Zügen. Allzu häufig war ich auf das Bedeutsame, ja Absonderliche angesetzt worden, um mich diesmal nicht, privat, am einfachen, gänzlich unkomplizierten Objekt erproben zu wollen. Als ich abreisen mußte, war ich verliebt in so viel Mittelmaß, nicht in das Mädchen

selber. Künftig kam ich oftmals nach H., immer wieder begierig auf das Verhalten dieses Geschöpfes in seinem eigenen Alltag, eifersüchtig auf jeden, der mir mit irgendwelchen Provokationen in die überschaubare Existenz meines Objektes hätte hineinpfuschen können.

Was für ein törichter Vierundzwanzigjähriger war ich gewesen, der bei seiner Vernarrtheit in die Norm übersehen hatte, daß es zu dieser Norm gehörte, den Mann zu lieben, der sich der unbefangenen Dahinlebenden nach den gesellschaftlichen Gepflogenheiten genähert hatte. Hier nun war meine Torheit in Leichtfertigkeit umgeschlagen; ich sah mich geliebt und heuchelte Gegenliebe, um mein Objekt auch bei den zartesten Regungen des Herzens beobachten zu können. Küßte ich spontan den winzigen Leberfleck auf dem Ohrläppchen, wurde mir das als eine ungewöhnliche Kühnheit angerechnet, die ihr Opfer bis in die Rezeptur hinein beunruhigt habe; zwischen den Pflichten und der Erholung regierte bei diesem Mädchen eine vom Naturell her bedingte Harmonie, die weder Lauheit noch Leidenschaft erlaubte. Hätte ich selbst meine berufliche Neugier nicht so schnöde mißbraucht und wäre ich nur ein aufrichtig Liebender gewesen, immer hätte unser Verhältnis „normalisiert“ werden müssen; gerade dies wollte ich, tief in mein Verhängnis verstrickt, nicht wahr haben. Ich spezialisierte mich darum auf Auslandsaufträge; so war ich oft monatelang jenseits der Grenzen, agierte in meinen Briefen als der unentwegt Liebende, doch für die lästigen Planungen in eine gemeinsame Zukunft hinein war ich stets zu weit ab. Bei den spärlichen Wiedersehen, die letzten waren mir fast schon zu einer Last geworden, vermochte ich die Betrogene nicht aufzuheitern; als sie dann von ihrer Norm abwich und sich in ihrer Melancholie gefiel, brach ich die Korrespondenz ab; ein Objekt, das seinem Experimentator mit der Verantwortung für die eigenen Nöte hätte beikommen können, taugte nicht länger für mich.

Ich sollte H. erst in sieben Jahren wiedersehen. Einer meiner Schulkameraden war dort Oberarzt an der Landesheilanstalt geworden, ich selber nun ein Reporter von internationalem Ruf; beide wollten wir einander als Arrivierte präsentieren. Er zeigte mir sein Reich mit den friedfertigen und den tobenden Bürgern, für meine allerwärts interessierten Augen die beklemmende Sicht auf ein von Dämonie und Tragik erfülltes Territorium. Im obersten Stockwerk erhaschte ich auf einer der Stationen im Vorübergehen einen Blick in ein Einzelzimmer; die Tür war halb geöffnet, am vergitterten Fenster lehnte Roxane Bindermann und starrte reglos vor sich hin. Ich war stehen geblieben; wie von den Furien hereinbefohlen, hatte ich zu ihr eintreten wollen. Mein Begleiter nötigte mich voran, doch nur, um mir in einem Winkel des Flures über die Patientin zu berichten. Nach ihren Monologen zu urteilen, müsse sie ein demütigendes Erlebnis hinter sich haben, vor dem sie sich in das Rauschgift geflüchtet hatte. Gänzlich zerrüttet damals, war sie seit der Entziehungskur vollends ihrer Schwermut anheimgefallen; ohne die kontrollierenden Hemmungen einer Gesunden, steigere sie sich seitdem in ihren Wahnideen in die Rolle einer Prinzessin hinein; so mochte sie sich wirksamer gegen ihr Unglück behaupten können.

Mein Freund wurde von einer Pflegerin beansprucht, hernach entfernten sie sich. Ich nutzte es und ging zu Roxane Bindermann hinein; auch mich starrte sie an. Sie stand mit dem Rücken zur Wand, für mich, der sie so oft verfolgt hatte, in einer Position, aus der es kein Entrinnen mehr gab. Ich scheute mich, sie bei ihrem Vornamen zu nennen. „Wie geht es Ihnen?“ fragte ich heiser. „Ich geruhe nicht, Ihnen zu antworten“, sagte die Kranke mit einer abweisenden Miene. Ob sie zuweilen in den Park hinunterkomme, erkundigte ich mich. „Der Park ist gefährlich!“ flüsterte sie gereizt. Und dann verschanzte sie sich vor „diesem Mann“, der selbst einer Prinzessin wie ihr hinter den Büschen auflauern könne, um ihr die Heirat auszureden. Eine Hüterin ihres eigenen Elends, ließ sie sich geduldig betrachten; dabei mußte sie unbewußt einem verborgenen Zweck gehorcht haben, denn plötzlich erkannte ich in diesem ausgestorbenen Antlitz meine Schuld. Immer wieder versuchte ich, mich zu entlasten, aber es mißlang; zuletzt wurde ich von meiner Verworfenheit in einem Maße angewidert, daß ich nicht länger mehr leben wollte. „Hören Sie!“ stieß ich hervor und sah das Mädchen an, „ich bin ‚dieser Mann‘!“ Unter einem geheimnisvollen Zwang hatte ich die Waffe aus der Tasche gekramt und sie entschert auf den Tisch gelegt; eine Angewohnheit vom Auslande her, daß ich sie überallhin mitführte. Ich stellte mich ans Fenster und sah in den Park hinab. Zaghafte Schritte näherten sich dem Tisch, die Waffe wurde aufgenommen.

Als ich mich endlich umdrehte, hantierte die Kranke am Lauf; dabei gelang es ihr, zu entladen; das Geschoß steckte sie in den Mund, nun kaute sie wie auf einer Frucht darauf. „Sie werden sich vergiften!“ erschreckte ich sie. Betroffen über mein Gebaren, ich war hinzugesprungen, sah sie mich ratlos an. „Es ist Gift!“ beschwor ich sie erneut und nahm ihr die Patrone aus dem Mund. Ohne sich zu wehren, hatte sie es über sich ergehen lassen. „Sie haben mich vor einem qualvollen Tode bewahrt“, versicherte sie mir dann. „Ich werde Sie durch meinen Hofmarschall belohnen.“ Wortlos brachte ich die Waffe an mich und ging in die Direktion hinunter.

Mein Schulkamerad hatte so gut wie keine Hoffnung für die Kranke; sie werde allmählich verdämmern. Vor diesem Leben, das ich zugrunde gerichtet hatte, begriff ich zum ersten Male den Wert des Lebens überhaupt; sollte mich die Erde weiterhin tragen, dann mußte ich an eine ihrer härtesten Fronten gehen. Ich wurde Arzt. Studium, Assistenz, Überfahrt, noch einmal sah ich mich auf dem kleinen, struppigen Pferd durch die Lagerpforte reiten, schon winkten mir die ersten Aussätzigen zu; doch die Jahrzehnte schrumpften jäh zusammen, und ich saß wieder auf meiner Bank vor dieser aufgerissenen Fassade, wie zwischen die Zeiten gehetzt. Ich wagte nicht aufzustehen, der Boden hätte mich verschlingen können. Auf den nächsten Zug verzichtete ich.

Endlich fragte ich mich zum nächsten Halteplatz der Taxen durch und ließ mich zur Landesheilanstalt fahren; man sagte mir, sie sei — im letzten Kriegsjahr ausgebrannt — draußen vor der Stadt wiedererrichtet worden. Die Krankengeschichten hatte man retten können; Kollege nun unter den Ärzten, wurde mir an Auskünften besorgt, was ich erbat. Roxane Binder-

mann war vor zwanzig Jahren gestorben, noch im alten Gebäude, Zimmer neununddreißig, wohin sie auch eingeliefert worden war.



Zeichnung:
R. Jungers

Zumindest die Ruine wollte ich sehen; die Taxe hielt bei den Überresten im Park, aus dem ich gekommen war. Beschämt orientierte ich mich nun ernsthaft in meinem Gedächtnis, verglich die Erinnerungen mit den Trümmern rundum und gelangte wieder zu meiner Bank vor den übereinandergeschichteten Käfigen; die letzte Stube im obersten Stockwerk an der rechten Giebelwand, sie mußte jenes „Zimmer neununddreißig“ gewesen sein. Ich blickte hinauf, die verbogenen Heizröhren gewannen vor meinen Augen die Form von riesigen Fingern; von keinem vernünftigen Impulse abhängig, grüßten sie steif und gespreizt hinab.

Es war unbestritten, ich selber atmete noch im Licht, an der gleichen Stelle, an der Roxane Bindermann vor vielen Jahren ihren letzten Seufzer

ausgehaucht hatte. Warum mußte ich hier in H. meinen Zug versäumen? Um noch einmal erniedrigt zu werden? Verzweifelt schaute ich im Geiste auf die Waage, auf der unsere guten und die bösen Werke gewogen werden, sobald wir selber den Schalen nichts mehr hinzufügen oder entnehmen können. Und da begab es sich: Was schon zu Nebeln zerronnen war, meine dreißig Jahre unter den Leprakranken im fernen Osten, mit einem Male wurden sie wieder zur Realität. So viele armselige Leben hatte ich dort verlängern helfen, geringe Freuden verschenkt und die Leiden der Sterbenden lindern können; ein Stück Arbeit, unverdrossen um des einen, unteilbaren Lebens willen geleistet. Darüber bewegten sich die Schalen der Waage langsam zum Gleichgewichte hin. Mir wurde so unbeschwert um den Sinn, daß ich jetzt ohne Ängste hätte sterben können; doch ich hörte auf den Gesang der Vögel, und danach wanderte ich an den Büschen vorüber der Straße zu. Aber das war schon Gnade.

Der Fisch

Erzählung

Wenn die anderen im Schatten der Gärten oder in den Zimmern lagen, ging das Mädchen hinab zu dem Strand. Dort zog sie sich die Schuhe aus und nahm sie in die Hand. Der heiße Sand brannte an ihren Füßen. Sie trug ein rotes Kleid, es war schon etwas kurz für ihre sechzehn Jahre, aber die Mutter hatte gemeint, für die See wäre es noch gut genug. Es war auch gut genug, die anderen Mädchen des Ferienlagers waren nicht anders angezogen. Außerdem war es ihr gleichgültig.

Sie setzte sich an den ersten beiden Tagen in die Dünen, als dürfe sie nicht zu nahe an das reglose Blau des Meeres kommen. Es schluchzte nur mit eintönigen Wellen an den Strand, wie zum Spaß. Das Mädchen saß dort wie eine Boje so rot und still. Die harten grünen Gräser erinnerten sie an grüne Messer, wegen ihrer Schärfe. Alles ringsum war von dieser Grausamkeit, auch der heiße Sand, das stille Blau des Meeres, der mit Gold ausgegossene Luftraum, wie eine Kehle, mit geschmolzenem Gold gefüllt, das eben war ihr Schrei.

Am dritten Tage ging sie durch den breiten Strand bis an das Wasser. Es kühlte lauwarm ihre Füße. Sie hätte weinen mögen bei dieser Berührung. Sie war fest wie die von Händen. Ein paar einsame Buhnen stießen weit in das Wasser hinaus, mit Steinen und Reisig gefüllt in den Räumen zwischen den Pfählen. Sie kletterte bis an das Ende der einen Buhne. Dort saß sie wie in einem Einbaum, der zu unglaublichen Fernen segelte. Dabei dachte sie nichts.

Am gleichen Tage sah sie den Fisch. Er stand ein paar Meter von dem Bühnenkopf entfernt, auf dem sie saß, die Beine im Wasser. Sie zog sie herauf, als sie den riesigen Schatten des Fisches dort stehen sah. Er blickte sie an.

Es verschlug ihr den Atem. Er war zwei oder drei Meter lang, mit einem Kopf wie ein Hecht, mehr kühn als räuberisch und gar nicht böse. Seine Schuppen glänzten unter Wasser, als hätte ihn ein Goldschmied gemacht, und er stand auch so bewegungslos wie etwas Gemachtes.

Dann gab es eine kleine Welle, er war fort. Dem Mädchen tat es leid, sie dachte, daß nun alles vorbei, ja, daß ihre Ferien vertan seien, wenn nicht mehr.

Aber als sie am nächsten Mittag zum Strande kam, sah sie draußen vor der Buhne ein wildes Plätschern und Aufrauschen von Wellen. Obgleich sie Angst hatte, rannte sie durch den Sand, dessen fortrutschende Flüssigkeit sie straucheln machte, bis sie auf die Buhne kam. Da sah sie

den Fisch. Er drehte, schlug um sich, manchmal spritzte ein heller, silberner Wasserschlag in die Höhe von seiner Flosse oder seinem Schwanz. Sie hockte sich hin auf die Bühne und sah ihn an.

Der Fisch stand einen Augenblick still und blickte zurück. Sie nickte ihm zu. Er fing an, im Kreise umherzuschießen, sich vom Bauch auf den Rücken, vom Rücken auf den Bauch zu werfen, nach allen Seiten kreiselnd sprang er hoch aus dem Wasser, das wie fädige, schwere Silberstoffe sich um ihn wickelte und hinabglitt. Eigentlich sah es wie lauter Übermut und Freude aus. Aber das Mädchen dachte: er schreit. Den Kopf hatte er erhoben, ein paarmal sprang er in seiner schrecklichen Größe aus dem Wasser heraus und klatschte zurück und drehte sich weiter.

Das Mädchen starrte ihn an. Er schreit, dachte sie, weil er ganz in das Wasser verwickelt ist.

Sie selbst war in Luft verwickelt, völlig in Luft, darüber kam eine tiefe Trostlosigkeit sie an. Es hatte keinen Zweck, zu dem Fisch hinüberzusehen. Es gab nichts zwischen ihr und dem Fisch, gar nichts. Die Wellen waren durchsichtig bis auf den Grund. Da fächelten Steinbutten über den gerippten Sand und Knurrhähne schossen umher.

Jeden Mittag tanzte der Fisch dort draußen, und sie sah ihm zu. Sie wünschte auch tanzen zu können und jemanden zu haben, der ihr zusah. An einem dieser Mitage sah sie weit draußen drei Maste von drei Schiffen. In der Windstille standen sie nahezu bewegungslos auf dem Meer, kurz hintereinander, in gleichen Abständen.

Auch der Fisch hatte sie bemerkt. Wenn ihm zumute war wie ihr: welches Elend, keine Hände zu haben, um das Gesicht darin verstecken zu können! Der Fisch ließ sich ins Wasser sinken, das Mädchen anschauend, dann war er fort. Sie hatte Hände, sie verbarg ihr Gesicht darin.

Zwei der Jachten segelten vorüber, die dritte sah sie am Abend draußen vor Anker liegen. Als sie am anderen Mittag zum Strande kam, war der Fisch nicht dort. Nur die Jacht lag vor der Bühne, und sie sah hinüber. Das Wasser zwischen ihr und dem Schiffsleib war glatt und blank. Es war wie ein Fisch, dieser Rumpf, aber nicht in Wasser gewickelt, und nahm die Luft, um sich zu bewegen, mit einer bösen Klugheit. Nach einer Weile des Hinüberstarrens bedauerte sie den Fisch wohl noch, aber sie begehrte ihn nicht mehr. Als sie das merkte, war sie am Weinen über diesen Verlust. Von der Jacht aber kam ein kleines Boot herübergerudert. Ein Mann saß darin, an der Bühne hielt er sein Schiffchen fest, die Hand auf einem der Pfähle und die Ruder eingezogen.

„Wartest du auf jemanden?“ fragte er.

Er war nicht mehr jung. Sein Gesicht war noch braun und kräftig. Er machte den Eindruck, daß ihm vieles gleichgültig sei, und wenigens nur so wichtig, daß es ihm genüge.

„Nein“, sagte sie. „Der Fisch kommt heute nicht.“

„Was für ein Fisch?“

„Ein großer Fisch. Er ist ganz in das Wasser verwickelt.“ Sie war mit einemmal voll wildem Bedürfnis, alles zu erzählen. „Er ist schrecklich in das Wasser verwickelt, dann springt und dreht er sich und fliegt in die Luft und klatscht wieder herunter. Wir sind ja auch verwickelt“, sagte sie

eifrig, „in Luft sind wir verwickelt, aber wir können nicht so springen.“

„Wie alt bist du?“ fragte der Mann.

„Ich? Sechzehn.“

„Du hast ihm zugehört?“

„Er hat immer auf mich gewartet“, sagte das Mädchen. „Jedenfalls sah es so aus, als hätte er gewartet.“

Das Boot schaukelte leicht auf und nieder von der Dünung.

„Jetzt ist er weg“, sagte das Mädchen, mit einemmal weinte sie.

„Laß nur“, tröstete der Mann, „vielleicht kommt er wieder, wenn ich fortgesegelt bin.“

„Ich will ihn nicht mehr“, sagte sie. „Es ist nicht mehr wie vordem. Ich bin eben schlecht.“

„Zu dem Fisch, meinst du?“

„Überhaupt schlecht.“

„Ach“, sagte er, „laß das Heulen, Kleine. Wenn du willst, fang ich dir den Fisch.“

„Fangen?“ fragte sie erstaunt.

„Lebendig werde ich ihn nicht kriegen. Aber tot kriege ich ihn bestimmt.“

„Ja“, sagte das Mädchen. „Ich will ihn haben. Wirklich, ich will ihn haben, und tot will ich ihn haben.“ Das erschien ihr jetzt richtig, wenn es ihn nicht mehr gab. „Ich wäre gern dabei“, sagte sie, „damit er sieht, daß ich es gewesen bin.“

Der Mann sah sie an. Sie hatte die Brauen zusammengezogen vor Nachdenklichkeit. „Du bist ein kleines Weib“, sagte er, „mit euch ist nicht zu spaßen.“

„Gespäßt hat er nicht“, sagte sie. „Aber Sie bringen mir den Fisch, nicht wahr?“ Dabei lächelte sie wie ein Mädchen, das etwas zu belohnen weiß.

„Ich glaube, es ist sehr gewagt, dir den Fisch zu bringen“, sagte er. „Du läßt es mich vielleicht entgelten.“

„Ja“, sagte sie, „gewiß. Sie bringen ihn?“ Vielleicht verwechselte sie Entgelten und Belohnen vor lauter Eifer.

„Ich bringe ihn dir“, sagte er. „Wie lange bist du noch hier?“

„Auf der Bühne? Ich weiß nicht.“

„Nein, überhaupt. So schnell kann ich ihn auch nicht fangen. Du mußt mir auch noch sagen, wie er aussah.“

„Ich bin noch zwei Wochen hier, dann muß ich fort. Er war zwei oder drei Meter lang oder viel mehr. Und er hatte Schuppen und einen Kopf wie ein Hecht, aber gar nicht böse.“

„Das ist nicht viel“, sagte der Mann, „aber ich werde versuchen, ihn zu finden. Du kommst immer hierher?“

„Ich warte auf Sie“, sagte das Mädchen.

„Auf ihn“, stellte der Mann richtig und lächelte, als er die Ruder nahm.

„Also bis dahin, Kleine.“

Er ruderte zurück. Bald darauf fuhr die Jacht hinaus auf das Meer. Sie kehrte um und ging in das Heim, in dem die anderen noch schliefen.

Zwei Tage wartete sie, mittags auf der Bühne sitzend, dabei dachte sie wild und schmerzhaft, daß sie verworfen sei. Sie malte sich aus, wie er

den Fisch lockte, wie der Fisch wieder schrie, wie er sich verriet an seinem Umherspringen, daß er ins Wasser verwickelt sei, und wie ihn die Harpune traf oder der Speer oder wie er im Netz sich verwickelte und ein Beil ihn erschlug. Sie war gramvoll glücklich bei ihrem oder seinem Tod, es war fast dasselbe.

Am dritten Tage kam die Jacht wieder. Sie segelte langsam, als brächte sie Unheil. Wirklich hatte er den toten Fisch im Schlepp, sie sah die Leine, an der er ihn nachzog. Diese Leine ruderte er zu der Buhne herüber, band sein Beiboot fest an einem Pfahl und begann zu ziehen. „Ich habe ihn“, sagte er, „wie du es wolltest. Es war ein schwieriger Kampf. Er ist schwer, ich konnte ihn nicht herüberrudern.“ Dabei zog er immer weiter. Der Kopf tauchte auf aus der Masse von Wasser und Leib. Es war wie der tote Kopf des Meeres selbst.

Das Mädchen sah ihn an. „So“, sagte es, „das war er also.“

„Er war es, richtig“, sagte der Mann. „Was willst du damit machen? Ich schenke ihn dir.“

„Kann man ihn essen?“

„Ja.“

„War es schwer, ihn zu fangen?“

„Ich erkannte ihn daran, daß er im Wasser umhersprang.“

„Wo?“ fragte sie.

„Drüben an der Insel, sie ist einen Tag weit entfernt. Da sprang er vor einer Buhne herum.“

„Saß jemand darauf?“

„Ein Mädchen, so alt etwa wie du.“

„Oh“, sagte sie, „ich will ihn essen.“

„Dann werde ich ihn ans Ufer ziehen und zerlegen. Oder willst du den ganzen Fisch aufessen?“

„Das wäre ja zuviel“, sagte sie. „Er ist zu groß.“

Sie half ihm, den Fisch an das Ufer zu ziehen. Dort nahm er ein Beil aus seinem Boot und schlug den Kopf von dem Rumpf und zerlegte ihn. Das rosige und weißliche Fleisch lockte die Fliegen vom Strande, grüne und stahlblaue und huschige kleine. Die Gräten waren weiß, stark und elastisch.

„Ich brate dir ein Stück“, sagte er. „Das andere holen die Möwen, die Fliegen und die Fische.“

Er machte ein Feuer an aus altem Treibholz, das oberhalb an den Dünen verrottete. Er machte das alles geschickt wie ein Einsamer, der sich auf niemanden verläßt.

Das Feuer war unsichtbar vor dem größeren der Sonne. Er briet das große Stück Fleisch an einem nassen Holz, aus dem er eine Gabel geschnitten, in der offenen Flamme. Ernst und Umsicht seiner Handhabung machten alles uralte, zu einem gewichtigen Gesetz, und zugleich, als sei er unglaublich mächtig über den Fisch, das Feuer und sie selbst.

„Jetzt kannst du essen“, sagte er.

Sie nahm das Stück in die Finger und aß. „Ich esse dich, Fisch“, sagte sie, „ich esse dich auf.“

„So habe ich getan, wie du es wolltest“, sagte der Mann. „Und jetzt?“

„Jetzt?“ sagte sie, sich mit dem Handrücken den Mund abwischend und dann die Hände im Wasser spülend, die sie sich danach am Rocksäum trocknete. „Jetzt werden Sie wohl davonfahren.“

„Du hast ausgesehen, als hättest du eine Belohnung für mich.“

„Ich habe eine Bernsteinkette“, sagte das Mädchen, „die will ich Ihnen geben.“

Er sah sie verwundert an. „Tu das“, erwiderte er dann heiser, „du wirst mich daran erkennen. Eines Tages werde ich sie dir vorzeigen und zurückgeben, dann will ich meinen Lohn. Aber vielleicht werde ich ein anderer sein.“

„Oh, niemals“, sagte sie, die Kette von ihrem Halse lösend. „Niemals.“ Sie lachte danach und dehnte die Arme.

Er stand auf und stellte sich neben sie, umfaßte ihre Hüfte und gab ihr einen Kuß auf den Mund. Sie hielt still wie ein Mädchen, das zum erstenmal von einem Kuß erfährt und lange schon davon gewußt hat.

„Immer?“ fragte er, „immer derselbe?“

Sie nickte.

„Nun werde ich davonfahren“, sagte er betrübt. „Leb wohl.“

„Auf Wiedersehen“, antwortete sie, stellte sich auf die Zehen und gab ihm einen Kuß.

Er ruderte in seinem Boot zurück. An Bord setzte er Segel und glitt mit der Jacht davon in die unendliche Weite. Das Mädchen ging durch die Dünen zu dem Ferienhaus zurück. Die Reste des Fisches lagen umher, die auf dem Sande saßen voller Fliegen, Möwen stießen auf die treibenden Stücke im Wasser, und großmäulige Fische zupfen daran.

ABSCHIED

Aus weiter Ferne kam das Leid.

Es wurde beim Abschied

zum Schmerz und verwandelte mich:

Ich sah mit fremden Augen.

Karl Wassmannsdorff

THEATER-RUNDSCHAU

Von Regisseuren, Tänzern, Mondschiffen und anderen Planeten

Ein nicht-offizieller Bericht über die Berliner Festwochen

Was sind und zu welchem Ende organisiert man Festwochen? Einmal dienen sie der Hebung des Fremdenverkehrs; die Hotels sind überfüllt; Kritiker und Taxichauffeure haben zu tun. In den Theaterfoyers und auf den zahlreichen Empfängen verbrüdern sich internationale Berühmtheiten mit den zuständigen Lokalgrößen. Sekt mischt sich mit Coca Cola, Bier mit Gin und Martinis. Hohe Kommissare lehnen unerkannt an weiß getünchten Bar-Reliefs wie verkleidete Harun-al-Raschids und plaudern jovial mit den Eindeutschern ihrer nationalen Literaturen. Man schüttelt Hände über Ozeane und Schutzzölle hinweg. Das Leben hat wieder einen Sinn bekommen; man lebt von einer Premiere zur anderen, von diesem Presseempfang zum nächsten, tauscht Adressen und Telefonnummern aus, die morgen bereits veraltet sind, und hat das Gefühl, daß etwas geschieht und daß es sich gelohnt hat, auch wenn es nur dazu diente, dem Nomadencharakter unserer heutigen Existenz vorübergehend Unterkunft zu gewähren. Darüber hinaus aber gab es doch einiges, was zum Nachdenken über den Stand der Kunst in unserer Zeit anregte, und ich werde mir erlauben, nachdem ich meiner beruflichen Pflicht als akkreditierter Festwochen-Berichterstatter nachgekommen bin, einige Bemerkungen allgemeinerer Natur folgen zu lassen.

Überblickt man diese vierzehn Tage hektischen Berliner Kunstgetriebes, so zeigt sich, daß der

internationale Charakter West-Berlins als einer Drei-Mächte-Stadt sich in diesem Jahr besonders bemerkbar machte. Es hat zwar nicht an Stimmen gefehlt, die der Festspielleitung vorwarfen, daß sie dabei den deutschen Anteil nicht genügend berücksichtigte, daß beispielsweise weder die Münchner Kammerspiele noch das Gründungs-Theater zu Gastspielen eingeladen worden waren und daß auch die Berliner Bühnen nicht immer mit repräsentativen Leistungen aufzuwarten hatten. Dafür trat aber der kosmopolitische Charakter bei diesem Theatertreffen um so deutlicher in Erscheinung. Englische, französische, amerikanische, italienische und deutsche Truppen lösten einander ab und demonstrierten für die Einheit einer Kultur, die bei allen nationalen Verschiedenheiten dennoch von einem Gefühl der Zusammengehörigkeit getragen zu sein scheint. Man kann auch nun bereits von einem westlichen Stil auf dem Gebiet der Theaterkunst sprechen. Allen Verkleinerungsversuchen unserer Kulturpessimisten zum Trotz möchte ich die Behauptung aufstellen, daß gerade dieses Hervortreten eines gemeinsamen und verpflichtenden westlichen Stils als das wichtigste Ergebnis der Berliner Festwochen angesehen werden muß. Man kann diese oder jene Aufführung kritisieren, etwa die mißglückte „Faust“-Inszenierung des in anderen, weniger anspruchsvollen Bereichen sonst so vortrefflichen Barlog, oder den modernistischen

Versuch eines jungen Wiener Ensembles, Büchners „Leonce und Lena“, eines der zauberhaftesten, wenn auch schwer spielbaren Fragmente deutscher Literatur, in der Manier von „Hamlet im Frack“ einem ohnehin zu übertriebener Kritik und Skepsis neigenden Berliner Publikum anzubieten. Nicht entziehen aber kann man sich dem Gesamteindruck, daß von New York bis Edinburg, von Stuttgart bis Paris und Berlin ähnliche Tendenzen auf dem Gebiet der szenischen Interpretation entwickelt worden sind, Tendenzen, die entweder auf die Vervollkommnung, Zusammenfassung und Modernisierung der großen europäischen Bühnentradition hinauslaufen oder auf die Nutzbarmachung neuer experimenteller Vorstellungen von den Veränderungen, die sich im Bewußtsein des modernen Menschen abspielen.

Perfektion und Imagination — zwischen diesen beiden, einander durch künstlerischen Kurzschluß oft berührenden Polen bewegte sich die Mehrzahl der Darbietungen. Ein Beispiel handwerklicher Genauigkeit und bewährter Regieerfahrung war die meisterhafte Inszenierung Tyrone Guthries (England) von Thornton Wilders (USA) „The Matchmaker“, einer amerikanisierten Neufassung von Nestroy's „Einen Jux will er sich machen“, mit der scheinbar achtlos und doch verblüffend genau ihre Pointen verschießenden Ruth Gordon (USA), die Berlin im Sturm eroberte und gemeinsam mit ihren englischen Kollegen den nahe am Schwankhaften gespielten Jux zur Kunst der Posse erhob. Überhaupt schien England bei diesem Wettstreit der Nationen den Ton anzugeben — einen Ton, der so anmutig für die Lebensart und den Humor dieses Landes Zeugnis ablegte, daß der Begriff „Charme“, der bisher nur den Franzosen vorbehalten war, über Nacht den Besitzer wechselte und einen angelsächsischen Akzent bekam. Dafür zeugte auch das Gastspiel der Glyndbourne-Opera mit Rossinis „La Cenerentola“ in der Inszenierung Karl Eberts, italienisch gesungen und mit der großartigen Farbig-

keit, der gedämpften Ironie und der ariosen Bewegtheit einer klassischen Buffo-Oper, eine Ensemble-Leistung von edelster Akkuratess der szenischen und gesanglichen Reproduktion. Wieviel Theaterkunst ist hier auf englischem Boden von einem Regisseur versammelt worden, der nach 21 Jahren freiwilliger Emigration nach Berlin zurückkam und hier mit einer prachtvollen Wiedergabe von Verdis „Nabucco“ (Bühnenbild: Wilhelm Reinking) seine Intendanten- und Regietätigkeit an der Städtischen Oper wieder aufnahm, gefeiert von einer Bevölkerung, der er einmal so viel gegeben hatte und die ihn nun immer wieder vor den Vorhang rief. Auf der gleichzeitig in Berlin stattfindenden Dramaturgentagung sprach Ebert am nächsten Tage über seine Eindrücke, noch immer sichtlich bewegt von dem Empfang, den die Berliner ihm bereitet hatten. „Ich habe in sieben Sprachen inszeniert“, sagte er. „Wird es mir gelingen, nach so langer Abwesenheit den Anschluß an das deutsche Theater wiederzufinden?“

Ernst Josef Aufricht, vor 1933 Direktor des Theaters am Schiffbauerdamm, einer der verdienstvollsten Theatermänner der 20er Jahre, zeigte eine weniger glückliche Hand, als er mit seinem „Bilderbogen aus Amerika“ von Latouche und Moross die Welt des Broadway an den Kurfürstendamm verpflanzen wollte und dabei übersah, daß sich ein spezifisch amerikanischer Stil tänzerischer Improvisation mit den hier zur Verfügung stehenden Kräften nicht ohne weiteres übertragen läßt. Es ist jedoch anzunehmen, daß er mit der nächsten, bereits in Vorbereitung befindlichen Produktion den jeden Heimkehrer zunächst verwirrenden neuen Gegebenheiten besser Rechnung tragen wird. Ein anderer Gast aus dem Ausland, Kurt Hirschfeld (Zürich), verschaffte sich vernehmlich Gehör bei Presse und Publikum mit einer Inszenierung von O'Neills „Ein Mond für die Beladenen“, im irischen Farmermilieu Amerikas spielend, eine seelische Auseinandersetzung zwischen drei Gescheiterten, die in der Ausdeutung problematischer menschlicher Be-

ziehungen auf jede falsche Theatralik verzichtete und das vergebliche Beieinander und Zueinander der drei „passiv“ handelnden Personen dem Geist des Dichters gemäß darstellte.

Was Berlin in diesen zwei Wochen bot, war ein Zusammenklang der verschiedensten nationalen Temperamente und Ausdrucksformen, individuell gegeneinander abgesetzt und doch einbezogen in den großen Festspielrahmen einer gemeinsamen Kunstüberzeugung. Gegenüber der Vergrößerung und Auspowerung des Theaters im Osten mit seinen propagandistischen Schlachtrufen und seiner essigsauen Dramaturgie des Hasses können wir feststellen, daß der Westen zu einer Vergeistigung und Verinnerlichung seiner künstlerischen Mittel gelangt ist, wie sie etwa in den beiden Inszenierungen offenbar wurde, die Karl Heinz Stroux im Schloßpark-Theater zeigte: Georg Kaisers „Bürger von Calais“ und Peter Lotars „Das Bild des Menschen“, zwei Stücke, von denen das erste nach dreißig Jahren Bewährungsfrist sich noch einmal als ein Musterbeispiel mathematisch präziser Denktechnik auf der Bühne erwies, während das andere die Frage offen ließ, inwieweit die Ehrlichkeit des Autors und seines Themas — es handelt sich um die letzten Stunden der Menschen des 20. Juli — eine Dramatisierung trägt, die zwar stofflich erschüttert und als Zeugnis nobler Gesinnung ihre Berechtigung hat, deren szenische und sprachliche Gestaltung jedoch hinter ihrem Wahrheitsgehalt zurückbleibt.

Die Bühnenbilder zu beiden Stücken entwarf der junge vierundzwanzigjährige Franzose Jean Pierre Ponnelle, der, in Paris lebend, aber in Deutschland und Baden-Baden arbeitend, sein staunenswertes Talent mehrfach bewies und von dem man gewiß noch Bedeutendes erwarten darf. Ponnelles malerische Technik, die Ausdrucksglut seiner Farben sowie die Beschränkung auf einige sinndeutende Dekors, unter Zuhilfenahme von Licht und Schatten als raumschaffenden Komponenten, sind charakteristisch für die

Wandlungen, die sich unter den Jüngeren vollzogen haben. Ponnelle ist der Exponent eines imaginativen Theaters, das in Umrissen hier und dort sichtbar wurde: in der Choreographie Tatjana Gsovskys zu dem Ballett „Der rote Mantel“ des jungen italienischen Komponisten Luigi Nono (Bühnenbild: Ponnelle), in den pantomimischen Szenen der jungen Truppe des in Düsseldorf arbeitenden Dullin-Schülers Soubeyran, der die abstrakten Bewegungsstudien Marcel Marceaus in den Dienst einer fröhlich exerzierten Andeutungskunst stellt, oder in der als bunter Fastnachtzug des spanischen Katholizismus einherschreitenden Inszenierung von Claudels „Columbus“ (mit der Musik Milhauds) durch den jungen Regisseur Hans Lietzau, mit der das Schiller-Theater die Festwochen auf eine religiös-feierliche, wenn auch dogmatisch überspitzte und deshalb nicht unwidersprochene Weise ausklingen ließ.

Wir haben hier nur einige Beispiele aufgezählt, die uns für das Vorhandensein dessen, was wir einen gemeinsamen, westlichen Stil nannten, symptomatisch erschienen. Freilich wurde dabei vorwiegend vom Formalen gesprochen, von der Art und Weise, wie ein dramatischer Ablauf szenisch interpretiert wurde, und wir sind uns bewußt, daß bei diesen Festwochen die Frage nach dem Inhalt und der geistigen Auseinandersetzung mit einem Thema nur vereinzelt zur Diskussion stand. Der Osten hat es in dieser Hinsicht leichter. Es genügt die Ideologie des Klassenkampfes, des Anti-Amerikanismus und der marxistisch-leninistischen Geschichtsauffassung, um Dutzende von mittelmäßigen Autoren zu politischen Manifesten von allerdings zweifelhafter künstlerischer Bedeutung zu inspirieren. Der Westen aber kann und darf nicht auf seinen Anspruch verzichten, die Vielfalt der individuellen Äußerungen, selbst jene der Selbstanklage und der menschlichen Verzagtheit, in dem Konzert der Meinungen, Begabungen und Charaktere zu registrieren. Wir gebrauchen die Kultur nur ungern als „Waffe“, sondern benutzen sie als ein Instrument unserer

Selbstdarstellung, das für uns wirbt, für die Fülle und Mannigfaltigkeit der Gattung Mensch und für die Fragestellungen, die unser geistiges Dasein bewegen.

Das Theater der westlichen Welt, wenn wir es einmal so nennen wollen, hat somit einen Punkt erreicht, wo der Wunsch nach Perfektion der zur Verfügung stehenden Mittel sich mit der Ahnung von neuen, imaginativen Möglichkeiten verbindet. Und da man Form und Inhalt niemals trennen kann, ist in dieser Vervollkommnung der ästhetischen Gestaltungsmethoden zugleich eine geistige Aussage enthalten. Es ist kein Zufall, daß in vielen dieser Aufführungen das naturalistische Bühnenbild, an dessen Überwindung bereits die vorangegangene Generation arbeitete, fast gänzlich verschwunden ist. Der Mensch bewegt sich „frei“ im Raum, befreit von den beengenden Requisiten eines nur noch angedeuteten „Milieus“, ein Geschöpf, das sich von der Erde zu lösen und in universalen Zusammenhängen zu denken scheint. Er ist transparent geworden wie die Materie, die ihn umgibt, und die Probleme, die ihn beschäftigen, sind nicht mehr die einer Nora oder eines Fuhrmann Henschel. In Tatjana Gsovskys „Rotem Mantel“, in den Bühnenbildern Jean Pierre Ponnelles, in der gongartigen Musik Luigi Nonos, in den Inszenierungen von Stroux und Lietzau, im „Christoph Columbus“ und in den Pantomimen Soubeyrans spürt man, wie der Geist im Begriff ist, sich eine neue Dimension zu erobern, wie da alles Schwere von den Körpern abfällt und Licht und Schatten mitwirken bei der Erschaffung einer neuen, in den Raum projizierten Gebärdensprache.

Was wir hier erleben, ist eine Vorahnung dessen, was die Wissenschaft in ihren keineswegs mehr utopischen Voraussagen über die bevorstehende Erkundung des Weltraums — man lese etwa Wernher von Brauns Abhandlung über die Konstruktion von Mondschiffen — in den Bereich des technisch Möglichen und praktisch Durchführbaren gerückt hat. Wir stehen heute vor der Entdeckung neuer Welten, die unser Denksystem

revolutionär verändern werden wie seinerzeit die Menschheit um das Jahr 1480, und es ist kein Wunder, daß die schöpferische Phantasie des Künstlers den Ereignissen voraus-eilt. In Berlin erzählte mir Thornton Wilder von seiner neuen Komödie „Die Marsmenschen“, an der er augenblicklich arbeitet und in der Raumschiffe und fliegende Untertassen eine nicht unerhebliche Rolle spielen werden. Man kann sich vorstellen, wie sich Wilders kosmischer Witz an diesem Thema entzünden wird, welche Wirkungen sich aus dem Zusammenprall der Kleinbürgerwelt von Mr. und Mrs. Antrobus aus Excelsior, New Jersey, mit den Sendboten des interplanetarischen Raums ergeben werden. Daß aber ein Autor wie Wilder sich in diesem Augenblick eines solchen Stoffes bemächtigt, ist für mich ein weiterer Beweis dafür, in welcher Richtung sich der denkende Geist zu bewegen beginnt — nicht mehr horizontal, sondern vertikal, zu den Sternen empor und aus der geheimnislos gewordenen Welt der Ost-West-Konflikte und der verspäteten Ibsendramen in das große Geheimnis um uns und über uns.

Das Theater als das sensibelste Instrument, an dem sich Zeitströmungen ablesen lassen, scheint bereits seine Entdeckungsfahrt antreten zu haben. Dafür spricht das Überwiegen des Tänzerisch-Pantomimisch-Choreographischen, die Entmaterialisierung der Bühne, der Appell an die Phantasie des Zuschauers als einer formschaffenden Kraft bei dem Zustandekommen dramatischer Illusionen. Wie in der Plastik unserer Tage, die den Begriff der Masse durch den des Volumens und des ausgesparten Raums ersetzt hat, stellt es seine Figuren in eine durch nichts mehr begrenzte, imaginäre Landschaft, und wir glauben, wenn wir das Theater verlassen, einen Blick getan zu haben in jenen Bereich außerirdischer Erfahrungen und gewichtslos dahinschwebender Körper, in dem sich unsere Nachkommen einmal tummeln werden wie motorisierte Schmetterlinge in einem luftleeren Raum.

Hans Sahl

Sie halten den Krieg am Schwelen

Zu dem neuen Roman von Wolfgang Koeppen

„Unter dem Kapitol hat man eine Wölfin hinter Gitter gesetzt, ein krankes, verzweifelt Tier, fern davon, Romulus und Remus zu säugen.“ Eine Notiz nur, so scheint es, wie unabsichtlich erwähnt, und doch einen ganzen Roman in sich bergend: das Schicksal zweier Generationen. Sie ist eine kraftlose, altersschwache Gefangene, diese Wölfin, gefangen in den Träumen einstiger Macht und einstiger Siege, gefangen in dem Stolz, geherrscht zu haben, stets beneidet, bewundert, bedroht gewesen zu sein. Wird ihre „große Zeit“ noch einmal wiederkehren? Sie glaubt es im geheimen — und dämmert doch schon ihrem Tod entgegen. Romulus und Remus aber, diese unmündigen, unerfahrenen Kinder, sie sind sich selbst überlassen, sie sind frei von jeder Bindung — Freie, die mit ihrer Freiheit nichts zu beginnen wissen.

Zwei Generationen, doch keineswegs zeitlos fixiert, sondern als Träger des 20. Jahrhunderts einander gegenübergestellt; ein Roman vom modernen Menschen also, von sehr „deutschen“ Menschen zudem, aber zugleich ein Roman vom neurotischen Menschen, dessen mangelnder oder fehlerhafter Kontakt mit der Wirklichkeit sein trudelndes Dahintreiben auf dem Strom der Zeit bestimmt. Doch nicht die Zerrissenheit ihrer Psyche ist die Tragik der Gestalten Wolfgang Koeppens, sondern ihr hartnäckiger Glaube, völlig gesund zu sein. Dabei sind sie de facto politische Fetischisten, die auf ihrem Urlaub im „Welschland“ Italien das Lied von der deutschen Linde singen und den „Brunnen vor dem Tore“ anbeten; sie sind politische Masochisten, die als Enttäuschte die Heimat flohen und nun alles im Gastland rühmen, was ihnen zu Hause verderbt erschien; sie sind neurotisch in ihrem bedingungslosen Hang zur Gemeinschaft — denn sie prahlen mit „unserem Goethe“ und „unserem Vaterland“, verschweigen jedoch „unser Auschwitz“, „unsern Hitler“. Beschämende Ereignisse werden verleugnet oder in die Grube des Vergessens geworfen. Das Dunkle aber, das Mythische und auch das verdienstlos übernommene Erbe weit zurückliegender Epochen werden lauthalsig gefeiert und als die Ernte eigener Saat ausgegeben. Verdrängungen über Verdrängungen — die politische Libido liegt schwer darnieder.

Dies das Fazit der Diagnose in Wolfgang Koeppens neuem Roman „Der Tod in Rom“ (Stuttgart, Scherz & Goverts Verlag. 256 S. DM 8,80). Es ist eine erschütternde Diagnose, eine verdammt ärgerliche Diagnose; aber die Wahrheit ist oft ärgerlich — vor allem für den, der seine Fieberrosen auf den Wangen für pausbackige Gesundheit hält. Wolfgang Koeppen überläßt es anderen, erfreuliche oder gar erhebende Bücher zu schreiben. Für ihn ist Literatur Kritik. Und das ist gut so. Denn würde nicht wenigstens hie und da einer aufstehen und unserer Zeit die Diagnose stellen, wir würden bald den Blinden als Seher feiern.

Man braucht einen Autor nicht gleich mit einem Seismographen zu vergleichen, wenn er jede geringste Erschütterung im gesellschaftlichen Gefüge eines Staates mit vibrierender Feder registriert. Es genügt heute wahrhaftig, sich die Ohren nicht durch Schlagworte verstopfen, die Augen nicht von Spruchbandstreifen verkleben und das Hirn nicht durch eifrige Propaganda-Trommler betäuben zu lassen, um die gähnenden Klüfte der Leere zwischen Wirklichkeit und Traumfabrik zu erkennen — Traumfabriken fürs knetbare Herz und für den knetbaren Verstand (geknetet von jeglicher Institution in teuflisch ähnlicher Weise). Wie hellhörig und wie hellsichtig Wolfgang Koeppen ist, das bewies er erst vor einem Jahr, als er in seinem Roman „Das Treibhaus“ die penetrante Geschichte vom aufrechten, humanistisch gesinnten Abgeordneten Keetenheuve erzählte, der an der politischen Engstirnigkeit, an der geistigen Unzucht und Inzucht seiner nicht immer sehr demokratischen Kollegen scheiterte. Wie „wahr“ dieser Roman ist, bewies der „Fall John“ — und mancher andere — den Wolfgang Koeppen in seinem Buch vorweggenommen hatte. Sein neuer Roman „Der Tod in Rom“ ist nicht weniger „wahr“ als „Das Treibhaus“. Nur wird hier nicht ein Einzelner in den Mittelpunkt der Handlung gestellt, sondern gleich mehrere Hauptgestalten — Vertreter des einst gutbürgerlichen Geschlechts, die sich zu Anwälten einer im Dunkel verborgenen Gefolgschaft machen und als Marktschreier eines hohlbrüstigen Deutschland entlarvt werden. Es versteht sich von selbst, daß Wolfgang Koeppen keinen Schwertstreich gegen alles führt, was deutsch ist oder als deutsch angesprochen werden könnte; er unternimmt vielmehr den gar nicht genug zu preisenden Versuch, jene Hirnschalen zu öffnen, unter denen der „Mythos des 20. Jahrhunderts“ nach wie vor sein warmes Nest behalten hat. Und es sind der Nester viele — mag mancher auch nicht wissen, was er im Verborgenen mit sich herumschleppt: den alles zermalmenden Hammer Thors.

Gleichsam wie Marionetten ordnen sie sich, von ungemein geschickter Hand geleitet, auf der Bühne des Geschehens: düstere Knabenhelden, „Abenteurer von unsicherer Existenz“, Stiernackige, die von den Toten aufstehen möchten, wie der ehemalige SS-General Judejahn, den nur noch die „Phrasen eines Pennälers“ zusammenhalten und der nichts anderes kennt als befehlen — „nicht einmal einer Nutte konnte er ein paar freundliche Worte sagen“. Und neben ihm „Schwager Pfaffrath“, neodemokratischer Oberbürgermeister, altfaschistischer Regierungspräsident, für den das Nationale ein Abgott ist, ein Moloch, dem er alles opfern würde; „Schwager Pfaffrath“, der sich in seiner perversen Hingabe an den Tod wie ein Gockel aufplustert — „es war schön und erhebend, in idyllischer Landschaft“, unterhalb des Klosters Cassino, „von einem fairen Krieg zu hören . . . es war ja nicht nur gestorben worden, es gab auch heitere Episoden zu erzählen, lustige Anekdoten aus dem großen Morden“. Hinter den duckmäuserischen Eleven Odins aber stehen all die anderen Figuren Wolfgang Koeppens, die einstigen „Garanten der Zukunft“, die Ordensburg-Ritter. Wetterwendisch winken sie jeder Fahne zu, die gerade gehißt wird, oder gehen als haltlose, zynische Tonsetzer mit ihren Kompositionen der Verzweiflung, der „ewig singenden Wälder“ und einbalsamierter nebelgrauer Nornen hausieren — oder schlüpfen als von den Menschen Enttäuschte unter die Kutte der Geborgenheit und hoffen, in den weiten Armen der Kirche vor der sie gnadenlos bedrängenden Freiheit Ruhe zu finden. Sie alle, diese Jungen, sehnen etwas herbei, das ihre Hingabe verlangt. Wo ist die Herde, die uns genommen, wo der Hirte, der uns führt? fragen sie sich; und

manchmal spüren sie auch, daß die ständige Spekulation mit dem Abgrund das alles verschlingende Nichts nur noch näher rückt. Sie suchen einen Weg, aber sie finden ihn nicht, weil sie über jeden „Pfad die Nacht der Verzweiflung“ breiten.

Nicht von ungefähr ist gerade Rom der Schauplatz dieses Stelldicheins: Rom, das Ziel ewiger Wanderschaft der Deutschen. Wie von einem Strudel scheinen hier die Marionetten Wolfgang Koeppens erfaßt zu sein. Immer schneller und schneller kreisen sie um sich selbst, werden von den Stromschnellen dichtgedrängter Handlung mehr und mehr ihrer Überheblichkeit entkleidet, bis sie „nackt, bloß und allein“ der eigenen, beschämenden Nichtigkeit ausgeliefert sind: Sklaven uralter Atavismen, gedemütigt durch ihre substanzlose Sprache. Wie hier der Autor einige Zeitgenossen als pathetische Schwätzer kompromittiert, sich als unerkannter Bauchredner in ihre Dialoge einschleicht und sie mit an William Faulkner zu messender Rhetorik ihres belfernden Jargons überführt, das ist ohnegleichen. Wie muß doch einer das Wort beherrschen, wenn er den Geist eines Menschen abschließend durch dessen Sprache ins Sichtbare zu zwingen weiß!

Hart und geschliffen, unablässig auf seinen Wert hin abgeklopft, das ist die sinnenhafte Sprache, mit der Wolfgang Koeppen den Strudel nie zur Ruhe kommen läßt — diesen Strudel, der die Familie Pfaffrath-Judejahn immer dichter aneinanderkettet und sie in seinen sich ständig verengenden Kreisen der Vernichtung zutreibt, bis einer der Trabanten des Mars, vom Sog der Phrasen verschlungen, in die Tiefe gerissen wird: der Totenkopftträger, der nicht begreifen konnte, daß seine Zeit abgelaufen war. Mit dem Schwert wollte er Deutschland zurückerobern — und kriept elendiglich in einem staubigen Winkel der Museen: Kreislaufstörung, Herr General. „Auf lahmem Gaul“ nun treibt „ein schäbiger Tod den Helden nach Walhall“. Die große Wölfin ist tot, und keiner weint ihr nach.

Helmut M. Braem

Um die bürgerliche Welt

Man hat den Roman gern als die eigentlich „bürgerliche“ Dichtungsgattung bezeichnet. Wiewohl gegen alle derartigen Etikettierungen ein reserviertes Mißtrauen am Platze ist, enthält diese Behauptung zweifellos viel Wahres. Zumindest die großen Romane der Weltliteratur des neunzehnten Jahrhunderts zeigen sich der bürgerlichen Welt und ihrem Denken eng verhaftet. Die Romane unserer Zeit, die hier eine Ausnahmestellung einnehmen und experimentierend in erzählerisches Neuland vorstoßen, sind schon von ihrer Form her nicht mehr als Romane im herkömmlichen Sinne anzusprechen. Dort, wo jedoch in den traditionellen äußeren Formen, das heißt ohne das Verschieben zeitlicher und räumlicher Perspektiven, erzählt wird, kann der Roman auch heute noch nicht seine bürgerliche Herkunft verleugnen. Selbst ein sich so „antibürgerlich“ gebendes Buch wie Tho-

mas Manns „Bekenntnisse des Hochstaplers Felix Krull“ (Frankfurt 1954, S. Fischer. 441 S. DM 18,50) macht hier keine Ausnahme. Das in jahrzehntelanger Arbeit neben den anderen großen Werken herangewachsene Buch entpuppt sich als eine unübertreffbare Selbstparodie und ein Schlüsselroman par excellence. Felix Krull, Sohn eines rheinischen Sektfabrikanten, wird durch seinen bankrottgehenden Vater und eine frühe Bekanntschaft mit einem gefeierten Operettentenor — die Szene in der Garderobe mit der Demaskierung der im Rampenlicht blendenden Schönheit in ein von schwärenden Eiterbeulen bedecktes menschliches Wrack gehört zu den stärksten Partien des Buches überhaupt — darüber aufgeklärt, daß diese Welt getauscht werden will, und versteht es schon bald, sein Leben nach ihren Spielregeln einzurichten. So führt Krull in Paris eine Doppelexistenz: in seinem Berufe vom Liftboy bis

zum Kellner rasch avancierend, ist er außer Dienst (mit Hilfe einer charmant erschwindelten Barschaft) der elegante Lehemann. Als solcher macht er die Bekanntschaft eines jungen Marquis, der mit Krull die Rollen tauscht und ihn unter seinem Namen auf eine Weltreise schickt, zu der er selbst keine Neigung verspürt. In Lissabon verlassen wir Krull im Hause einer vollbusigen Schönheit nicht ohne die Gewißheit, daß er in einem weiteren Bande sein Avancement noch vortrefflich weiterzutreiben verstehen wird. Gerade diese Gewißheit aber ist bezeichnend für das Buch. Krull, die parodistisch gemeinte Existenz des am Rande der bürgerlichen Gesellschaft vagabundierenden Künstlers, vermag nicht ohne diese zu existieren und versucht sich gleichsam durch die Hintertür wieder in sie hineinzu- stehen. Noch einmal entfaltet sich, vornehmlich im ersten Teil des Buches, der ganze Glanz der Mann'schen Prosa, in der bezaubernden Leichtigkeit ihrer scheinbar so mühelos gefügten langgliedrigen Perioden ein prickelndes Etwas aus funkeln- der Ironie. Und doch — scheint nicht in den letzten Kapiteln dieser Stil sich selbst erschöpft, seine frühere Biegsamkeit, ja schlimmer noch, seinen subtilen Witz eingebüßt zu haben? Die Schilderung des Stierkampfes etwa wirkt ausgesprochen papieren. Doch wiegen diese Schwächen gering gegenüber den unbestreitbaren Qualitäten des Buches, das als einer der ganz wenigen großen humoristischen Romane deutscher Sprache gefeiert werden darf.

Umkreiste der „Hochstapler Krull“ die bürgerliche Existenz parodistisch, ohne sich im letzten von ihr lösen zu können, und bestätigte gerade dadurch seine Abhängigkeit von ihr, so wurzelt *Ina Seidels* neuer Roman „*Das unverwesliche Erbe*“, schon im Titel erkennbar, fest in der Welt des Bürgertums (Stuttgart 1954, Deutsche Verlagsanstalt. 419 S. DM 13,60). Die Dichterin erzählt hier das Schicksal der Elisabeth Alves, die aus katholischem Hause stammt und gegen den Willen des Vaters einen Protestantin heiratet. Die Ehe wird zu einem Martyrium für beide Part-

ner, Elisabeth kehrt nach langen inneren Kämpfen in den Schoß ihrer Mutterkirche zurück (zwei schwere Schicksalsschläge haben diesen Entschluß vorbereitet), verliert über diesen seelischen Konflikten aber den Kontakt mit ihrer Familie und unterhöhlt unwissentlich die Gesundheit des Gatten. Um dieses Kerngeschehen rankt sich eine Fülle von einzelnen Geschichten und Episoden, die dem Werk seine epische Breite sichern. Das Buch verrät auf jeder Seite die vollendete dichterische Reife seiner Autorin, es ist sprachlich sauber in sorgfältiger Wahrung der erzählerischen Traditionen des neunzehnten Jahrhunderts gestaltet und gewinnt in einigen der Dialoge eine Dichte und Tiefe der Gedanken, die auch ihm einen überzeitlichen Rang sichern werden. *Jürgen Eyssen*

Heilsame Geduld

„Der Sturm raste den ganzen Tag hindurch ohne Aufhören und richtete schreckliche Verheerungen unter allen den Vögeln an, die um diese Jahreszeit auf der Reise waren. Manche verloren ihre Richtung vollständig und wurden in ferne Länder verschlagen, wo sie elendiglich verhungerten; andere ermatteten so sehr, daß sie ins Meer hinunterstürzten und ertranken. Viele wurden an den Felswänden zerschmettert und viele ein Raub der Seehunde.“ Diese Sätze aus der „Wunderbaren Reise des kleinen Nils Holgersson“ läßt *Hermann Stahl* in seinem Nachkriegsroman den alten Lorbeer, den Zeitungsausträger, lesen, ehe er sich in seiner abgelegenen, kümmerlichen Waldhütte zum Schlafen legt. Und im Untergang der Zugvögel spiegelt sich das Elend vieler Flüchtlinge. Auch Lorbeer, der schon hoch in die Siebziger zählt, ist einer von ihnen. Früher war ein großes Gut, waren sechshundert Morgen Land sein eigen — heute ist er der Ärmsten einer. Er hält sich von den Menschen getrennt, sucht sie nur auf, wenn er ihnen etwas zu geben hat... Und er sucht nach der verlorenen Tochter, um seine Schuld zu sühnen. Schließlich vollzieht er das stellvertretend an einer anderen Frau, die

nahe an den Untergang getrieben wurde.

„*Wohin du gehst*“ heißt das Buch. (Bremen, Carl Schünemann Verlag. 343 S. DM 13,50.) Das Landschaftliche wird in Stahls Buch zum Hintergrund menschlichen Schicksals. Hinter den Dingen und hinter dem Sagbaren läßt der Erzähler die geheimnisvollen Ströme des Lebens fließen. Und im langsamen Vertrautwerden mit den Leiden, den Wunden, dem Verschulden und dem Bemühen eines ganz alten Mannes lernt der Leser allmählich teilzuhaben an den großen Segnungen der Not: der Geduld in sich selber, dem Mitfühlen anderer Not und der helfenden Tat — bis die Zuversicht, das tragende Vertrauen zum Leben ausblüht, jene Kraft, die alles heilt. *Karl Rauch*

Die Kunst Afrikas

Lebendigste Beziehung zum künstlerischen Schaffen zeichnet das schöne Buch von *Werner Schmalenbach* „*Die Kunst Afrikas*“ (Mit 131 Abbildungen und 16 mehrfarbigen Tafeln. Basel, Holbein-Verlag. DM 38,00) wie alle seine früheren Schriften (Griechische Vasenmalerei, Kunst der Gegenwart usw.) aus. Kubisten und Expressionisten haben bald nach 1900 die hohen künstlerischen Werte afrikanischer Plastik entdeckt, um die heute alle Künstler und Kunstfreunde wissen. An ihre Kreise wendet sich das wissenschaftlich fundierte Buch Schmalenbachs, aus dem jedoch auch die Fachwelt manchen Aufschluß über Wesenhaftes gewinnen kann. Da es dem Verfasser auf die Klärung des Wesensunterschieds afrikanischer Kunst von der Kunst anderer Erdteile ankommt, verzichtet er auf die sonst übliche Aufreihung in Stämme. Um so überzeugender arbeitet er die Grundzüge der diesem Erdteil von „monumentaler Passivität“ eigen tümlichen Kunst heraus aus den Lebensbedingungen, sozialem Gefüge, religiösen Vorstellungen und Geschichte der Negerkulturen, in deren Schaffen er mit vollem Recht allein „afrikanische“ Kunst erblickt. So scheiden aus der Betrachtung die vorzeitlichen Felsmalereien, die Schöpfungen Alt-Ägyptens, der

nordafrikanischen Länder am Mittelmeer und des sehr früh christianisierten Abessiniens aus. Eine Karte zeigt die Konzentrierung der Negerkulturen vorwiegend an der Westküste um die Flüsse Niger und Kongo sowie ihre Ausbreitung nach Südosten bis zum Sambesi. Da es sich fast überall um nach Stämmen gegliederte Bauernkulturen handelt, stellt Schmalenbach die Betrachtung der wenigen Hochkulturen voran, entstanden, wo Hirtenvölker über der unterworfenen bäuerlichen Bevölkerung eine Feudalherrschaft aufrichteten: in den längst untergegangenen Königreichen Nigeria, Benin und Ife an der Westküste. Sie allein haben Steinbildwerke hinterlassen, die Kunst in strenger Abstufung vom Gott-König bis ins Gebiet des Profanen ausgedehnt, Götterbilder und Individuell-Figurliches, wenn auch nicht im Sinn des Porträts, hervorgebracht. Daß auch nur in den Königreichen, voran in Benin, das Gruppenbildwerk, das Relief und, im Zeichen feudaler Rangordnung, das Ornament reiche Entwicklung finden konnten, weist Schmalenbach überzeugend nach. Der Hauptteil des Buchs ist den Bauernkulturen gewidmet, deren Kunst erfaßt wird als zwangsläufiges Ergebnis der Daseinsbedingungen. Das Leben ist hart und abhängig von den unberechenbaren Gewalten der Natur. Dem Neger sind sie Geister, Dämonen, gegenwärtig in allem, was ihn umgibt. Sie allein, nicht auch das ferne göttliche Wesen, das vielleicht einst die Welt erschuf, doch nicht mehr in ihr Geschehen eingreift, bildet er im Glauben, damit Gewalt über sie zu erlangen. Alle Negerplastik ist „Sichtbarmachung unsichtbarer Mächte“: als Ahnenfigur Behausung der bedrohlich umherirrenden Seele des Toten, als Zaubersfigur Bann eines Geistes oder Dämon, als Fetisch geladen mit magisch-beschwörender Substanz, als Maske, mit deren Hilfe der Mensch vorübergehend den Geist, den er darstellt, beherbergt. So entsteht die Plastik als kultisches Zweckgebilde, nie als „Kunstwerk“, und sein Schöpfer ist ein Handwerker. Die Gestaltungsweise wird mit

erklärt aus dem gegebenen Hauptmaterial des Holzes, bearbeitet mit Dachsbeil und Messer oft in meisterhafter Vollendung. In elementarer Formensprache streng frontal und meist auch symmetrisch gebaut, läßt die Einzelfigur noch den Baumstamm, dem sie abgerungen wurde, erkennen. Sehr eingehend behandelt Schmalenbach die Maske, die vor dem Gesicht getragen, über den Kopf gestülpt oder über ihm aufgerichtet wird. Vorbehalten den geheimen Männerbünden, steht die Maske immer im Dienst kultischer Bräuche, ekstatischer Tänze zum Bann von Dämonen und bei Totenfeiern. Ihre Welt ist die Welt der Ahnen-, Natur- und Tiergeister. Innerhalb der vielfältigen Gebrauchs-kunst wird „der Zweck nie vom Schmuck gestört“, der auch als figürliche Zutat sinnvoll ist, weil sie den Menschen bei den Verrichtungen des Alltags unter den Schutz eines Geistes stellt. Das letzte, zusammenfassende Kapitel handelt von „Stil und Ausdruck“. Verglichen mit den Kunstschöpfungen anderer Erdteile, „schließt sich alle Negerkunst sofort zu einem Stil zusammen, der ganz gewiß nicht naturalistisch ist. Er ist wohl immer dem Natürlichen nah, tendiert auf den menschlichen Körper zu. Aber er meint den menschlichen Körper nicht selbst, sondern andere Wesen, die ihn zur Hülle nehmen.“ Daher die Freiheit oder gar Verpflichtung, gegen ein Grundgesetz naturalistischer Auffassung zu verstoßen, die „richtige“ Proportionierung. Selbst in den abstraktesten Gestaltungen bleibt die Negerkunst ohne Ausnahme „expressiv“. Und „gerade das, was der Neger von seinen Figuren erwartet, macht auch ihre künstlerische Wirkung aus: daß sie höhere Wesen nicht nur darstellen, sondern in sich aufnehmen oder sogar sind“. Die Abbildungen sind über jedes Lob erhaben nach Auswahl wie nach Wiedergabe in Tiefdruck. Verwoben in den Text und geordnet nach Königreichen und Stämmen, bieten sie dem Leser die Möglichkeit, sich über die charakteristischen Merkmale der einzelnen Negerkulturen zu unterrichten.

Hans Hildebrandt

Insel- und Piperbändchen

Ein halbes Dutzend Bändchen ist in der Piper-Bücherei in diesem Herbst erschienen, darunter drei schöne Bildbände. Franz Marcs „Botschaften an den Prinzen Jussuff“ sind 16 zauberhafte Aquarelle und mehrere Schwarzweiß-Vignetten für Else Lasker-Schüler (DM 3,30). Georg Schmidt gab dem Bändchen ein Nachwort „Über das Poetische in der Kunst Franz Marcs“ bei. — 48 Abbildungen enthält das Bändchen „Max Beckmann, der Zeichner“, das in der Auswahl von Erhard Göpel einen Querschnitt durch das zeichnerische Werk des Künstlers bietet. — Ernst Buschor, einer der besten Kenner des griechischen Altertums, hat das Bändchen „Bilderwelt griechischer Töpfer“ mit 62 Bildern und einem wirklichen Verständnis schaffenden Text zusammengestellt (DM 2,50). — Eine Aphorismensammlung von Christian Morgenstern aus den „Stufen“ mit dem Titel „Vom offenbaren Geheimnis“, Nikolai Gogols Erzählung „Die Nase“, hier zum erstenmal in deutscher Sprache mit ungekürztem Urtext, und Carl Zuckmayers hintergründige Novelle „Die Affenhochzeit“ (je DM 2,—) beschließen die Reihe.

Die Insel-Bücherei bringt mehrere Neuauflagen. Von Rudolf Kassner wurde der gewichtige Essay „Von den Elementen der menschlichen Größe“ mit einem neuen Nachwort wieder aufgelegt. — Josef Mühlbergers eigenartige Erzählung „Die Knaben und der Fluß“ liegt bereits im 18. Tausend vor. — Mit Holzschnitten von Fritz Kredel wurde „Die Geschichte von Aucassin und Nicolette“ in der Übertragung von Paul Hansmann aufgenommen. — Zum hundertsten Geburtstag von Arthur Rimbaud brachte die D. R. in Heft 10/54 einen Gedenkaufsatz. Nun liegt in der Insel-Bücherei als Vorläufer der Gesamtausgabe eine Auswahl „Gedichte“, übertragen von K. L. Ammer, vor, in die das bekannte Geleitwort von Stefan Zweig aufgenommen wurde. — Schließlich hat die Insel-Bücherei noch eine sonderbare und schöne Nachlaß-Erzählung von Max Kommerell: „Hieronyma“ herausgebracht. D. R.

Die ältesten Hochkulturen

Von dem Handbuch der Weltgeschichte „*Historia Mundi*“, das auf 10 Bände berechnet ist, dessen 1. Band wir in der D. R. in Heft 8/1953 gewürdigt haben, ist jetzt der 2. Band erschienen: „*Grundlagen und Entfaltung der ältesten Hochkulturen*“ (Bern, A. Francke Verlag, und München, Leo Lehnen Verlag. 655 S. DM 28,80, während der Subskriptionszeit DM 25,—). Die fast bestürzende Reichhaltigkeit des Inhalts kann man aus der Aufführung der einzelnen Beiträge ersehen: Kurt Tackenberg: Die jüngere Steinzeit Europas. Das Neolithikum. — Karl J. Narr: Hirten, Pflanzler, Bauern: Produktionsstufe. — Martin Almagro Basch: Das alte Nordafrika. — Hermann Trimborn: Ein Wendepunkt in der Weltgeschichte: Die Hochkultur. — Rudolf Anthes: Ägypten. — Anton Moortgat: Grundlagen und Entfaltung der sumerisch-akkadischen Kultur. — Giuseppe Furlani: Babylonien und Assyrien. — William Foxwell Albright: Syrien, Phönizien und Palästina. — Walther Eichrodt: Religionsgeschichte Israels. — Sir John L. Myres: Kleinasien. — Christoph von Fürer-Haimendorf: Altindien. — Ernst Waldschmidt: Indien in vedischer und frühbuddhistischer Zeit. — Wolfram Eberhard: Geschichte Chinas bis zum Ende der Han-Zeit. — Hermann Trimborn: Die Hochkulturen des alten Amerika.

Eines wird sehr klar, auf das auch der Begründer der *Historia Mundi*, Fritz Kern, in seiner Schrift „*Geschichte und Entwicklung*“ (München, Leo Lehnen. DM 6,60) schon hingewiesen hat, nämlich die Problematik einer Weltgeschichte und die Tatsache, daß sie ein großes Wagnis ist. Eine solche Arbeit kann bei der unendlichen Vielfalt der Menschheitsgeschichte, die durch immer neue Funde aus den älteren und ältesten Zeiten immer weiter vermehrt wird, ein einzelner Mensch, er mag ein noch so großer Gelehrter sein, wie er will, nicht leisten. Zunächst galt es, den Standpunkt der Betrachtung festzulegen. Der 2. Band bestätigt die Richtigkeit solcher Festlegung und zeigt auch die Möglichkeit einer Lösung des Problems.

Für die Verfasser früherer Weltgeschichten war die Aufgabe insofern leichter, als man damals noch mit allgemein verbindlichen Ordnungs- und Wertmaßstäben arbeiten konnte. Die gibt es heute nicht mehr.

Gegen- und miteinander arbeitende Kräfte haben zunächst einmal die Grundlagen geschaffen, aus denen sich Hochkulturen entwickeln konnten. Es galt, den Urgrund und die Wurzeln aufzuzeigen, deren Voraussetzung überhaupt erst eine Kultur zur Entwicklung bringen konnte. Wenn man keinen einheitlichen Blickpunkt zur Gliederung hat, bleibt nur übrig, auf einer empirischen Grundlage die Tatsachen in ihrer Fülle anzuführen, die für die menschliche Entwicklung entscheidend waren. Der Mensch ist der einzige Mittelpunkt, und der wird von allen Mitarbeitern in seinen Entwicklungsstufen in den Vordergrund gestellt, wobei selbst die jüngsten Ergebnisse des Spätens berücksichtigt sind. Niemals findet man in einem der Beiträge, z. T. Standardarbeiten, den Versuch zu einem apodiktischen Urteil, sondern mit kluger Zurückhaltung werden auch andere und sehr verschiedenartige Lösungsmöglichkeiten offen gelassen. Wesentlich ist auch, daß nicht die eigentliche Geschichte, d. h. die Politik, wie früher im Vordergrund steht, sondern alle die anderen, so unendlich zahlreichen Lebensbereiche gleichwertig neben ihr berücksichtigt sind. Ein Sinn für die richtigen Proportionen ist allen Mitarbeitern eigen. Wir dürfen annehmen, daß bei der behutsamen Hand, über die der Herausgeber Fritz Valjavec verfügt, hier wirklich ein Monument der Menschheitsgeschichte, das völlig Neues bedeutet, entstehen wird, und haben allen Grund, den Mitarbeitern und den Verlagen für die Übernahme dieser gewaltigen Aufgabe dankbar zu sein.

R. P.

Reisen zu den Gründen Europas

Eine Deutsche, in Prag geboren, in der nachwirkenden Tradition der habsburgischen Weltmonarchie herangewachsen, durch ihre Ehe in den neupanischen Raum des nördlichen Südamerika entführt, hernach in

Portugal und Spanien lebend — insgesamt die Luft weltumfassender Katholizität atmend, von dieser Katholizität selbst Zeugnis gebend, findet in Spanien die Heimat Europas. Nicht als ob *Gertrude von Schwarzenfeld* („*Karl V. — Ahnherr Europas*“, Hamburg, Marion von Schröder-Verlag, 364 S. 27 Abb. DM 21,80) „Europa“, dessen Einheit und Selbstbewahrung manche reflektierende und mahnende Seite ihres Buches gewidmet ist, aus Spanien herleiten wollte, womöglich in einem vordergründig genetischen Sinne. In diesem kargen und stolzen, herben und in seinen Tiefen vulkanisch warmen Lande erfaßt vielmehr diese Frau mit natürlicher Gescheitheit an den geologischen Schichten der Geschichte wie an den Bauten und Bildern seiner Herrscher das Maß, die „mäze“ Europas. Sie spricht von ihr mit dem Charme freimütigen Taktes und vor allem aus der Liebe zu jener kaiserlichen Gestalt, die ihr diese Kraft der „mäze“ am vollkommensten dargelegt zu haben scheint, der Gestalt Karls V.: des unbeirrbar Sicheren, der aus der Not eines Auftrags von oben handelte — oder „zögerte, wenn er den Einklang mit dem Willen Gottes nicht gefunden hatte und die ganze Verantwortungs- last des freien Willens durchlebte“.

Dieser concordia mit dem Willen Gottes, dieser katholischen Geduld aus der Gewißheit des Geborgen- seins errichtet sie ein Standbild im Bilde des Kaisers. Daß dieses Bild auch „richtig“ gerate, hat sie keine Mühe gescheut, in breiter Fülle zu lesen und aufzunehmen, was die Wissenschaft sagte und sagt — mit einem Glauben, der diese Wissenschaft, die ach so objektiv-unbeteiligte!, beschämen sollte. Sie glaubte ihr nicht unkritisch, aber die Kritik stammt aus einer Liebe, die vieles weiß außerhalb der Wege der sondernden Ratio: die aus den Bildern der Tizian, Velasquez, Goya Menschen in ihrem Wesen, auch in ihren seelischen Nöten unmittelbar erfahren hat — und nun ordnet dieser aus ursprünglichem Reichtum lebende Verstand die Fakten. So ergibt sich ein scheinbar statuarisches Bild, das dennoch stark belebt ist. Plut-

arch hat solche „statuarischen“ Bilder gezeichnet — und sie gehören mit Fug und Grund zum kostbarsten Schatz, an dem die Jugend sich bilden möge. Hier nun zeichnet diese aus Liebe kluge Frau das Bild eines Fürsten, des Kaisers. Es bleibt unzerlegt (der Wissenschaftler würde sagen: ohne Analyse der Charakter- entwicklung — als ließen sich innerste Vorgänge post festum sezierend wirklich erfassen!); diesem Menschen ist, wie aus einer frommen Scheu, nicht zu nahe getreten worden. Vor einem Fürsten des 16. Jahrhunderts beugte man das Knie, zumal vor der katholischen Majestät. Und vor allem: einen Menschen, den man liebt, läßt man — wirklicher Erweis der Liebe! — in seinem Innersten unangetastet: man nimmt ihn, wie er ist — und eröffnet sich damit dennoch — nur so! — zugleich sein innerstes Herz, erfaßt in ihm seine Welt.

So steht der erasmische Kaiser vor uns: er, dessen Glaube so sicher ist, daß ihn weder die Häresie von links noch die sich verhärtende Orthodoxie von rechts anzufechten vermögen. Er mag, äußerlich gesehen, in seiner Politik am Ende gescheitert sein. Aber die Sicherheit seines Daseins ist das Vermächtnis, das uns heute, da wir wieder zwischen links und rechts den Weg zu suchen haben, in ihm einen der Ahnen des geistig freien Europa verehren läßt.

Der Verlag hat Abbildungen von mehreren der mit starker, einfüh- lender Beteiligung besprochenen Bil- der dem schön gedruckten Buche bei- gegeben. Es möge viele erfreuen und erreichen, was es sich vorgenommen hat: zu den Gründen Europas zu führen — gleich einem anderen, an- ders gearteten und dennoch ver- wandten Geist atmenden Buche, in dem uns ein oberschwäbischer Adli- ger, Sproß eines der vornehmsten unter den staußischen Ministerialen- Geschlechtern, selbst Kunsthistori- ker, wiederum gen Süden geleitet: zu den Staufer-Schlössern Italiens: *Hubert Graf Waldburg-Wolfegg: „Vom Südreich der Hohenstaufen“* (Mit Aufnahmen von *Lala Aufsberg*. München, Verlag Schnell u. Steiner. 140 S. Text, 80 Tafeln. DM 19,80).

Es ist ein erreistes Buch, das zum Nachreisen auffordert: zunächst durch die schönen, gut gedruckten Aufnahmen; sodann aber auch durch den Text, der mutig über den minutiösen und doch nur den Wissenschaftlern zugänglichen Studien zu Bauten und Verwaltungsgeschichte der Staufer in Süditalien die Synthese sucht. Denn nicht die Wissenschaft der professionals tritt uns hier entgegen (der die leichte Geste des Spiels meist nur als späte Frucht weiser Altersreife gegönnt zu sein scheint), sondern der zwar aus gründlicher Kenntnis stammende, aber souverän erzählende, Räume und Zeiten überspannende Bericht des gebildeten Gentiluomo. Welcher Nur-Historiker oder Nur-Kunst-historiker hätte auch den Blick für die Wälder („Sila: reines Nadelholzgebiet in Höhen über 1000 m“; „Foresta Umbra: schattiger Wald, der sich, nie völlig abgeholzt, durch Selbstverjüngung bis in unsere Zeit erhalten hat“)? Dabei gehören sie doch nicht weniger als die kargen Höhen zu jener Landschaft, die — diesmal auf waldlosem, weithin von Olivenhainen bestandenen, einsamem Hügel — die „Krone Apuliens“, Castel del Monte, krönt. Quer durch Apulien und Calabrien führt die Reise hinab bis nach Sizilien, zum Grabmal des wunderbaren Kaisers im Palermitaner Dom, um zuletzt bei Capua, dem Triumphtor Friedrichs II., und im Beneventanischen zu enden, wo sich die Spuren der Staufer — ähnlich denen der Ostgoten — in dem Flußlauf verlieren, in den der feindliche Sieger (und Erbe der Schlösser) den Leib des Königs Manfred versenken ließ.

So entstehen denn, aus lebendiger Anschauung und reicher Kenntnis, kraftvolle Bilder nicht nur der Bauten, sondern auch des kaiserlichen Lebens und Herrschens, dem sie dienen und dessen Zeugnis sie geben. Nehmt — lest dankbar, bereitet euch vor, die vorgebahnten Wege nachzureisen: zu den Resten alter Pracht, in denen dennoch, als mahnende Zeichen, stolzeste Möglichkeiten abendländisch-adligen Daseins unserer Verehrung bewahrt sind.

Hellmut Kämpf

Voll Freude stellt man fest, wieder ein sachkundiges Spanienbuch in die Hand zu bekommen, das auf Sentimentalität und Süßlichkeit verzichtet, Dinge, die dem wahren Wesen Spaniens fremd sind. *Anton Diete- rich* ist ein besonderer Kenner des Landes, über das er schreibt. Mit starkem Stift, ganz im Gegensatz zu den eingestreuten, dünnen Skizzen, zeichnet er Bilder, die das Charakteristische Spaniens wiedergeben: „Spanien“ (Stuttgart, W. Kohlhammer Verlag, 244 S. mit 9 Zeichnungen und 24 Fototafeln. DM 14,60). Er schürft tief in die Vergangenheit, ohne die Gegenwart je zu vergessen. Für ihn gibt es keine Carmen mit Strumpfbanddolch und keine „Españolada“. Erstaunlich, wie es dem Autor gelingt, die Landschaft, die Menschen, die Geschichte, die Kunst und die spezifische Atmosphäre, die all dies umgibt, gleichermaßen gut zu umreißen. Ob Altamira, Burgos, Valladolid oder Madrid vorgeführt werden, immer wird den Städten und der Landschaft ein besonderes Licht aufgesteckt, so daß auch dem guten Kenner Spaniens manches noch neu sein wird. Eine Meisterleistung scheint uns jedoch das Kapitel „Bei Velasquez und Goya im Prado“ zu sein. Was hier auf wenigen Seiten über die Kunstschätze des Prado geschrieben wird, sagt mehr über spanisches Wesen und Geistesleben aus als manche dicken Wälzer. Die Vergleiche, die gezogen werden, sind ebenso bestechend wie in einem späteren Kapitel die Betrachtung über den Escorial. Dieses Spanienbuch ist ein Reisebuch für den Anspruchsvollen, für den, der Wahrhaftigkeit und echte Bezüge sucht, ohne auf den mediterranen Schwung verzichten zu wollen.

h. e. h.

Europäische Friedensordnung

Unter den vielen überflüssigen Europa-Büchern einmal ein notwendiges und bleibendes, eine Darstellung der Friedensideen, die seit der Renaissance zwar nicht politische, aber doch geistige Gestalt gewonnen haben; *Kurt v. Raumer*, „Ewiger Friede. Friedensrufe und Friedens-

pläne seit der Renaissance“ (Freiburg-München, Verlag Karl Alber. XII und 556 S. DM 28,—). An einigen überragenden Vertretern von Erasmus bis Kant und Gentz werden Entwicklung und Wandlung des Gedankens einer europäischen Friedensordnung dargelegt, wobei sich ergibt, daß das Gefühl für die europäische Einheit durchaus nicht nur dem Mittelalter eigen war, wie heute gerne behauptet wird. In sehr lebendiger Weise treten die zeitgegebenen Umstände in Erscheinung, unter denen die einzelnen Schriften entstanden sind, und auch die wichtige, echt politische Frage, inwieweit politischer Machtwille sich derartiger europäischer Ordnungsideen bediente, wird in wohlabgewogener Weise erörtert. Der zweite Teil des Buches bringt die Texte der hauptsächlichsten, zum Teil schwer zugänglichen Schriften in deutscher Sprache, eine Dokumentensammlung, die eine wertvolle Grundlage für jede sachliche und historisch saubere Erörterung des Friedensproblems im 17. und 18. Jahrhundert bildet. Besonders interessant und geradezu von aktueller Bedeutung ist die Schrift von Friedrich Gentz aus dem Jahre 1800 mit ihren Erörterungen über das, was wir heute kollektive Sicherheit nennen. Nach einer Verlagsnotiz ist das Buch v. Raumers als erste Veröffentlichung einer Buchreihe über die „Geschichte der politischen Ideen“ gedacht. Wir möchten wünschen, daß diesem ersten Band bald weitere folgen, denn für die Erforschung dieses Gebietes ist noch wenig getan. Der Anfang, der mit dem vorliegenden Band gemacht wurde, ist vortrefflich.

Bernhard Knauf

Theodor Heuss über sich und andere

Seine Jugenderinnerungen nennt unser Bundespräsident „Vorspiele des Lebens“ (Tübingen, Rainer Wunderlich Verlag. 346 S. DM 14,80). Auch hier zeigt Theodor Heuss wieder die so seltene Meisterschaft, in der Darstellung des Lebens oder eines Lebensabschnittes einer Person die gesamte Atmosphäre des Zeitalters lebendig zum Ausdruck zu bringen. Den ersten Anstoß zur Aufzeich-

nung einer Familiengeschichte erfuhrt Heuss in seinem 14. Lebensjahre durch die Lektüre von Gustav Freytags „Ahnen“, so daß er sich schon damals schriftstellerisch mit seinen Vorfahren beschäftigte. Dann dürfen wir ihn begleiten durch seine Jugendjahre, lernen seine Eltern kennen, seine Studien und literarischen Anfänge, gehen mit ihm auf die Universitäten München und Berlin mit den für sein Leben entscheidenden Begegnungen mit Lujo Brentano und Friedrich Naumann. Es ist nicht nur ein literarischer Genuß, sondern ein menschlicher Gewinn, das Werden dieses Mannes aus seiner Kindheit bis zum Abschluß seines Studiums, mit der ihm eigenen Mischung von Ernst und Humor dargestellt, kennenzulernen.

In dem kleinen Bändchen „Schattenbeschwörung. Randfiguren der Geschichte“ (Fischer-Bücherei. 204 S. DM 1,80) erweist sich Theodor Heuss in den 19 Miniaturen wiederum als einer unserer größten Essayisten. Es ist eine Freude, sich von ihm über manche historische Figur, von der man meist höchstens den Namen kennt, in seinem exzellenten Stil und seiner so ganz unlehrerhaften Weise belehren zu lassen.

Theodor Heuss' Gedenkrede zum 20. Juli 1944 „Dank und Bekenntnis“, die er am 19. Juli 1954 in Berlin gehalten hat, ist als Broschüre bei Rainer Wunderlich erschienen (30 S.). Es ist ganz besonders begrüßenswert, daß diese wahrhaft würdige Rede unseres Bundespräsidenten, auf die wir in der D. R. schon hingewiesen haben, nun auch an die Schulen verteilt wird.

D. R.

Abenteuer aus aller Welt

Der Finne Mika Waltari hat seinem im vorigen Jahr erschienenen und sehr beifällig aufgenommenen Roman „Michael, der Finne“, der Geschichte eines weitgereisten und vielverschlagenen Schülers des Paracelsus, einen zweiten und wahrscheinlich noch nicht letzten Band folgen lassen: „Der Renegat des Sultans“ (Wien, PaulNeff. 556 u. 600 S.). Auch dieses Buch ist, was der Titel verspricht: der Roman eines Abenteurers. Ein Stück Weltgeschichte

rollt vor unseren Augen ab. Führen uns die farbigen Bilder des ersten Teils in die Welt der Reformen und der Bauernkriege, so erleben wir hier den Kampf Karls V. mit der türkischen Großmacht, und zwar auf der Seite des Islams. Der finnische Renegat bringt es als Vertrauter des allmächtigen Großwesirs Ibrahim zu hohen, freilich auch gefährlichen Ehren. Aus nächster Nähe nimmt er teil an dem Ringen von Ost und West, und ungesucht ergeben sich Vergleiche mit einer Politik, welche die europäische Lage heute so bedrohlich macht. Das Buch, das voll von Handlung, von Blut und Tränen, Grausamkeit und Edelmut, Liebe und Betrug steckt wie nur je ein Schmöcker, ist mit Geschmack geschrieben, vortrefflich komponiert und nicht arm an dichterischen Zügen.

Erzählungen aus China, Japan und Amerika hat *Pearl S. Buck* gesammelt; unter dem Titel „Zurück in den Himmel“ hat *Charlotte Kühne* sie verdeutscht (Stuttgart, Victoria-Verlag. 389 S. DM 12,80). Unter den vierzehn Geschichten sind einige unvergessliche, so die von dem chinesischen Steuereintnehmer, der sich von den seine Reisegefährten ausplündernden Räubern Prozente zahlen läßt, oder die von dem japanischen Arzt, der den verwundeten amerikanischen Kriegsgefangenen rettet, weil er in ihm den Menschen sehen lernt. Eine verständnisvolle Kennerin von Menschenherzen und kluge Deuterin von Menschenschicksalen erschließt uns fremde Verhältnisse und bringt sie uns kraft einer durchleuchtenden Darstellung so nahe, als handle es sich um unsere nächsten Lieben, ja um uns selbst.

In eine unbekannte Welt führt das Franzosen *Lucien Marchall* Roman „Der Magier des Sertao“ (deutsch von *H. Schreiber*; Wien, Paul Neff. 472 S. DM 13,80). Er schöpft aus der Geschichte Brasiliens. Das Land befindet sich im Übergang von der Monarchie zur Republik, als im abgelegenen Nordwesten ein sonderbarer Prophet aufsteht, der mit seinen recht gemischten Anhängern eine heilige Stadt gründet, ähnlich wie Johann von Leyden in Münster. Nur

in harten Kämpfen kann sie in die Ordnung des Staates zurückgeführt werden. Der Roman ist reich an aufregenden Ereignissen, weiß Erotik und Blutrausch wirkungssicher zu mischen, beantwortet jedoch die Frage nicht, wie ein so jämmerlicher Prophet selbst unter geistig unbedeutenden, doch in vieler Hinsicht gerissenen Menschen zur Macht kommen konnte. Vielleicht gehört das aber zu den unlösbaren Rätseln der Geschichte.

Ein Roman, der eine starke Handlung mit dichterischen Werten vereinigt, ist das Buch der Amerikanerin *Loula Grace Erdman* „Am Rande der Zeit“ (deutsch von *Rudolf Röder*. Stuttgart, Victoria-Verlag. 316 S. DM 12,80). Geschildert wird das Schicksal eines kleinen Farmers, der mit seiner Frau und einem Pflug nach Texas zieht und auf der unendlichen Weidefläche unter unsäglichem Mühen und Entbehrungen ein Stück Land der Kultur gewinnt. Das Buch huldigt vornehmlich der Frau, die neben der Erdhütte einen Rosenstrauch pflanzt und deren Mut und Anmut auch die rauhesten Männer im Zaum zu halten weiß. Die Verfasserin erzählt mit einer herzerwärmenden Schlichtheit und Wahrhaftigkeit und läßt uns alle Sorgen und Nöte miterleben, die der Siedler nur unter dem Leitwort ertragen kann: „Man muß etwas riskieren. Und meistens wird dann alles recht enden.“ Es endet auch hier alles recht und fröhlich in Hoffnung. In diesem auch an Heiterkeit reichen Buch steckt kein falsches Gefühl, kein falsches Wort.

Der Engländer *Henry Green* gilt als einer der namhaftesten jüngeren Erzähler seiner Heimat. Suhrkamp legt seinen Roman „Dämmerung“ in der Übertragung von *Friedrich Burckell* vor (372 S. DM 12,—). Ein Gelehrter, der Wissenschaft und Leben hinter sich hat und in seinen drei Tieren, Gans, Katze, Schwein, nächst der geliebten und etwas närrischen Enkelin das Wichtige seines verdämmernden Daseins erblickt, feiert das Stiftungsfest eines staatlichen Mädchenpensionats mit und gerät fast in die Schlinge einer der altjüngferlichen Leiterinnen des Insti-

tuts, auf dessen Boden er sein Ausgedinge genießen darf. Die Handlung spielt sich an einem Tage ab. Sie zeichnet sich nicht durch Klarheit aus, und was man Spannung nennen könnte, verläuft bald im Sande. Anziehend sind der humor-gesegnete Dialog und die eigenwillige Mittel verwendende Schilderung der Natur, zu der auch die unbekümmerte und herzerfrischende Schar der Schülerinnen zählt.

In dem geheimnisvollen Reich jenseits der Wirklichkeit spielen die meisten Erzählungen, die der aus einem Thüringer Lehrer zum Seefahrer gewordene *Martin Luserke* geschrieben hat. Jetzt wirbt sein zuerst 1936 erschienener Roman eines holländischen Schiffers „*Obadja und die ZK 14*“ erneut um die Gunst der Leser (Flensburg, Christ. Wolff. 575 S. DM 9,80). Ob sie ihm im erwünschten Maße zuteil werden wird, ist eine Frage der Geduld des Einzelnen. Denn es ist nicht leicht, dem unbekümmert fabulierenden Erzähler und den fröhlichen Abenteuern seines Hexenmeisters auf vielgewundenen, oft auch ziellosen Wegen und Holzwegen zu folgen.

Dem Märchen nähern sich vier kleine Erzählungen des Engländers *Laurence Housman*: „*Die Unsichtbaren*“ (deutsch von *Günter Eichel*. Witten, Eckart-Verlag. 100 S. DM 3,20). Sie treffen den Ton des naiven Märchens, der frommen Legende, des heiteren Lehrstücks, des gruseligen Abenteuers mit gleicher Meisterschaft. Housman führt den Leser den Weg nach innen, den er in seiner ersten Geschichte mit ergreifender Schlichtheit und anmutiger Heiterkeit aufweist, in der Geschichte von dem Mann, der nicht beten wollte, und dessen bescheidene Zurückhaltung Gott belohnt, indem er ihn in sein Wohlgefallen aufnimmt.

Paul Weiglin

Vielerlei Romane

Aus der Fülle recht unterschiedlicher Romane, die im Herbst von ausländischen und deutschen Autoren veröffentlicht wurden, sei im folgenden eine Anzahl kurz angezeigt. Bemerkenswerterweise sind die ausländischen Romane unter den uns

vorliegenden meist beachtlicher als die deutschen.

Zunächst sei *James Hiltons*, des vor zwanzig Jahren durch seinen Tibet-Roman „*Lost Horizon*“ berühmt gewordenen Engländers, neuestes Buch erwähnt: „*Jahr um Jahr*“ (München, Kurt Desch. 392 S. DM. 12,60), die Lebens- und Liebesgeschichte eines englischen Diplomaten unserer Tage: sie ist in Handlung und Stil gleichermaßen faszinierend und zeigt Hilton als Schriftsteller von hohem Rang.

Auch *Charles Morgan* hat sich für seinen neuen Roman ein Thema aus unserer Gegenwart gewählt: „*Der Reiher*“ (Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt. 262 S. DM 11,80) ist die psychologisch meisterhaft ausgeführte Erzählung der Verstrickungen um die Ermordung eines britischen Offiziers auf der Flucht einer Gruppe Gefangener durch Frankreich während des Krieges — Verstrickungen, welche die davon Betroffenen erst Jahre später begreifen. „*Der Reiher*“ setzt die Reihe der großen Morgan-schen Romane würdig fort.

Wozu eine deutsche Ausgabe des Romans „*Der Tabakkönig*“ von *Foster Fitz-Simons* nötig war (München, Paul List. 384 S. DM 12,80), ist nicht ganz einzusehen. Die zwar recht spannend geschriebene Geschichte von Aufstieg und Leid eines nordamerikanischen Zigarettenkönigs ist denkbar überflüssig.

Zauberhaft ist die „*Afrikanische Ballade*“ von *Stuart Cloete* (Hamburg, Wolfgang Krüger. 304 S.), in der der Rhythmus des afrikanischen Lebens schwingt — eine unpathetische, zu Herzen gehende Liebes- und Jagdgeschichte aus dem vielfarbigem Kontinent.

In Südamerika glimmt das „*Grüne Feuer*“, das *Peter W. Rainier* beschreibt (Berlin, Ullstein. 280 S. DM 9,80): das Feuer der Smaragde, die in Südamerika gefunden werden. Rainiers Bericht von seinen Erlebnissen liest sich spannender als manche Fabelerzählung.

In China spielt der Roman von *Jan van Dorp* „*Wen das Los trifft*“ (München, Paul List. 352 S. DM 13,80), in dem es um den Bau einer Eisenbahnlinie geht. Eine zarte Liebes-

geschichte ist in die erregenden Abenteuer verweben.

Ferreira de Castros Werke werden jetzt allmählich in Deutschland bekannt. Die D. R. hat über das Schaffen dieses Mannes in Heft 5/1952 ausführlich berichtet. Nun wurde sein Roman „*Wolle und Schnee*“, von *Elfriede Kaut* kongenial übertragen, bei Carl Schünemann in Bremen publiziert (318 S. DM 10,80). Es ist die einfühlsam berichtete Erzählung von einer jungen Liebe, in der sich die zwei Gesichter Portugals spiegeln.

„*Der Halbgott*“ nennt *Pierre Véry* seinen Arztroman (Stuttgart, Hans E. Günther Verlag. 354 S. DM 12,80), der einen Querschnitt durch das Leben eines großen Chirurgen gibt. Es ist ein weiterer in der langen Reihe der Arztromane, der aber durch seine gewandte Sprache und die leicht hingeworfene Fabel angenehm auffällt.

Ein anderes Buch aus Frankreich verdient noch eine liebevolle Erwähnung: *Robert Crottets* charmante Katzengeschichte „*Negri, ein kleiner Gott*“ (Hamburg, Christian Wegner Verlag. 212 S. DM 9,80). Wenngleich es nicht das erste Mal ist, daß eine Katze als Autor auftritt, so sind diese von *Maria Honeit* verständnisinnig übersetzten Tagebuchaufzeichnungen einer Kätzin doch ein besonderer Genuß.

Die Menschen im allgemeinen und die Frauen im besonderen haben sich in den letzten zweitausend Jahren nur wenig geändert. Wer es bezweifelt, lese *Noel Langleys* bezaubernde Geschichte „*Althea, oder wie man die Männer an der Nase herumführt*“ (München, Ernst Heimeran. 243 S. DM 9,80), in der in spritzig-frivoler Form die galanten Abenteuer des Hirtenmädchens Althea zum besten gegeben werden. Heimeran bringt im Jahr meist nur einen Roman heraus — aber es ist dann auch jedesmal etwas Besonderes.

Zwei chinesische Romane, beide Meisterwerke ihrer Art, liegen uns vor. Der erste ist bei Carl Hanser in München erschienen und heißt: „*Garten der Ruhe*“ von *Pa Chin* (220 S. DM 9,80). Er spielt im China

der dreißiger Jahre und kann dazu beitragen, unser Verständnis für die chinesische Mentalität zu vertiefen. *Joseph Kalmer*, als Übersetzer aus dem Englischen bekannt, hat hier bewiesen, daß er auch der schwierigen Aufgabe einer Übertragung aus dem Chinesischen gewachsen ist. Mit dem „Garten der Ruhe“ wird dieser zeitgenössische chinesische Autor in Europa zum ersten Mal vorgestellt.

Das zweite chinesische Buch stammt von dem 1870 gestorbenen *Wen Kang* und heißt „*Die schwarze Reiterin*“ (Zürich, Manesse Verlag. 955 S. 50 Abb. DM 14,40). Mit diesem Werk beweist wieder einmal *Franz Kuhn* seine Gabe, wertvolle Romane der chinesischen Literatur aufzuspüren und in ein sauberes Deutsch zu bringen. Es ist ein Zeitgemälde aus dem 18. Jahrhundert, das durch seine lebensbejahende Natürlichkeit überrascht und erfreut.

Schließlich seien noch einige neue Bücher deutscher Autoren erwähnt. *Ernst Penzoldt* wollte mit seinem „*Squirrel*“ (Frankfurt a. M., Suhrkamp Verlag. 179 S. DM 8,50) wieder, wie einst mit den Powenzen, eine neue Gestalt schaffen. Aber der Versuch scheint uns dieses Mal nicht recht geglückt zu sein. Wir haben von Penzoldt soviel Erfreuliches gelesen, daß dieses Büchlein dagegen einigermaßen abfällt.

Krieg und Nachkriegszeit bilden nach wie vor den Vorwurf für viele Autoren. *Willy Kramp*, geschätzter Autor der „*Fischer von Lissau*“, hat mit seinem neuen Roman „*Die Purpurwolke*“ (Göttingen, Deuerlich. 312 S. DM 11,80) das Thema der Kriegsehe aufgegriffen. In wahrhaft dichterischer Sprache wird hier über das Zufällige der Handlung hinaus allgemeingültig die Not unserer Tage aufgezeigt. Nicht nur Willy Kramps alter Leserkreis, sondern jeder, der den Problemen unserer Zeit nicht ausweicht, wird dieses Buch gern lesen.

„*Für Deutsche verboten*“ heißt das Buch von *Erwin Peter Close* (Stuttgart, Verlag Deutsche Volksbücher. 348 S. DM 11,80). Es ist das Schlechteste, das uns bisher an Nachkriegs-

literatur dieser Art vor Augen gekommen ist — langweilig, in mäßigem Stil, von nicht eben ansprechender geistiger Haltung.

Gut gemeint, aber nichtsdestominder gründlich mißraten ist der Erstlingsroman von *Gerhard Henschel*: „Colonel Brooks“ (Bamberg, L. Staackmann Verlag. 273 S. DM 9,80). Trotz beachtlichen Ansätzen ist schon von der Komposition her diese Geschichte vom Kriegsende und amerikanischer Gefangenschaft als gescheitert anzusehen. Es ist bedauerlich, daß das Verlags-Lektorat die Publikation in der vorliegenden Form durchgelassen und nicht den Autor auf die Schwächen seiner Arbeit aufmerksam gemacht hat.

Schlehdorn, von dem wir voriges Jahr die unterhaltsame „Eiserne Rose“ anzeigen konnten, hat dieses Jahr einen neuen Roman geschrieben: „Die zärtliche Treppe“ (Hamburg, Marion von Schröder. 154 S. DM 7,80). Was sich durch anderthalb Jahrhunderte auf einer barocken Treppe und um sie herum abgespielt hat, wird hier in überlegenem Plauderton erzählt. *Schlehdorn* zeigt wiederum, daß er sein Publikum an der richtigen Stelle zu fassen weiß. D. R.

Befreite Energie

Es ist schon kaum mehr eine Binsenweisheit, zu erklären, daß Tatsachen immer noch den interessantesten Stoff für Schriftsteller bieten. Daß man diese Feststellung jedoch, geradezu verblüfft, nach der Lektüre des letzten Buches von *Anton Zischka* „Befreite Energie“ trifft (Düsseldorf 1953, Karl Marklein-Verlag. 359 S. 13,80), hat zwei Aspekte: der besorgniserregende ist die Erkenntnis, daß der Fortschritt der Zivilisation immer stärker eine anonyme Angelegenheit einer Wissenschaftlerkaste bleibt, deren Arbeiten die übrige Menschheit nicht mehr überschauen kann; vor der sie sich im existentialistischen Sinne des Wortes zu fürchten beginnt, weil sie das Wohlergehen unseres Sternes einigen Zauberern überantwortet sieht, über die sie jede Kontrolle

verloren hat. *Zischka* kennt seine Leser und weiß, wie er sie im 20. Jahrhundert überzeugen muß: mit der Statistik. Er, der einmal der bestinformierte Autor der Welt genannt wurde, jongliert mit Zahlenbeweisen, daß einem der Atem stockt. Aber es ist eine heilsame Lektion, abgesehen davon, daß sie ungeheuer erregend ist. Und das ist der zweite Aspekt: es ist ein optimistisches Buch. Nicht durch die wirtschaftspolitischen Konsequenzen, die *Zischka* aus seinen Erkenntnissen gezogen sehen möchte, sondern durch den historischen Überblick über die Entwicklung unserer Energieforschung und ihre augenblicklichen Leistungen, die, wie *Zischka* durch ständige Zahlenvergleiche beweist, in der Lage wären, jeden einzelnen Menschen dieser Erde von Not und Sorge zu befreien. Eine Welt, die solches vollbringt, die aus Küchenabfällen Energie schafft, die eine Ausnützung unserer Rohstoffe ermöglicht, wie sie sich eben leider nicht einmal wir Zeitgenossen erträumen, die eine solche noch vor 50 Jahren kaum vorstellbare Anzahl von „Eisernen Sklaven“ zur Verfügung haben kann: diese Welt brauchte keine Sorge um ihre Zukunft zu haben — wenn sie die Angst vor denen verlieren könnte, die all diese Hilfsmittel zu beherrschen die Macht haben. hjn

Problematik des historischen Romans

Geschichtliche Romane erfreuen sich nach wie vor großer Beliebtheit, und es scheint geradezu, als ob die Leser unserer Zeit aus der so undurchsichtigen politischen Gegenwart in eine von geschickten Federn entsprechend „aufbereitete“ Vergangenheit flüchteten. So werden wohl die Neuauflage des „Colleoni“-Romans von *Erwin Heß* (Stuttgart 1953, Paul Neff-Verlag. 383 S. DM 14,50) wie *Hugo Paul Uhlenbuschs* „Sonntags ein Huhn im Topf“ (Berlin 1954, Herbig-Verlag. 715 S. DM 19,80) ihres buchhändlerischen Erfolges sicher sein dürfen. Dies um so mehr, als sie beide, jedes auf seine Art, auf Publikumswirksamkeit hin angelegt worden sind. Da haben wir etwa den venezianischen Condott-

tiere Colleoni, der sich zeit seines Lebens geschickt zwischen den Kabbalen und Intrigen der italienischen Stadtrepubliken hin- und herzuwinden verstanden und sich endlich die Gunst der reichen Lagunenstadt dadurch gesichert hatte, daß er in Diensten des benachbarten Mailand besonders unbarmherzig in den venezianischen Gefilden wütete. Die Herren der Signoria hatten sich daraufhin beeilt, diesen gefährlichen Feind durch entsprechende finanzielle Zuwendungen in ihr Lager herüberzuziehen. Heß erzählt das abenteuerliche Leben seines Helden in einem heroisierenden Sagastil, der auch höchst nebensächlichen Handlungen und alltäglichen Begebenheiten, sofern sie nur irgendwie mit Colleoni in Verbindung zu bringen sind, das Air des Außergewöhnlichen zu verleihen bemüht ist. Der kritische Leser wird sich am Ende der Lektüre freilich fragen, inwiefern sich Colleoni eigentlich aus der Schar der anderen Condottieri herausgehoben hat, daß ein derart pathetisches Wortdenkmal wie das von Heß eine Berechtigung gefunden hätte.

Steht bei Heß Colleoni allein und beherrschend im Mittelpunkt des historischen Geschehens, so nennt sich der Roman von Uhlenbusch zwar einen Roman um Heinrich IV., ohne jedoch der ganzen Größe des Königs gerecht zu werden. Erscheint Heinrich doch hier vielmehr als der von einem amourösen Abenteuer zum anderen hetzende erfolgreiche „unwiderstehliche Kavalier“ denn als der geniale Staatsmann, der er ja auch gewesen ist. Uhlenbusch gelingt so ein sehr farbenreiches Gemälde des gesellschaftlichen Lebens mit einer Unzahl von fein beobachteten Porträts, das Bild bleibt aber trotz dieses schillernden Lebens — geschichtlich gesehen — in der Oberflächenskizzierung stehen.

Dem zum Teil brillant erzählten Buche wird man diese Schwächen aber nachsehen dürfen, weil es sich im großen und ganzen dennoch an die historischen Tatsachen hält und das Geschehen immerhin nicht zu verfälschen sucht. J. E.

Unvergessen

In 4. Auflage liegt das Vermächtnis von Pater Alfred Delp S. J. vor: „Im Angesicht des Todes“ (Frankfurt, Verlag Josef Knecht. 234 S. DM 8,80), das bekanntlich seine Aufzeichnungen enthält, die er in der Zeit zwischen seiner Verhaftung und Hinrichtung, also in den Jahren 1944—45, schrieb. Pater Delp hat die geistige Substanz, aus der Heilige erwachsen. Nur zwei Zitate aus seinen Abschiedsbriefen unmittelbar vor der Hinrichtung seien angeführt. „Ich bitte auch die Freunde, nicht zu trauern, sondern für mich zu beten und mir zu helfen, solange ich der Hilfe bedarf. Und sich nachher darauf zu verlassen, daß ich geopfert wurde, nicht erschlagen . . . Und so will ich zum Schluß tun, was ich so oft tat mit meinen gefesselten Händen und was ich tun werde immer lieber und mehr, solange ich noch atmen darf: segnen. Segnen Land und Volk, segnen dieses liebe Deutsche Reich in seiner Not und inneren Qual: segnen die Kirche, daß die Quellen in ihr wieder reiner und heller fließen . . . segnen die Menschen, die mir geglaubt und vertraut haben; segnen die Menschen, denen ich unrecht tat; segnen alle, die gut waren, oft zu gut.“ R. P.

Wiederherstellung und Selbständigkeit

„Der Anfang und das Ende meiner Politik“, schrieb Pestalozzi einmal, „ist Erziehung.“ — Nun hat es der bedeutende Zürcher Philosoph Hans Barth unternommen, eine Art Wegweiser durch die politische Ideenwelt des großen Pädagogen aufzustellen: „Pestalozzis Philosophie der Politik“ (Erlenbach-Zürich 1954, Eugen Rentsch Verlag. 159 S. DM 11,—). Das Ergebnis seiner Bemühungen ist außergewöhnlich lehrreich. Barth schält aus der gequälten und oft schwer verständlichen Sprache Pestalozzis zwei politische Grundbegriffe heraus, die das Gesamtwerk durchziehen. Der erste zielt auf „Wiederherstellung“ eines durch die Zivilisation verschütteten Unschuldszustandes des Menschen. Der zweite, „Selbständig-

keit“, umfaßt „staatlich gesicherte Freiheit“. Beide begegnen sich in der Liebe als Erziehung und sittlicher, von Willkür befreiter Teilnahme am Staat. Dabei wäre besonders zu vermerken, daß der ökonomische Bereich von Pestalozzi der „Selbstsorge“, also nicht der Wohlfahrtspflege zugeordnet wird. Sehr zeitgemäß ist auch die überragende Rolle, die Pestalozzi der Furcht, dem Mißtrauen und der Gewaltsamkeit als Energien des politischen Verderbens zuweist: die ursprünglich gute Beschaffenheit des Menschen ist dahin, sobald er seine Kraft zu seiner Begierde in keinem Verhältnis mehr fühlt . . . Hans Barth hat in dieser Studie eine ganze Reihe wenig bekannter Schriften Pestalozzis verarbeitet. Größer noch als das erhebliche wissenschaftliche Verdienst, das er sich damit erworben hat, erscheint uns die Aufschlüsselung des Politikers Pestalozzi für ein weiteres Publikum, denn: „Anfang und Ende der Erziehung Pestalozzis ist Politik.“

Harry Pross

Der diplomatische Dienst

Mit größtem Mißtrauen nimmt man heute alles Geschriebene über Diplomatie auf, weil die Fülle des Unbedeutenden, Verlogenen oder Süßlichen uns nachgerade zu ersticken droht. Meist merkt man nämlich allzusehr die Absicht und wird verstimmt, oder aber man wundert sich über den Mut der Autoren zur Verteidigung der flachsten Anachronismen. Doch *Richard Sallets* Buch darf nicht in diese Rubrik eingereiht werden: „*Der diplomatische Dienst*“ (Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt, 368 S. DM 15,80). Mit größter Sachkenntnis und Objektivität unternimmt es der Autor, die Geschichte und Organisation des diplomatischen Dienstes Frankreichs, Großbritanniens und der Vereinigten Staaten darzustellen. Nun könnte man meinen, daß ein derartiger Versuch nur langweilig sei. Dem ist aber keineswegs so. Sallet ist ein sehr geschickter Schreiber, der es versteht, die schwierige Materie mit kleinen Ausblicken auf die Umwelt überaus anziehend darzulegen. Vieles läßt sich aus diesem Buch lernen, nicht nur die vergleichsweise Betrachtung

der Entwicklung des Aufbaus der diplomatischen Dienste der verschiedenen Staaten, sondern man spürt auch deutlich, wie sehr die Zeit über manches hinweggegangen ist und wie notwendig es wäre, in vieler Hinsicht neue Formen zu schaffen. Auf den Autor, der dieses „Neue“ herauszuarbeiten und darzustellen vermag, warten wir nachgerade sehnsüchtig. Für alle jedoch, die sich mit dem diplomatischen Dienst, sei es beruflich (Parlamentarier, Politiker, Redaktionen aller Art usw.) oder auch nur als Interessierte befassen, ist die Kenntnis dieses Buches geradezu eine Notwendigkeit.

h. e. h.

Wedekind-Renaissance

Dankenswerterweise hat sich der Verlag Albert Langen-Georg Müller, München, auf seine Pflicht gegenüber dem Schaffen *Frank Wedekinds* besonnen und in einem Dünndruckband Wedekinds „*Prosa, Dramen, Verse*“ in einer umfangreichen Auswahl herausgegeben (969 S. DM 28,80). Eingeleitet wird das Buch mit einem Aufsatz von Friedrich Gundolf und einem Beitrag von Thomas Mann „Eine Szene von Wedekind“. — Gundolfs tief-schürfende Charakteristik Wedekinds ist gleichzeitig in der Reihe „Langen-Müllers kleine Geschenkbändchen“ erschienen („*Frank Wedekind*“, 70 S. DM 3,80). In derselben Reihe bringt der Verlag gleichzeitig *Frank Wedekinds* „*Selbstdarstellung*“ heraus (90 S. DM 3,80), aus Briefen und anderen persönlichen Dokumenten zusammengestellt von Willi Reich. Es ist sehr kennzeichnend, gerade auch in den Briefen an seine Freundin Beate Heine, wie in den so persönlichen Äußerungen der fanatische Drang Wedekinds nach der Erkenntnis seiner eigenen Wirklichkeit und nach intellektueller Redlichkeit zum Ausdruck kommt, mit allen Kapriolen echt Wedekindscher Art. Die neue Ausgabe ist in jeder Weise zu begrüßen, denn wir glauben, daß Gundolf recht hat, wenn er sagt: „Er ist ein Herold der Gewalten, die nicht Fabel werden dürfen, wenn die Menschheit dauern soll.“

R. P.

Jugendbücher

Das Bielefelder EMNID-Institut für Meinungsforschung veröffentlichte kürzlich die Auswertung einer Umfrage, die 1500 junge Menschen erfaßte. Unter vielen interessanten Ergebnissen ist das auf die Frage nach den Aufwendungen für Lektüre bemerkenswert. Auf die Hypothese: „Was würden Sie tun, wenn Sie DM 1000,— zur freien Verfügung hätten?“, äußerten 23% der Jungen den Wunsch nach einem Motorrad, während nur 1% der Befragten in diesem Falle Bücher kaufen wollte. In krassm Widerspruch zu diesen nüchternen Zahlen steht das Überangebot auch von Jugendbüchern, das sich heuer auf der Frankfurter Buchmesse darbot. Da bogen sich die Tische der Verleger, die auf den Umschlagklappen der Bücher ihre Erzeugnisse in den höchsten Tönen anpriesen. Ein erster Überblick greift einige Titel heraus:

Gemäß der Tradition des Gundert-Verlages (Stuttgart), in dessen Büchern à la „Familie Pfäffling“ immer wieder die positiven Kräfte zum Ausdruck kommen, die aus einem harmonischen Familienleben erwachsen, steht in dem neuen Buche von *Hans Schranz* „Bei uns ist immer was los“ eine vielköpfige Lehrersfamilie im Mittelpunkt. Das fröhliche Buch eignet sich für Jungen und Mädchen von 11—15 Jahren (174 S. DM 6,40). — Eine Erzählung aus der Indianermission in den Tundren Kanadas schrieb *Willibrod Menke* mit seinem Band „Jack ist doch der Beste“ (Berlin, Morus-Verlag, 126 S.). Der Bericht über die Kameradschaft zwischen Father John und dem klugen Bernhardiner auf Schlittenfahrten zu den Schützlingen der Mission wird leider mit dem erhobenen Zeigefinger einer religiös-pädagogischen Moral erzählt. — *Hans Baumann* in seinen „Stevensöhnen“ dagegen gibt das Musterbeispiel einer guten historisch-abenteuerlichen Jungenerzählung. Die nach alten Quellen gestaltete Geschichte von den Söhnen und Enkeln Temudschins spricht ein vernichtendes Urteil über den Wahnsinn des völkermordenden Krieges. (Reutlingen, Ensslin u. Laiblin. 285 S.

DM 6,80). — Abenteuerlichkeiten im Leben großer Erfinder der letzten 70 Jahre stellte der gewandte *Egon Larsen* in einem lehrreichen, dabei außerordentlich spannenden Buche zusammen: „Zwölf, die die Welt veränderten“ (München, Langewiesche/Brandt. 242 S. DM 6,80). Sehr anschaulich und ohne Sensationshascherei schildert er wissenschaftliche und menschliche Leistungen von der Erfindung des ersten Telefons bis zum Strahlenantrieb. — Der junge Autor *Andreas Donath* versucht sich mit seinem Erstling „Yakmilch ist bitter“ (Hamburg, Ellermann. 160 S. DM 5,80) in unkonventioneller Weise an einem originellen Thema. Er verlegt die Handlung seines Buches in eine internationale Landheimschule, deren demokratische Ordnung durch den Beauftragten einer fremden Macht gestört wird. Dem Buch für 14-17-jährige Leser sind interessante abstrakte Illustrationen beigegeben. Einen hübschen Einfall hat *Edgar Aarhof* mit seinem Bändchen „Wampun, Zinken und Geheimtinktur“ im Bastion-Verlag, Düsseldorf, verwirklicht (DM 4,85). Diesem unterhaltenden und lehrreichen Büchlein über Geheimschriften ist für jedes Exemplar ein anderer Schlüssel mit Alphabet-Schema beigegeben, so daß sich jeder Junge hier seine eigene Geheimschrift zurechtlegen kann. — Über den zahlreichen Novitäten sollte der Käufer aber nicht ältere wertvolle Jugendbücher vergessen, von denen vor allen das wieder aufgelegte „Grenzerbuch“ von *Friedrich von Gagern* genannt werden soll (Berlin, Parey-Verlag. 485 S. DM 15,80). Dieses „klassische“ Werk erzählt mit dichterischer Kraft das tragische Schicksal der amerikanischen Indianerstämme in ihrem Widerstand gegen die eindringenden Weißen. — Von *Konrad Adenauer* eingeleitet, bietet das repräsentative, reich bebilderte „Europabuch für die Jugend“ mehr als 200 Erzählungen, Reportagen, Lieder, Anekdoten u. a. m. In dieser Gemeinschaftsarbeit europäischer Journalisten erstet das Bild eines nach dem Westen hin orientierten „Vereinigten Europa“, dessen Jugend über alle Grenzen hinweg zur Zusammenarbeit auf-

gerufen wird (Köln, Welt in Wort u. Bild-Verlag. 528 S. DM 19,80).

Bei den in Frankfurt angebotenen Büchern für junge Mädchen dominierte ein Thema: die Berufswahl. Während die Stenotypistin und Verkäuferin kaum gefragt waren, konnte man Bücher über die ausfallensten Berufe finden. In *Berte Bratts „Bitte der Nächste“* (Berlin, Schmidt. 158 S. DM 4,90) erscheint die Heldin gar als Hundetrimmerin, während in *„Die große Begabung“* von *Maria Grengg* (Wien, Überreuther. 210 S. DM 5,80) eine junge Malerin nach mancherlei Kämpfen die verdiente Anerkennung findet. Beide Bücher werden durch ihren frischen Ton und ihre lebenbejahende Einstellung sehr gefallen. — Das im Kreuz-Verlag Stuttgart erschienene Buch *„Mädchen Rühr mich nicht an“* von *Katarina Christianssen* (140 S. DM 3,80) schlägt dagegen sehr zarte und besinnliche Töne an. Es entstand hier eine kleine Dichtung, die ohne jede Sentimentalität das zwischen Kindheit und Erwachsensein stehende junge Mädchen psychologisch außerordentlich fein beobachtet. — Zwei Bücher, ähnlich im Thema, aber sehr verschieden in der Methode, liegen in *Noel Streatfields „Die Jahre der Anmut“* (Zürich, Fretz u. Wasmuth. 230 S. Fr. 13,50) und *Rosemarie Schittenhelms „Von Tag zu Tag“* (Stuttgart, Franckh'sche Verlags-handl. 346 S. DM 12,50) vor. Während die Engländerin die junge Dame durch Plaudereien anleiten will, die, in lockerer Form aneinandergereiht, Tips für Schönheitspflege, Freizeit, Berufswahl u. a. geben, stellte R. Schittenhelm mit zahlreichen Mitarbeitern in — man möchte fast sagen — „deutscher Gründlichkeit“ ein systematisch gegliedertes „Hausbuch“ für das junge Mädchen zusammen, in dem sich, ohne belehrend zu wirken, praktische Ratschläge für alle Gebiete des täglichen Lebens — vom Schnittmusterzeichnen bis zum Kochkurs — finden. Die beiden reich mit Zeichnungen geschmückten Bände eignen sich hervorragend als Geschenkbücher von bleibendem Wert.

Brigitte Eyssen

Neuaufgaben und Neuaufgaben

Unter den zahlreichen Werken, die in diesem Herbst zum Teil nach langer Pause wieder aufgelegt sind, sei an erster Stelle *Robert Neumanns* Roman *„An den Wassern von Babylon“* genannt (München, Kurt Desch. 391 S. DM 12,60). Das 1939 erstmals erschienene Werk spiegelt in einer erschütternden Handlung die Tragödie des jüdischen Volkes wieder.

Einer der erfolgreichen Romane von *Ernst F. Löhndorff*, *„Yangtsekiang“*, wurde unter dem Titel *„Gelber Strom“* neu aufgelegt (Bremen, Carl Schünemann. 228 S. DM 6,80).

Max Dauthendeys Buch *„Der Geist meines Vaters“* (München, Albert Langen / Georg Müller. 235 S. DM 12,50), teils Autobiographie, teils Lebensgeschichte des Vaters, erscheint heute, über 40 Jahre nach der ersten Ausgabe, ein wenig verstaubt.

Nicht verstaubt, sondern ein Zeitgemälde sind die von *Ina Seidel* herausgegebenen Briefe *Heinrich W. Seidels „Drei Stunden hinter Berlin“* (Göttingen, Deuerlich. 346 S. DM 12,80), die schon in zweiter Auflage vorliegen. Unverständlich bleibt, daß *Ina Seidel* es für richtig gehalten hat, bei diesen Briefen aus dem Jahre 1902 alle Orts- und Familiennamen zu ändern.

Die Reihe „Bibliothek der Weltgeschichte“ des Verlags G. B. Fischer bringt als neue Ausgaben *„Die Entstehung des modernen Frankreich“* von *Hippolyte Taine* (522 S. DM 9,80), eine besonders erfreuliche Neuaufgabe eines bedeutenden historischen Werkes; ferner *„Gestalten der Geschichte“* von *Leopold von Ranke* (463 S. DM 9,80), enthaltend Rankes Arbeiten über *Savonarola*, *Don Carlos* und *Wallenstein*.

Paul Bruntons viel diskutierte Buch *„Das Überselbst“* ist vom Verlag Rascher, Zürich, in überarbeiteter Neuaufgabe vorgelegt worden (360 S. DM 19,—). *Brunton* beweist sich auch in diesem Werk als einer der besten Kenner indischen Geistesguts.

Die Essaysammlung von *Karl Hillebrand* *„Geist und Gesellschaft im alten Europa“*, zusammengestellt von *Julius Heyderhoff*, ist 13 Jahre nach

ihrem ersten Erscheinen neu aufgelegt worden (Stuttgart, K. F. Koehler. 275 S. DM 12,50), und wir begrüßen es besonders, daß die Aufsätze dieses Mannes, der auch ein regelmäßiger Mitarbeiter in den ersten Jahrgängen der Deutschen Rundschau war, wieder zugänglich sind.

Durchaus nicht einzusehen ist die Notwendigkeit einer Neuauflage von E. Roquette Pintos Reisebeschreibung „Rondonia“ (Wien, Wilhelm Braumüller. 312 S. DM 16,80), weil diese Schilderung aus dem Herzen Südamerikas aus der Zeit vor über 40 Jahren heute bestenfalls kulturhistorischen Wert besitzt.

Zeitlos und unvergänglich ist der einzige François Villon. Bei Ernst Hauswedell in Hamburg erschien in der Nachdichtung von Ernst Simmel eine Auswahl seiner schönsten „Balladen“ (68 S. DM 4,50) mit entsprechenden Abbildungen nach zeitgenössischen französischen Drucken, in neuer Auflage. In diesem Extrakt zeigt sich die volle Kraft eines Dichters, der vier Jahrhunderte lang unerreicht bleiben sollte.

Unerreicht trotz allen Nachahmungen ist bis heute Wilhelm Busch. In einer Faksimile-Ausgabe legt im 46. Tausend der Verlag R. Piper sein „Skizzenbuch“ wieder vor (DM 5,80), das beweist — wenn es je eines Beweises bedurft hätte — daß Wilhelm Busch des Zeichenstifts genau so mächtig war wie der Feder.

Drei Erzählungen Eduard von Keyserlings unter dem Titel „Schwüle Tage“ hat der Manesse Verlag neu herausgebracht (335 S. DM 7,70). Otto von Taube gab dem Bändchen ein Nachwort mit, das auch demjenigen, der ihn nicht mehr kennt, die Bedeutung der Persönlichkeit Keyserlings nahebringt.

Aus dem Humanitas Verlag, Zürich, hat jetzt der Diana Verlag in Konstanz Robert Musils „Nachlaß zu Lebzeiten“ übernommen (217 S. DM 8,80). Die kleinen Prosastücke vermögen jedoch nur eine schwache Vorstellung von der wirklichen Bedeutung Musils zu vermitteln.

Suhrkamp setzt auch nach Erscheinen der Gesamtausgabe von Hermann Hesse die Veröffentlichung der Werke in Einzelausgaben fort.

So erschienen jetzt, in einem Band vereint, „Diesseits — Kleine Welt — Fabulierbuch“ (987 S. DM 18,50), eine Ausgabe, die zweifellos einem echten Bedürfnis von Hesses großem treuem Publikum entspricht.

In einer bibliophilen, von Gunter Böhmer illustrierten Ausgabe ist im Suhrkamp Verlag Julius Overhoffs Briefzerzählung „Eine Familie aus Megara“ (135 S. DM 9,80) neu erschienen, auf die wir seinerzeit ausführlich eingegangen sind. Die Zeichnungen sind leider erheblich zu groß, ohne Rücksicht auf den Satzspiegel, so daß der Wert der Ausgabe entscheidend beeinträchtigt wird.

Wilhelm Schneiders „Liebe zum deutschen Gedicht“ (Freiburg, Verlag Herder. 362 S.), bereits in zweiter Auflage vorliegend, dürfte niemandem fehlen, der die Lyrik liebt oder sich um ihr Verständnis bemüht.

Auch von Waldemar Bonsels ist wieder einmal ein Buch neu aufgelegt worden: „Die Reise um das Herz“ (Berlin-Tempelhof, West-Ost-Verlag. 215 S. DM 9,40), eine liebevoll-nachdenkliche Geschichte. D. R.

Eine neue Horazausgabe

Die Krönerschen Taschenausgaben hatten schon immer den Ruf, für wenig Geld wissenschaftlich zuverlässige Ausgaben zu liefern, und sie haben sich den Ruf immer neu zu erwerben gewußt. Von den im diesem Herbst neu erschienenen Ausgaben sei hier nur auf eine besonders erfreuliche hingewiesen: „Die Gedichte des Horaz“. Übertragen und mit dem lateinischen Text herausgegeben von Rudolf Helm (XVII und 151 S. DM 7,—). Es ist die 3. Auflage dieser Ausgabe, die es vor dem Krieg schon gegeben hat und in welcher der deutsche Text sympathischerweise in Fraktur gesetzt ist. Die weitgehend wortgetreue und immer versmaßgerechte Übertragung von Rudolf Helm kommt freilich nur in der Gegenüberstellung zu dem Urtext zur vollen Wirkung: so aber zeigt sie für jeden, der seine Erinnerungen an das Original auffrischen will, eine schöne Vertrautheit und beweist aufs neue, daß die Horazschen Carmina und Epoden über zwei Jahrtausende ihren Zauber bewahrt haben. D. R.

„Gekämpft — gesiegt — geschlagen“

Auch *Lothar Rendulic*, einstmals einer von Adolf Hitlers treuesten Generälen, hat, wie so viele andere Memoiren, d. h. gleichzeitig seinen persönlichen Kommentar zum Zweiten Weltkrieg nicht vorenthalten wollen. In ansprechender und gediegener Aufmachung hat der Verlag schon vor ihm, der Mitwelt seine „Welsermühl“, Wels — Heidelberg, das 384 Seiten starke Buch eines ehemaligen hohen Offiziers vorgelegt, der mit Odysseus immerhin soviel gemein hat, als auch er „viel umhergetrieben wurde“. Von Frankreich ging er als Divisionskommandeur nach Rußland, von dort wurde er im Spätsommer 1943 abberufen, um die wankende Balkanfront im Kampfe gegen die wohlorganisierte Partisanenarmee Titos zu festigen. Ein knappes Jahr darauf vertauschte er den europäischen Südoften mit dem äußersten Norden in Finnland, Lappland und Nordnorwegen. Im letzten Kriegswinter übernahm er den Oberbefehl über die Heeresgruppe Kurland, wurde vorübergehend in Ostpreußen eingesetzt, ein zweitesmal nach Kurland zurückgeschickt, um schließlich die Kapitulation in seiner österreichischen Heimat zu erleben.

Die vielen Stationen in Rendulics militärischer Laufbahn sind natürlich kein Zufall. In diesem General, der es in relativ kurzer Zeit vom anonymen Divisionskommandeur bis zum Oberbefehlshaber von Heeresgruppen brachte, hatte Hitler gefunden, was er für seine Strategie der mutwillig verbrannten Erde brauchte: den Typ des Durchhalteoffiziers, der die Befehle seines Herrn in blindem Gehorsam ausführte, ohne sich über ihre Folgen, von dem allerbesten Rahmen abgesehen, Rechenschaft abzulegen. Rendulic war sozusagen die Verkörperung des militärischen Spezialisten, dessen Allgemeinbildung weit über sein Fachwissen hinausreichte, der aber diese Allgemeinbildung leider niemals zu jener Einheit der Haltung zu verdichten verstand, die ihn normalerweise in einen schroffen Gegensatz zu Hitler hätte bringen müssen. Gewiß verfügt der Verfas-

ser über eine gute Beobachtungsgabe, Aufgeschlossenheit für Natureindrücke und ist auch überall dort, wo es darauf ankommt, um klassische Assoziationen in Kunst und Literatur nicht verlegen; dennoch wird man bei der Lektüre seines Buches immer wieder an das berühmte Zitat aus Heinrich Manns „Untertan“ gemahnt: „Kunst bleibt euch Kunst, und aller Ungestüm des Geistes greift nie in euer Leben!“

Im großen und ganzen war Rendulic darum bemüht, seine Darstellung im Rahmen des Fachlichen zu halten. Deswegen ist sie auch nicht gerade eine massive Nazipropaganda geworden. Wo sich aber immer dem Verfasser eine Gelegenheit zu bieten scheint, seinem Idol eine posthume Rechtfertigung widerfahren zu lassen, sei es auf psychologischem oder strategischem Gebiet, nutzt er sie aus. Er macht sich nicht nur zum Verteidiger der durch Hitler herbeigeführten Katastrophe vor Moskau im Winter 1941/42, sondern tritt auch stets lebhaft für jene monomane Verzettelung der Kräfte ein, mit der das Oberkommando der Wehrmacht den Zweiten Weltkrieg militärisch verspielte. Der politische Aspekt eines modernen Krieges ging jedenfalls eindeutig über Rendulics Horizont. Für den Wissenden ist daher diese nachträgliche Rechtfertigungsideologie des „Feldherrn“ Hitler nicht uninteressant, für den Unwissenden jedoch gefährlich. Seltensam und bestürzend zugleich, daß die Verlage nicht aussterben, die selbst in einer so ernsten Materie mit dem Unwissen oder der schnellen Vergesslichkeit ihrer Mitmenschen spekulieren!

K. P. S.

Berichte aus der Sowjetunion

Im Verlag für Politik und Wirtschaft, Köln, sind zwei Bücher ehemaliger Häftlinge in der Sowjetunion erschienen: *Gustav Herling* „Welt ohne Erbarmen“ (deutsch von *Hansjürgen Wille*, 276 S. brosch. DM 4,80), und *Anté Ciliga* „Im Land der verwirrenden Lüge“ (deutsch von *Hansjürgen Wille* und *Barbara Klau*, 340 S. brosch. DM 5,80). Herling ist Pole, Ciliga gebürtiger Jugoslawe, aber italienischer Staatsbürger. Der

eine wurde 1940 irrtümlich verhaftet, der andere, der sich freiwillig in der Sowjetunion aufhielt, schon 1930 als Trotzkiist. Beide saßen lange Jahre in sibirischen Lagern und wurden schließlich als Ausländer freigelassen.

Bücher über sowjetische Arbeitslager sind uns während der letzten Jahre in reichlicher Zahl und von unterschiedlicher Bedeutung vorgelegt worden. Diese beiden gehören jedoch zweifellos zu den stärksten Schilderungen. Herling versteht es, lebendig und eindrucksvoll sein. Erlebnis darzustellen. Politisch noch interessanter aber ist Ciliga, dessen Buch ja fast schon historischen Wert hat. Er ging 1926 als jugoslawischer KP-Funktionär nach Moskau, um das Paradies der Arbeiter und Bauern einmal persönlich in Augenschein zu nehmen. Er ist enttäuscht, geht in die Partei-Opposition und wird schließlich als Trotzkiist verhaftet. Der Reiz seines Buches liegt darin, daß er aus nächster Nähe die Entwicklung der KP bis zu den ersten großen Säuberungsprozessen Mitte der dreißiger Jahre erlebt hat und sich vor diesem Hintergrund mit der kommunistischen Doktrin auseinandersetzt. Für gegenwärtige Verhältnisse trieb Ciliga Opposition mit überraschend naiven Mitteln. Daß dies damals noch möglich war, führt zu wichtigen Rückschlüssen auf die seitdem zu beobachtende Entwicklung in der Sowjetunion. *hjn*

Unbekannte Welt

In „*Unerforschte Tiefen*“ des Weltmeeres ist eine schwedische Expedition unter der Leitung des Ozeanographen *Hans Pettersson* gedungen. Er schildert die lange Reise seines „Albatros“, nicht ohne mit Anerkennung des deutschen Forschungsschiffes „Meteor“ zu gedenken, das in den zwanziger Jahren wichtige wissenschaftliche Ergebnisse der Tiefseeforschung nach Hause brachte, auf denen er weiterbauen konnte. Petterssons Bericht (München, Biederstein. 199 S. 12 Tafeln mit 25 Abb. u. Karten. DM 13,80) ist mit einem Geleitwort des Göttinger Professors *Carl W. Correns* versehen, das die Bedeutung der Expedition würdigt.

Mit Hilfe eines neu konstruierten Kolbenlots ist es gelungen, zwanzig Meter lange Lotkerne aus dem Meeresboden zu stanzen und so in einem Geschichtsbuch zu lesen, das etwa zehn Millionen Jahre zurückreicht. Für den Laien ist es nicht immer leicht, die technischen Schwierigkeiten und die wissenschaftlichen Ergebnisse der Reise zu erfassen. Aber Pettersson ist zum Glück nicht bloß ernster Gelehrter, sondern ein heiterer Mann, der über dem Blick in unerforschte Tiefen die Freude an unserer Welt nicht verliert, sondern es sich mit seinen Gefährten wohlsein läßt in einer Welt, die ihm auf der langen Fahrt zwischen dem Stillen und dem Atlantischen Ozean eine Fülle ihrer größten Herrlichkeiten zeigt.

G. O. Dyrenfurth erzählt in seinem „*Buch vom Nanga Parbat*“ die Geschichte der Besteigung dieses mächtigen und von Gefahren umlauerten Achtausenders seit dem ersten Versuch 1895 bis zu seiner Eroberung 1953 durch Hermann Buhl und die Deutsch-Österreichische Expedition (München, Nymphenburger Verlags-handlung. 200 S. 13 Fotos und 2 Übersichtskarten. DM 6,80). So schlicht die Darstellung ist, so erregend sind die Ergebnisse mit ihren opferreichen Katastrophen. Im Schlußkapitel berichtet Hans Ertl über seine Arbeit an dem Farbfilm „Nanga Parbat“, dessen Sensationen die Natur selber dargeboten hat. Der Anhang führt die wichtigste Literatur auf und erklärt, besonders dankenswert, eine Reihe ungeläufiger Wörter und Begriffe.

Eine unbekannte Welt hat auch der Engländer *Harry Wilcox* aufgesucht, als er nach dem Kriege als „*Weißer Fremdling*“ gründlich zivilisationsmüde sechs Monate auf Celebes unter ehemaligen Kopffägern zubrachte. Wilcox ist kein Forscher, aber er hat helle Augen und einen klaren Kopf, versteht Fragen zu stellen und Antworten zu werten, und so wird sein Buch sicherlich auch für die wissenschaftliche Völkerkunde wertvoll sein (Berlin, Ullstein. 304 S. 24 Bildtafeln. DM 12,80). Er hat unter dem Gebirgsstamm der Toraja viel gesehen und erfahren,

was Reisenden mit schwererem gelehrtem Gepäck verborgen geblieben ist. Denn ihm gelang es schnell, sich das Vertrauen der Leute zu erwerben, über die bisher nur das Fehlurteil umlief, sie wären ungewöhnlich faul. Er gewinnt sie lieb und versteht sie, weil er von Herzen demütig und von großer Güte ist.

Nicht nur Menschen und Landschaften sind uns fremd, oft auch Dinge, deren wir uns täglich bedienen. Mit einiger Beschämung erfahren wir aus dem Buch von *Ulrich Neuhaus* „*Des Lebens weiße Quelle*“, wie wenig wir von der Milch wissen (Berlin, Dietrich Reimer. 208 S. 23 Tafeln und viele Textabbildungen). Der Verfasser verfügt über die gründlichsten Kenntnisse und verschafft dem Leser eine umfassende und überraschende Vorstellung von der Wichtigkeit der Milchwirtschaft, die täglich etwa 500 Millionen Liter liefert. Wir erfahren, wie sich die Molkerei modern entwickelt hat, wie Butter entsteht und woher die Löcher im Käse kommen. Höchst anziehend sind die kulturhistorischen Exkurse, auf die uns der Autor zu den verschiedensten Völkern und in die ältesten Zeiten mitnimmt, ein umsichtiger und heiterer Führer, der Göttermythen so gut wie Küchenrezepte als Mittel tieferer historischer Erkenntnisse heranzieht. Höchst geschmackvoll ist die auch Kunstwerke in den Dienst der Schilderung stellende sorgsame Illustrierung. *Paul Weiglin*

Von Delphinlockern, Bergsteigern und Kopten

Wer von uns Europäern kennt schon die Gilbert-Inseln, eine Inselgruppe im Stillen Ozean? Sie uns jetzt in einer humorvollen Schilderung erschlossen zu haben, ist das Verdienst des Engländers *Arthur Grimble*, der 1913 dort als junger Eleve seinen Kolonialbeamtendienst begann. Er bringt uns mit seinem Buch „*Insel der Geister*“ (Aus dem Englischen von *Hansjürgen Wille* und *Barbara Klau*. 368 S. mit 14 Illustrationen von Gerda Reichert und 1 Karte, DM 16,80), worin er die ersten 6 Jahre seines Dienstes auf jener abgelegenen Inselgruppe beschreibt, das Land und die Men-

schen so nahe, daß man sich nach dem Lesen seines Erlebnisberichtes einbilden könnte, selbst dort gewesen zu sein. Es ist voll eigentümlicher, herber Inselschönheit und voller Südseedramatik. Es erregt und bereichert zugleich. Da hört man etwas von Mythos und Geschichte dieser Eingeborenen, von ihren religiösen Kulturen, ihrer Höflichkeit und Gastlichkeit, von ihrem Hader und von ihrem Verhältnis zu den Weißen, den Männern von Matang. Man läßt sich gern von allem gefangen nehmen, was Grimble mit Humor und hohem Verständnis von diesen Inselbewohnern zu berichten weiß. Ob es nun das unergründliche Phänomen eines Mannes ist, der sich in Trance versetzt und Delphine vom Meer anlockt, oder das heldenhafte Ringen des Paters Choblet mit dem Meer (weil er trotz eines ungestümen Sturmes einem Sterbenden auf einer benachbarten Insel den letzten Segen erteilen will und sich furchtlos mit einem zerbrechlichen Boot Wogen und Wirbelsturm entgegenstemmt und sein eigenes Seelenheil aufs Spiel setzt), oder der Kampf von Eingeborenen mit Tigerhaien und Kraken oder gar die unerklärliche Erscheinung von Geistern: es ist eine Fülle von Episoden, Szenen und erstaunlichen Geschichten, die das Buch Grimbles reich und lesenswert machen und für eine nachhaltige Wirkung sorgen und nachdenklich stimmen. Sein Vorzug ist eine wohlthuende Sachlichkeit, die das Mysteriöse ohne Übertreibung oder Unterschätzung gleichwertig neben das Erklärbare, das Reale stellt.

Es sind noch zwei Bücher zu nennen, die allerdings das erzählerische Behagen zurückgedrängt haben zugunsten sachkundiger, quellenreicher Belehrung. „*Das Buch vom Everest*“ Die Geschichte seiner Besteigung“, erzählt von *W. H. Murray* (215 S. 17 Photos a. 16 Tafeln, 5 Kammverlaufsskizzen. DM 6,80) macht uns mit dem hohen Mut und dem bewundernswerten Entdeckergeist all jener Bergsteiger bekannt, die von 1921 bis 1953 — also vom vermißten Mallory bis zu den glücklichen Bezwingern des Everest (*Hillary* und *Tensing*) — männlichkühn mit diesem

gewaltigen Achtausender gerungen haben. Trotz des mehr referierenden Stils erleben wir die wuchtige Schönheit dieser riesenhaften Gesteinsmassive, die Härte der Strazpen und die gefahrvolle Verzweigung der Grate, Lawinen und Täler, eine getreue Unterweisung in Klima und Landschaft und in die mannigfachen Schwierigkeiten der Expeditionen.

Murad Kamils Buch über Äthiopien und Eritrea „Das Land des Negus“ (Innsbruck, Inn-Verlag. 116 S. 45 Photos auf 20 Tafeln, 1 Karte, Ln.) sei denen nachdrücklich genannt, die sich mit diesem Gebiet, der „afrikanischen Schweiz“, und seiner Kultur und dem koptischen Christentum genauer befassen wollen. Es orientiert trotz seiner Kürze sehr sorgfältig und niemals ermüdend über Geschichte, Religion, Erdschätze, Industrie, Literatur, Malerei, Zeitungswesen und das Kaiserhaus, kurz: über alle Kräfte, die dieses Stück Erde und seine Bewohner geformt haben und noch jetzt in ihm wirken und ohne deren Kenntnis die künftige Entwicklung nicht zu verstehen wäre. Kamil ist Professor in Kairo und wurde 1943 vom Negus zur Reform des Schulwesens nach Äthiopien berufen und hat eine Fülle von Material in seinem Buch verarbeitet. Erwähnenswert ist das Kapitel über die äthiopische Literatur, da es eine Reihe von lehrreichen Beispielen bringt und vielleicht zu einer künftigen Anthologie der Weltliteratur etwas beisteuern kann. Dieses Buch erschließt ein Land, das seit Mussolinis Eroberungsplänen das Weltinteresse auf sich zog und auf dem Wege ist, ein vorbildlicher Staat zu werden in der wirkungsvollen und lebenssteigernden Ausgleichung von Gegensätzen. Wolfgang Hoffmann

Kalender

Eine große Zahl von Kalendern, die schon in den vergangenen Jahren erschienen waren, ist auch für das Jahr 1955 herausgekommen. Wir weisen unsere Leser im folgenden auf die wichtigsten von ihnen hin und beginnen gleich mit dem schönsten von allen: dem „Phaidon-Kunstkalender 1955“, der auf 28 wunderbaren Farbtafeln erlesene

Schätze der Kunst der Welt wiedergibt (DM 5,80)). — *Pipers Kunstkalender 1955*“ (DM 5,80) bringt auf wöchentlichen Bildtafeln technisch gute Reproduktionen sorgfältig ausgewählter Kunstwerke mit Aussprüchen von Dichtern und Denkern aller Länder. — Der ebenfalls im Verlag R. Piper erschienene „*Paul-Eipper-Tierkalender 1955*“ (DM 4,80) enthält erstaunliche und schöne Tierfotografien mit einem meist belehrenden Begleittext. Die hübsche Gabe wird jeden Tierfreund erfreuen. — Im Bärenreiter-Verlag, Kassel, sind wie in den letzten Jahren wiederum zwei Kalender erschienen: „*Der kleine Freudenbringer 1955*“ (DM 2,40) mit volkstümlichen Abbildungen und einer Reihe farbiger Postkarten, und „*Kleine Jahresgabe 1955*“ von Josua Leander Gampp (DM 2,—), mit monatlichen Holzschnitt-Postkarten und besinnlichen Leitsprüchen. Beide Kalender sind ebenso schön ausgestattet wie in den Vorjahren. D. R.

Immer wieder Reihenbücher

Die großen Erfolge der guten Buchreihen führen dazu, daß immer neue Verlage sie nachzuahmen suchen. So erschienen kürzlich die ersten 6 Bände einer Taschenbuchreihe, die der Forum-Verlag in Frankfurt und Wien ediert. Die Bändchen kosten je DM 1,95 und sind damit im Vergleich zu Rororo (DM 1,50) und der Fischer-Bücherei (DM 1,80) recht teuer, weil die Ausstattung erhebliche Wünsche offenläßt. Bisher erschienen hier: Pearl S. Buck „*Die gute Erde*“, John Galsworthy „*Die Freilands*“, Nathaniel Hawthorne „*Der scharlachrote Buchstabe*“, Alexander Lernet-Holenia „*Riviera*“, Alexander Marai „*Verzauberung in Ithaka*“ und Michael Zorn (alias Artur Sacher-Masoch) „*Zwischen Strom und Steppe*“. Es handelt sich also um recht gute Titel, und man möchte wünschen, daß der Verlag etwas mehr Sorgfalt, Liebe und — Originalität bei der Herstellung walten ließe.

Die Dap-Taschenbücher betonen im Untertitel, daß sie „Erkenntnis — Wissen — Bildung“ vermitteln wollen, und eine Überschau der jüngst

in dieser Reihe erschienenen Bände beweist, daß die Verlage Leo Lehnen und A. Francke auch hier, wie auf anderen Gebieten, wirklich vorbildliche Arbeit leisten. Als Band 304 — 309 wurden veröffentlicht: I. M. Bochenski „Die zeitgenössischen Denkmethoden“, eine einleuchtende Einführung in die Elemente und Systeme logischen Denkens; Henri Focillon „Das Leben der Formen“; Wolfgang Kayser, „Kleine deutsche Vers-Schule“, ein Handbuch der Möglichkeiten und Probleme des Verses; Henry Lüdeke, „Die englische Literatur“, der nicht restlos befriedigende Versuch eines „kulturhistorischen Umrisses“; Burkhardt Röper, „Wirtschafts-Nachrichten in der Weltpresse“, eine wichtige Darlegung der Aufgaben der Wirtschafts-Berichterstattung; Felix Wachsmann, „Die radioaktiven Isotope“, für den „interessierten Laien“ allenfalls verständlich, im Ton aber notgedrungen wissenschaftlich. — Jeder Band kostet DM 2,80.

In der Reihe der Faro-Bücher erschien als Band 10 „Spanier, Gold und Indios“ von D. Michael (DM 1,50), ein „Zeitgemälde“ um die Entdeckung Amerikas.

Die Kiwi-Taschenbücher des Verlags Kiepenheuer und Witsch bringen als Bd. 15 Evelyn Waugh's Afrika-Satire „Die schwarze Majestät“, als Bd. 16 den immer unterhaltensamen P. G. Wodehouse mit „Psmith macht Alles“ (je DM 1,80).

In der schätzenswerten „Stifterbibliothek“ erschienen jüngst „Die Sieben Quellen der Gnade. I: Taufe und Firmung“ von Irene Dubsky und Käthe Braun-Pragers „Reise in die Nähe“, eine Sammlung beachtenswerter Aphorismen und Aufzeichnungen aus einem englischen Tagebuch. Die Bände kosten jetzt je DM 1,90.

Bei Rororo sind in den letzten beiden Monaten folgende Bücher herausgekommen: Hans Reisigers, des gerade 70jährigen, vielgelesenen Maria-Stuart-Roman „Ein Kind befreit die Königin“; John Galsworthy, „Die Forsyte-Saga“, eine vollständige Ausgabe des berühmten Zeitgemäldes; Emil Belzner, „Ich bin der

König“, ein historischer Roman mit tieferer Bedeutung; des unbekannten B. Traven erfolgreichstes und einprägsamstes Buch: „Das Totenschiff“; und schließlich schon wieder ein Roman von A. J. Cronin: „Der spanische Gärtner“.

Von den neuen Veröffentlichungen der Fischer-Bücherei werden wir einige an anderer Stelle behandeln. Hier sei nur auf „Das Ballettbuch“ von Otto Friedrich Regner hingewiesen, ein Übersichts- und Nachschlagbuch über diese heute wieder so moderne Kunstform, und auf die neuesten Bände: Friedrich Schnacks Weihnachtsgeschichte „Das Waldkind“ und Sigmund Freuds bekanntestes Buch „Zur Psychopathologie des Alltagslebens“. D. R.

Weihnachtsrundschau

Bei der fast unüberschaubaren Fülle der Herbstproduktion, die in diesem Jahr über 12 000 allein in der Bundesrepublik erschienene Titel umfaßt, sehen wir uns trotz allen Bemühungen, wenigstens die wichtigen Bücher ausführlich zu würdigen, doch gezwungen, hier eine größere Anzahl von Büchern nur kurz anzuzeigen.

An erster Stelle sei die entzückendste bibliophile Ausgabe dieses Herbstes genannt: Hermann Hesses Märchen „Piktors Verwandlungen“, das Suhrkamp in einer Faksimile-Ausgabe, von Hesse selbst geschrieben und illustriert, herausgebracht hat (DM 8,75) — eine Freude für jeden, der schön ausgestattete Bücher liebt.

Köstliche Parodien deutscher und ausländischer Autoren, die ein verblüffendes Einfühlungsvermögen verraten und von erquickendem Humor zeugen, hat Armin Eichholz geschrieben: „In Flagranti“ (München, Pohl & Co. 96 S. DM 3,80).

Oskar Jancke hat wiederum ein Bändchen heiterer Sprachglossen publiziert: „Im Zerrspiegel“ (Eßlingen, Bechtle. 115 S. DM 3,80). Die Glossen spießen Unarten und Flüchtigkeiten unserer Sprache zielsicher auf.

Eine knappe, aber dennoch höchst instruktive „Norwegische Literaturgeschichte“ veröffentlichte Hjalmar

Christiansen (Berlin-Mariendorf, Verlag „Die Quintessenz“ 86 S.).

Unser Mitarbeiter *Friedrich See-
baß*, von dem wir in Heft 10/54 den
Aufsatz „*Gotthelfs Bild in der
neueren Forschung*“ brachten, hat
jetzt im Brunnen-Verlag, Gießen,
eine Biographie „*Jeremias Gotthelf*“
publiziert (290 S. DM 8,50), die auch
den mit Gotthelfs Werken noch nicht
Vertrauten zum Schaffen des Dicht-
ers hinführen vermag. — *Jeremi-
as Gotthelfs „Reisebericht 1821“*
ist gleichzeitig, herausgegeben von
Kurt Guggisberg, im Verlag Eugen
Rentsch, Erlenbach-Zürich, erschienen
(160 S. DM 12,50). Dieses kaum be-
kannte Reisetagebuch wird jeden
Gotthelf-Freund erfreuen.

Jean-Paul Sartres geistvolle Ko-
mödie nach Alexandre Dumas
„*Kean*“ ist bei Rowohlt in der Über-
setzung von *Marianne Wentzel* in
Buchausgabe erschienen (100 S.
DM 4,80). Das Stück hat seinen Weg
über die deutschen Bühnen bereits
angetreten.

Eine Art religiöser Dichtung wollte
Johannes Rüber mit seinem neuen
Buch „*Die Heiligsprechung des Jo-
hann Sebastian Bach*“ schreiben
(München, Langen/Müller. 176 S.
DM 8,50). Dieser Versuch einer Papst-
Legende vermag jedoch nicht recht
zu überzeugen.

Als 1. Band der Trakl-Studien des
Otto Müller-Verlags, Salzburg, er-
schien die Arbeit „*Kreuz und Abend*“
von *Eduard Lachmann* (296 S.
DM 12,90), dessen Aufsatz „*Georg
Trakl*“ wir in Heft 9/54 der D. R.
brachten. Lachmann läßt dem Werk
des Dichters eine tiefgründige Wür-
digung zuteil werden.

Hans Zbindens Vortrag „*Vom
Buchklima unserer Zeit*“ wurde von
der Schweizerischen Werbestelle für
das Buch, Zürich, als Broschüre ver-
öffentlicht (74 S.). Zbindens glänzend
formulierte Bedenken gegen unser
heutiges Buchwesen verdienen jede
Beachtung.

Eine Anthologie mit bemerkens-
werten Erzählungen eingeführter
und jüngerer Autoren bringt die
Agentur des Rauhen Hauses, Ham-
burg: „*Was Lieben heißt*“ (212 S.
DM 8,20). Wenngleich man nicht alle
der von Gerhard Wolter ausge-

wählten Erzählungen bejahren kann,
bietet das Büchlein doch eine erfreu-
liche Lektüre.

Eine Faust-Interpretation unter
dem Titel „*Mensch und Dämon*“ von
Erich Franz (Tübingen, Max Nie-
meyer. 246 S. DM 13,80) unternimmt
den ersten Versuch, den „Faust“
von anderen als den bisher üblichen
Gesichtspunkten aus zu betrachten.

Die 1. Lieferung (DM 4,40) der im
Otto Müller Verlag, Salzburg, er-
scheinenden Biographie „*Wilhelm
Heinrich Riehl*“ von *Viktor von
Geramb* erweckt die Hoffnung, daß
der unvergessene Kulturhistoriker
hier eine verdiente Würdigung
findet.

„*Aus meinem Notizbuch*“ (Kon-
stanz, Diana. 345 S. DM 16,80) heißt
die von *Irene Muehlon* geläufig
übertragene deutsche Ausgabe von
W. Somerset Maughams „*Writer's
Notebook*“. Diese Notizen über Gott
und die Welt, über Schriftsteller und
andere Menschen, über das Leben
„an sich“ sind in einem funkelnden
Stil aufgezeichnet. Somerset Maug-
hams geistsprühende Boshaftigkeit
wird ihm viele Freunde verschaffen
— freilich nicht unbedingt unter
seinen Kollegen.

„*Die Überflüssigen Hefte*“, auf
deren erstes wir bereits hinwiesen,
bringen jetzt ein Bändchen Gedichte
junger Autoren (24 S.). Mit Aus-
nahme der Arbeiten von Monika
George machen die Gedichte freilich
einen noch nicht ganz publikations-
reifen Eindruck.

„*Der Regenbogen*“ heißt die Auto-
biographie von *Marie Hamsun*, der
Frau des Dichters (München, Paul
List. 359 S. DM 14,80). Das durch
viele Briefstellen aufgelockerte Buch
ist eine wertvolle Ergänzung der
uns bisher vorliegenden Hamsun-
Literatur.

Über „*Rubens und seine Welt*“ be-
richtet *Friedrich R. Lehmann* (Stutt-
gart, Hans E. Günther. 321 S.
DM 13,50). Die Mischung zwischen
Phantasie und Historie macht das
Buch zwar leicht lesbar, als Quellen-
werk aber fraglich.

Eines der amüsantesten, unterhalt-
samsten und dabei gescheitesten
Bücher der letzten Zeit ist *Herrmann
Mostars* „*Weltgeschichte höchst pri-*

vat" (Stuttgart, Scherz und Goverts. 253 S. DM 8,50) — ein leicht frivoler Klatsch-Bericht von den Hintertreppen-Ereignissen der letzten paar Jahrtausende.

Bitter ernst gemeint ist dagegen *Hans Freyers „Weltgeschichte Europas“* (Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt. 618 S. DM 24,50), die jetzt in neuer Ausgabe vorliegt. Dieses Kompendium der Entwicklung des Abendlandes will uns lehren, daß die Rolle unseres alten Kontinents noch lange nicht ausgespielt sei.

Wer sich dennoch auf der Erde nicht mehr wohlfühlt, mag sich an *Wernher von Brauns „Die Eroberung des Mondes“* halten (Frankfurt, S. Fischer. 124 S. 11 Farbtafeln. DM 13,80), in welcher der bedeutende Physiker die Landung auf dem Mond, von einem „Satelliten-Mond“ aus vorgenommen, schildert — phantastisch und überwältigend, aber, wie Wernher von Braun betont, durchaus im Rahmen des Möglichen.

Ludwig Börnes „Studien über Geschichte und Menschen der französischen Revolution“ hat auf Grund unveröffentlichter Manuskripte *Joseph Dresch* mit einem ausgezeichneten Vorwort und höchst instruktiven Kommentaren herausgegeben (Lyon, Bibliothèque de la Société des Etudes Germaniques. 152 S.). Das wertvolle Werk eröffnet auch dem Kenner der Geschichte der französischen Revolution neue Aspekte.

„Das Bild vom Menschen in der deutschen Jugendführung“ im Wandel des letzten halben Jahrhunderts darzustellen, unternimmt *Karl O. Paetel* in einer Broschüre (Bad Godesberg, Voggenreiter Verlag. 60 S. DM 1,80). Aus eigener Erfahrung und sorgfältigen Studien vermag Paetel ein wichtiges Teilgebiet der deutschen Historie sachkundig zu beleuchten.

In Ullsteins bewährter „Du-Und“-Reihe, über deren Bände wir wiederholt berichtet haben, erschien ein neuer Band, der sich durch die geschickte Art der Darstellung, durch flüssigen Stil und einleuchtend-humorvolle Beispiele auszeichnet: „Du und das Recht“ von *Rolf Kiese-wetter* (313 S. DM 12,80). Der Band sei jedem Laien empfohlen, der be-

griffen hat, daß die juristischen Fragen für das tägliche Leben von Belang und keine Geheimwissenschaft sind.

Um die Geheimwissenschaften kümmert sich Heimeran: *Carl Graf von Klinckowstroems* Band „Die Zauberkunst“ (München, Heimeran. 140 S. DM 12,80) belehrt über die Geschichte des Zauberns und der Zauberei und über manche Tricks, die zwar nicht mehr „geheim“, aber doch dem Publikum unbekannt sind.

Noch ein weiteres hübsches Bändchen hat *Ernst Heimeran*, als Autor und Verleger diesmal, in diesem Herbst herausgebracht: „*Lehrer, die wir hatten*“ (128 S. DM 5,80), mit liebevollen Augen gesehene Bilder, in denen mancher die Lehrer seiner eigenen Schulzeit wiedererkennen wird.

In einer dem Gegenstand aufs beste entsprechenden Übertragung von *Bertold Hack* sind bei Ernst Hauswedell in Hamburg „*Äsops Fabeln*“ neu erschienen (95 S.), eine begrüßenswerte Ausgabe, die durch die aussagekräftigen Zeichnungen *Josef Hegenbarths* besonderen Wert gewinnt.

Die Fabeln von La Fontaine hat sich *Jean Effel* als Vorwurf für einen neuen Illustrationsband genommen: *Jean Effel's La Fontaine* (Hamburg, Rowohlt. 152 S. DM 14,80). *Jean Effel* begeistert hier wie stets; leider ist die Übersetzung durch *Rolf Mayr* der so hübschen Ausgabe nicht ganz gewachsen.

Als zweiten Zeichnungsband publiziert Rowohlt eine Auswahl aus *Saul Steinbergs* Zeichnungen unter dem Titel „*Umgang mit Menschen*“ (DM 16,80). Die skurrilen Arbeiten dieses Mannes, der immer wieder durch seine eigenwilligen Perspektiven zu verblüffen weiß, sind ein Kompendium menschlicher Schwäche.

Ein „*Rheinisches Bilderbuch*“ hat der *Ernst Staneck Verlag* in Berlin-Halensee, der voriges Jahr ein ähnliches Bändchen über Berlin publizierte, herausgebracht (75 S. DM 6,80): ein liebevoll zusammengestelltes Büchlein, das dem Rhein mit gescheitem Text von *Rolf Bongs* und vielen hübschen Zeichnungen vom Bodensee bis Holland nachgeht und

ihn in seiner vielseitigen Schönheit wiederzugeben sucht.

„Frankfurt — Tag für Tag“ heißt ein Band von *Karl Zimmermann* (Frankfurt, Waldemar Kramer. 147 S. DM 9,80), der mit vielen geschickten und charakteristischen Photographien einen Text in Prosa oder Versen zu einer Darstellung verbindet, die der Großstadt Frankfurt ungeahnte Reize abzugewinnen weiß.

Eugen Roth hat es mit seinem Bändchen „Das Schönste von München“ leichter (München, Nymphenburger Verlagshandlung. 48 S. DM 3,80). Freilich beschränken sich die 16 Farbphotos dieser entzückenden Ausgabe auch auf die bekanntesten und prächtigsten Blicke der Stadt, die *Eugen Roth* wie ein gewiegter Fremdenführer verherrlicht.

Den Weg dahin, von 1945 zum heutigen Zustand unserer Städte, hat *Kurt Zentner* in zwei grandiosen Bänden zusammengefaßt: „Der Aufstieg aus dem Nichts“ (Köln, Kiepenheuer & Witsch. Zus. DM 26,50). Hier sind in unzähligen, vorzüglich ausgewählten Photographien, in einer Menge von Zeitungsausschnitten Dokumente zusammengetragen, die in ihrer Vielfalt unter bewußtem Verzicht auf Vollständigkeit in irgendeiner Richtung dennoch ein wahrhaft erschöpfendes Bild der ersten acht Nachkriegsjahre zu bieten vermögen.

„Die Chance war Null“, erklärt *Rolf Magener*, der mit einem Kameraden zusammen aus einem indischen Internierungslager ausbrach und in einer monatelangen Flucht bis nach Japan gelangt. Sein Bericht (Ullstein, 296 S.) enthüllt ein ans Unwahrscheinliche grenzendes Abenteuercksal aus dem letzten Krieg.

Aus unserer Überzeugung, daß über Berlin gar nicht genug geschrieben werden kann, freilich nur von kompetenten Menschen, begrüßen wir die 4. Folge des Jahrbuchs des Vereins für die Geschichte Berlins „Der Bär von Berlin“, hrsg. von *Ernst Kaeber* und *Walther G. Oschilewski* (Berlin-Grunewald, arani-Verlag. 160 S. mit 21 Abb. DM 4,80). Das Jahrbuch vermittelt wirklich Authentisches über unser Berlin. Es enthält folgende Aufsätze: *Knud*

Knudsen „100 Jahre Berliner Litfaßsäulen“; *Ernst Heinrich* „Die Dorfkirche in Tempelhof“; *Johannes Schultze* „Das Alter des Tempelhoofs“; *Lionel Thomas* „Der Roland von Berlin“; *Georg Bochnik* „Tempelhofer Straße Nr. 7, vor dem Hallischen Thore“; *Walther G. Oschilewski* „Im Banne Hegels“.

Die Lebensgeschichte eines Mannes, dessen Name jahrzehntelang in aller Munde war, der selbst aber im Hintergrund blieb, schrieb *Hans Erman*: „August Scherl. Dämonie und Erfolg in wilhelminischer Zeit“ (Berlin, Universitas. 292 S. DM 12,50). Das Werk ist eine Ehrenrettung für einen bedeutenden Verleger und Zeitungsgründer.

Zum 80. Geburtstag *Leo Baecks* hat die East & West Library, Oxford, einen Band „Essays Presented to Leo Baeck On The Occasion of His Eightieth Birthday“ zusammenstellen lassen (211 S.), in dem bedeutende Gelehrte und Schriftsteller zweier Kontinente mit gehaltvollen Studien ihre Hochachtung vor einem großen Menschen aussprechen.

Über „Germany's Moral Debt“ hat *Kurt R. Grossmann* eine kleine Arbeit verfaßt (Washington, Public Affairs Press. 70 S.), welcher der Text des Abkommens zwischen Deutschland und Israel und eine Reihe weiterer Dokumente im Wortlaut beigegeben sind.

„Die schönsten Upanishaden“ erschienen, in einer Nachübersetzung aus dem Englischen von *Frank Dispeker*, bei Rascher in Zürich (212 S. DM 15,—) — eine Ausgabe, die nicht nur den Kenner indischen Geisteslebens begeistern wird.

Dr. Emanuel Goldbergers Buch „Hilf Deinem Herzen“ (Berlin-Dahlem, Colloquium-Verlag. 224 S. DM 8,80) ist trotz gegenteiliger Behauptung eine Publikation, die den Herzkranke verleiten kann, auf den Arzt zu verzichten in der irrigen Annahme, er wisse nun genau so viel. Das Buch wird damit eher gefährlich als nutzbringend.

In derselben Reihe erschien „Das Sexualverhalten von Mensch und Tier“ (336 S. DM 13,80) von *Ford und Beach*, ein Werk, das für einen weiten Kreis interessierter Laien eine

wichtige Ergänzung zum „Kinsey“ bietet. D. R.

Pirandellos Novellen

In Deutschland kennt man von *Luigi Pirandello* kaum mehr als sein erfolgreiches Bühnenstück „Sechs Personen suchen einen Autor“. Die erzählende Prosa dieses Mannes, der einer der drei italienischen Literatur-Nobelpreisträger ist, hat sich bei uns noch nie recht durchsetzen können. Nun legt der Drei-Brücken-Verlag in Heidelberg eine umfangreiche Auswahl aus Pirandellos Schaffen vor, die 38 Novellen enthält. Der 506 Seiten starke Band trägt den Titel der Eingangsnovelle „*Angst vor dem Glück*“ (DM 15,80). Jede der Novellen zeigt — oft auf nur wenigen Seiten — einen Teilabschnitt aus dem Kreis unseres Daseins, mit den Augen eines Dichters und eines Psychologen gesehen, unbarmherzig wiedergegeben mit allen Schwächen und Anfechtungen des Menschen unserer Zeit. Mit dem Wagnis dieser Ausgabe von Pirandellos Novellen in der unpathetischen Verdeutschung durch *Hans Hinterhäuser* hat sich der Drei-Brücken-Verlag ein dankenswertes Verdienst um das Werk des 1936 Verstorbenen erworben.

D. R.

In politicis

Anfang der 20er Jahre wagte Max Scheler die These, Europa strebe nach einer Seelentechnik zur Bewältigung seiner Krisenzustände, während die bisher auf verinnerlichte Daseinsbeherrschung ausgegerichtete asiatische Welt nunmehr die äußerlichen Mittel der westlichen Zivilisation ergriffe. Aus *Maurice Zinkins* Asienbuch und *Theodore H. Whites* Europabericht ließe sich manches zur Erhärtung dieser Voraussage entnehmen. *Maurice Zinkin*, „*Asien und der Westen*“ (Köln 1954, Verlag f. Politik und Wirtschaft. 365 S. DM 11,80), schildert mit der Zurückhaltung und dem sachlichen Interesse, das den Offiziellen nach seiner Mission auszeichnet. Seiner Auffassung nach geht die bauerliche Welt Asiens ihrem Untergang entgegen, und nur rasche Industrialisierung kann die dadurch entstehenden Gefahren bannen. Aus einer

veralteten Imperialismus-Anti-Imperialismus-Haltung ist den Problemen nicht mehr beizukommen. Die Begegnung mit der westlichen Zivilisation hat Asien den Bevölkerungszuwachs gebracht, der auch am Anfang der europäischen Industrialisierung auftrat; aber sie hat ihm nicht die Mittel beschert, der neuen Situation gerecht zu werden. Nur allmählich können sich die politisch bewußten Mittelschichten herausbilden, die in der veränderten Gesellschaft die Führungstechniken anzuwenden vermögen, die sie erfordert. Am weitesten ist Indien. Instruktive Ausführungen über den innerasiatischen Imperialismus Japans und aufschlußreiche Wirtschaftsstatistiken von ganz Monsun-Asien ergänzen das Buch.

Theodore H. White gehört zu den großen Welt-Reportern. Sein Nachkriegsbericht „*Glut in der Asche*“ (Frankfurt/M. 1954, S. Fischer. 438 S. DM. 17,50) hat in den Vereinigten Staaten berechtigtes Aufsehen erregt. Er stellt seinen Länderreportagen jedesmal die Lebensberichte einzelner Angehöriger dieser Staaten an die Seite, in denen viel Typisches sichtbar wird. Europa tritt nicht nur als das Ziel russischer Ansprüche und Schlüssel der amerikanischen Strategie zur Erschließung der Welt auf, es erscheint auch als der Kontinent, dessen geistige Mittel seinem zivilisatorischen Unterbau nicht gerecht werden. „So ist es die Hauptpflicht der Europäer, sich selbst gesund zu machen, niederzureißen, was alt und wertlos geworden ist, und dem Fortschritt zu dienen.“ Die Flamme in der Glut muß aus eigener Kraft lodern. — Das ist schon wahr, und sie tut es auch, wenn man ihr Zeit läßt, sich zu erholen. Aber — wer wird sich an ihr erwärmen? Die Veränderungen der Machtverhältnisse, denen man hilflos gegenübersteht, weil niemand speziell für sie verantwortlich gemacht werden kann, sind doch wohl derart, daß auch fortschrittliche Einrichtungen wie die Vereinten Nationen ihnen nicht gerecht werden.

Erschreckend klar wird das Verhängnis aus *Nils Örviks* gründlichen Studien über „*The Decline of Neutrality 1914—41*“ (Oslo 1953, Johan Grundt Tanum Forlag. 278 S.). Das

Neutralitätskonzept, das in der Haager Konvention festgelegt wurde, entstammte schon dem Bedürfnis der kleinen Nationen, ihre Souveränität besser zu schützen; aber wie weit war es von dort bis zur heute gültigen Auffassung, daß Neutralität Selbstmord ist! Örvik zeichnet den Niedergang des europäischen Staatensystems im Niedergang des Neutralitätsgedankens. Es ist charakteristisch, daß er neben den Neutralitätsverlust Norwegens den der Vereinigten Staaten stellen muß. Amerika erwies sich als zu groß, um sich der Weltpolitik enthalten zu können, Norwegen war ökonomisch und militärisch zu schwach, um ihr an seinen Grenzen Einhalt zu gebieten. Für alle Staaten gilt, daß sie die „Illusion gleicher souveräner Nationen“ aufgeben müssen, je enger die Weltpolitik sich verflacht. Der Vorteil dieses Buches eines „Neutralen“ liegt in der Sauberkeit der Gedankenführung, mit der ein schönes, aber heute hinter der Realität zurückbleibendes Ideal beschrieben wird.

Ebenfalls für ein altes Ideal, aber eines, das mit jugendlichem Ungestüm verfochten wird, arbeitet Volodymyr Sichynsky „Ukraine in foreign comments and descriptions from the Vith to XXth century“ (New York 1953, UCCoA-Verlag. 235 S.). Die Reiseberichte, die er über die Ukraine zusammengestellt hat, stammen aus fast allen europäischen Völkern. Arabische Stimmen sind ebenso vertreten, wie schwedische, französische oder deutsche. Zahlreiche Illustrationen im Stile der Zeit haben so eine kleine Kulturgeschichte entstehen lassen, die vorzüglich geeignet ist, den Westen an das 42-Millionen-Volk der Ukrainer zu erinnern und an seinen langen und tragischen Kampf für eigene Staatlichkeit. *Harry Proß*

Politische Abstinenz?

Joseph Buttinger ist Sozialist. Sein Werk „Am Beispiel Österreichs“ (Köln, Verlag für Politik und Wirtschaft. DM 19,80), das ein „geschichtlicher Beitrag zur Krise der sozialistischen Bewegung“ ist, umfaßt den Niedergang der österreichischen Arbeiterbewegung von den Aprilwahlen 1932 bis zur Auflösung

Aussichtsreiche u. befriedigende *Frauenberufe*

»Kaufm.-prakt. Arzthilfe« und »Fremdspr. Korrespondente«. Ausbild. in staatl. gen. Halbjahreskursen m. Abschlußprüf. Elegantes Wohnheim
Dr. NITSCH, Bad Harzburg Prospekt DR

Sie schenken Freude und Vorwärtkommen

mit einer Schreibmaschine



Schon ab DM **4.-**

bei Lieferung und kleinsten Monatsraten liefern wir Ihnen eine seit Jahrzehnten bewährte Schreibmaschine oder der WELT preisgünstigste, viele Jahre gebrauchstarke Maschine für **DM 211,50 bar.** Prospekte kostenlos. — Postkarte genügt!

ORE - Büromaschinen
Würzburg 3 Köln-Rodenkirchen
Abhofach Weisserstraße 106

Deutschlands ältestes
Schreibmaschinen - Versandhaus

ihrer Auslandsvertretungen im Dezember 1941. Buttinger zeigt in minutiöser Genauigkeit, aber nicht ohne ein gewisses Ressentiment, die Fakten auf, die zum Zusammenbruch der sozialistischen Bewegung in Österreich geführt haben: die klägliche Ratlosigkeit der Parteiführung, als der ehrgeizige Dollfuß die gewählten Sozialdemokraten kurzerhand absetzen ließ; die Scheu der behäbig gewordenen Sozialisten vor der Illegalität, den Verrat an den Schutzbündlern, die in ihren Heimen und Parteihäusern zusammengeschossen wurden, während ihre Führer sich in Sicherheit gebracht hatten. Ihrer dogmatischen Schwäche und ihrem Mangel an politischem Instinkt sei die österreichische Sozialdemokratie 1934 erlegen. Die illegale Bewegung der revolutionären Sozialisten, die von dem Verfasser selbst unter dem Namen Gustav Richter geführt wurde, sei ein Opfer ihrer Illusion geworden. Auch die österreichischen Sozialisten seien in der Emigration an ihrer fast sprichwörtlich gewordenen Uneinigkeit gescheitert.

Aus Buttingers Resümee spricht eine totale und gefährliche Resignation. Er versteigt sich zu der These, daß ein ehrlicher Sozialist nur noch durch radikale politische Abstinenz und „politisches Nichtstun“ seinem politischen Gewissen treu bleiben könne. Das ist ein Widerspruch in sich, denn durch die von ihm geforderte politische Abstinenz hat das politische Gewissen aufgehört zu schlagen. Für den Verfasser, der heute in Amerika lebt, gibt es keinen Ausweg aus der augenblicklichen von der Restauration getragenen Situation. Er möchte daher seine Gesinnungsfreunde auf den „Nullpunkt ihres politischen Lebens“ vorbereiten und hält selbst die Hoffnung, „daß das gegenwärtige Chaos einander widersprechender sozialistischer Ideen und Bestrebungen eine baldige und endgültige Klärung finden werde“, für übertrieben. — Mag Buttingers Resignation, resultierend aus seinen persönlichen Erfahrungen, die er während seines jahrzehntelangen Kampfes für den Sozialismus gemacht hat, verständlich erscheinen — bedenklich wird die Sache erst, wenn er glaubt, daß seine Thesen über die weitere Entwicklung der sozialistischen Ideen und Bestrebungen allgemein verbindlich seien. Das Buch hat seine

stärksten Seiten dort, wo es aus den Erfahrungen und Beobachtungen einer jahrelangen Tätigkeit in der sozialistischen Bewegung schöpft. Der Versuch des Autors, diesen Rahmen zu überschreiten, läßt es zwielichtig erscheinen. hb.

Workuta

Der Bericht des Arztes *Joseph Scholmer*, der lange Jahre einer unerträglichen Haft in dem furchterlichsten sowjetischen Lager Workuta verbrachte, „*Die Toten kehren zurück*“ (Köln, Kiepenheuer & Witsch. 292 S. DM 9,80), ist ein erschütterndes Dokument. Scholmer bringt uns nicht unbedingt Neues, aber die Art, in der hier Erlebnisse und Leiden des Verfassers und seiner Kameraden im Lager schonungslos und ohne jedes Pathos wie Stücke rohen Fleisches vor uns gelegt werden, ist eine erneute und eindringliche Mahnung, gegen die Vertreter der baren Unmenschlichkeit als Regierungsprinzip unerbittlich den Kampf zu führen. Scholmer war selber Kommunist, und es ist um so bemerkenswerter, daß er als überzeugter Kommunist den Machthabern des Kremls als besonders verdächtig erschien.

R. P.

Berichtigung

Wie uns der Verlag Otto Walter, Olten, mitteilt, kostet das in Heft 10/1954 S. 1083 f. besprochene „Handbuch der Weltgeschichte“ nicht 98,— DM, sondern 125,— DM. Daß die Zahl der Gelehrten, die an dem „Handbuch“ mitgearbeitet haben, nicht 150 000, sondern 150 heißen mußte, werden unsere Leser gewiß selbst gemerkt haben.

Mitarbeiter dieses Heftes u. a.:

Dr. Kurt Kersten, New York, ist in diesem Heft zum erstenmal in der Deutschen Rundschau vertreten. Er ist vor allem als Biograph und Herausgeber von Georg Forster bekannt geworden. — **Dr. Egon Conrad** lebt in Konstanz/Bodensee. — **Eugen Kalkschmidt**, der langjährige verdiente Chefredakteur der „Jugend“, feiert am 10. Dezember 1954 seinen 80. Geburtstag. Neben anderen essayistischen Arbeiten verdanken wir ihm eine Reihe wertvoller Biographien, so über Oskar von Miller, Johann Friedrich Böttger, Ludwig Richter. — **Gert Kalow** lebt als freier Schriftsteller in Heidelberg. — Von **Dr. Heinrich Ringleb**, Heidelberg, erschien nach dem Roman „Herr Konrad“ zuletzt „Das Knöchelspiel“. — **Otto Zimmermann**, Basel, ist Präsident des Schutzverbandes der Schriftsteller deutscher Sprache im Ausland.

In den nächsten Heften der Deutschen Rundschau lesen Sie u. a.:

Peter Undahl	Sowjetgeheimnis Magadan
Karl O. Paetel	Deutsches Theater in Amerika
Moritz Lederer	Karl Kraus und die Folgen
Paul Weiglin	Vor dreißig Jahren
Heinz Piontek	Bruder und Bruder

Diesem Heft sind Prospekte beigelegt vom H. Luchterhand-Verlag, Neuwied, vom Verlag Birkhäuser, Stuttgart, vom Verlag Günther Neske, Pfullingen, vom Eugen Diederichs Verlag, Düsseldorf und vom Verlag Hans Carl, Nürnberg. Wir bitten unsere Leser um freundliche Beachtung dieser Beilagen.

Auslieferungsstellen der DEUTSCHEN RUNDSCHAU

Im Saargebiet: Buchhandlung Bock & Seip, Saarbrücken, Bahnhofstraße 98. — Im Ausland: *Argentinien*: Knüll & Wetzler, Estomba 1783, Buenos Aires. — *Bolivien*: Das Echo, Cochabamba, Casilla 748. — *Dänemark*: Pressa AG, Blegdamsvej 26, Kopenhagen N. — *Finnland*: Akateeminen Kirjakauppa, 2 Keskuskatu, Helsinki. — *Frankreich*: Librairie Martin Flinter, 68 Quai des Orfèvres, Paris 1er. — *Griechenland*: Georg Mazarakis & Co, Patissonstr. 9, Athen. — *Großbritannien*: Interbook, 12 Fitzroy Street, London. — *Israel*: Dr. Alfred Allerhand, 8 Adam Macohen Street, Tel Aviv. — *Italien*: Libreria Sansoni, Via Capponi 26, Firenze. — *Libanon*: The Levant Distributors Co., P.O.B. 1181, Beirut. — *Luxemburg*: Messageries Paul Kraus, 27 rue Joseph Junck, Luxembourg. — *Niederlande*: Meulenhoff & Co., NV, Amsterdam, Beulingstraat 2. — *Norwegen*: A. S. Narvesens Kioskkompani, Stortingsgata 2, Oslo. — *Österreich*: K. Lintl (W. Ennsthaler), Steyr, Grünmarkt 7. — *Portugal*: Alvaro Goncalves Pereira, Restaurantes 12, Lissabon. — *Schweiz*: Azed AG., Basel, Dornacherstr. 60–62; Schweizerisches Vereinsortiment, Olten. — *Spanien*: Atheneum, Barcelona, Pasaje Marimon, 23. — *Türkei*: Türk-Alman Kitapevi, Beyoglu, Kumbarsci Yokusu 12.

IKONENKUNST

Ein Handbuch von Herbert Rothmund — (Ikonengeschichte — Kunstgeschichte — Theologie) mit 3 Farbtafeln, 24 einf. Tafeln, dunkelroter Halbleineneinband und vierfarb. Schutzumschlag.
Preis: DM 15,—.

VOM GEHEIMNIS DER PRIESTER

Versuch einer psych. Deutg. d. geistl. Berufes bei d. verschied. Religionen, unt. Mitarb. v. Theol., Psych., Ethnol., Histor., zusammengestellt von P. Franz. Halbleinen, ca. 500 Seiten.
Ladenpreis: DM 23,20, Subskript.-Preis DM 19,40 (bis 1. 11. 1955).

UNBEKANNTES OSTEUROPA — EIN BILDBAND

ca. 150 teils farb. Bildtafeln aus Jugosl., Griechenl. u. Rußland. Halbleinen 25×32 cm, Ladenpreis: DM 35,—, Subskriptionspreis DM 29,80 (bis 1. Okt. 1955!).

DIE RUSSISCHEN KUNSTZEITSCHRIFTEN

Eine kunstkrit., kulturgesch. u. zeitungswissenschaftl. Würdigung v. H. Rothmund, Ca. 150 S., 8 Bildt., Halbleinen.
Ladenpreis: DM 22,50, Subskriptionspreis DM 18,90. Subskription bis 31. April 1955!

DIE ÖSTLICHE MYSTIK

Eine Sammlung der Aufzeichnungen östlicher Mystiker von den Anfängen bis zur Gegenwart. Voraussichtlich 7 Bände. Erscheinungsweise: jährlich 1 Band (In Vorbereitung).

SLAVISCHES INSTITUT MÜNCHEN

Adalbertstraße 70

Vorbestellungen erbeten!

FORVM

Österreichische Monatsblätter für kulturelle Freiheit

Redaktion: Friedrich Hansen-Loeve
Felix Hubalek — Alexander Lernet-
Holenta — Friedrich Torberg

Nr. 11 November 1954 DM 1,—

Vizekanzler Dr. Adolf Schärf
Österreich ist lebensfähig

NR P. Strasser / NR L. Toncic
Der Anschlußgedanke ist tot

Gaullismus und Mendesisismus
Ungarns „neuer“ Kurs

Bruno Walter
Über die Klarheit in der Musik
Aus einem neuen Drama von
Fritz Hochwälder

„Die besten Romane des Jahres 1954“
(Eine Umfrage unter Roman-
schriftstellern)

FORVM, Wien VII, Museumstr. 5
Deutschland:
Pressevertrieb, Frankfurt/Main
Mainzer Landstraße 225

DAS GROSSE

WOCHENBLATT

DER SUDETENDEUTSCHEN

LANDSMANNSCHAFT

Sudetendeutsche Zeitung

Herausgeber:

DR. RUDOLF LOGDMAN VON AUEN

monatlich DM 1,29

MÜNCHEN 3 · Postfach 52

PAUL VOIS

Tausend Inseln — und keine für uns

290 Seiten · Leinen · 9,80 DM

Es ist keineswegs die Regel, daß die Persönlichkeit eines Autors, wenn man ihm Aug' in Auge begegnet, den Eindruck seines Buches auch nur in wünschenswerter Weise ergänzt. Geschieht es aber doch einmal, daß ein Mensch, der sich uns schwarz auf weiß behaglich mitzuteilen wußte, bei persönlicher Begegnung die Sympathie, die wir für ihn empfinden, verstärkt und vertieft, daß Buch und Mensch einander gegenseitig steigern, dann ist die Garantie einer echten, unvergeßbaren und unverlierbaren Begegnung im Bereiche des Menschlichen und im Reiche des Literarischen gegeben. Diese seltene Freude erlebt, wer Herrn Paul Vois, einen Pariser Großkaufmann und Wirtschaftspionier kennenlernt, nachdem er sein spannendes und doch anmutiges Buch „Tausend Inseln — und keine für uns“ gelesen hat. Es ist die von Winfried Thieme ausgezeichnet besorgte Übersetzung des französischen Buches „Prisons flottants“, das Herr Vois schon vor einigen Jahren den Mut hatte, in Paris erscheinen zu lassen. In der Tat gehörte damals Mut dazu, in Frankreich ein Buch zu veröffentlichen, das die siebenmonatige Kreuzfahrt des deutschen Hilfskreuzers „Orion“ während des letzten Krieges schildert, dessen Zivilgefangener der Autor diese ganze Zeit über war, und dabei den deutschen Seeleuten, der deutschen Seekriegsführung volle Gerechtigkeit zuteilwerden zu lassen, ja ihnen öffentlich Sympathie und Freundschaft zu bekunden. Wir aber schätzen dieses mit bemerkenswerter Erzählergabe geschriebene Buch eines hochgebildeten Franzosen, der guten Willens ist, als wertvollen Beitrag zur Völkerverständigung, als Grundstein der französisch-deutschen Freundschaft, ohne die Europa nicht bestehen kann. Wir aber wünschen uns mehr solche gerecht denkenden, aufgeschlossenen aber keineswegs überschwenglichen Freunde jenseits des Rheins, deren Achtung und Zuneigung zu gewinnen und zu erhalten wahrlich des Schweißes der Edlen wert ist!

Dr. Curt Elwenspoek

Katzmann - Verlag
Tübingen

Deutsche Zeitung

und Wirtschafts Zeitung

DAS DEUTSCHE BLATT FÜR SERIÖSE PUBLIZISTIK

Es gibt nur wenige Zeitungen auf der Welt, die einem anspruchsvollen Informationsbegriff wirklich gerecht werden. Unter ihnen nimmt die „Deutsche Zeitung und Wirtschafts Zeitung“ einen besonderen Rang ein. Sie unterhält einen Stab hochqualifizierter Mitarbeiter und verbürgt ein Höchstmaß an Zuverlässigkeit und Objektivität. Der festumrissene Standpunkt ist unabhängig von Gruppen oder Parteien.

Schreiben Sie uns bitte - wir liefern
Ihnen gern einige Ansichtsexemplare

Deutsche Zeitung und Wirtschafts Zeitung
Stuttgart - Silberburgstraße 193

Ein wichtiger Beitrag zur Kulturgeschichte

Carl J. Friedrich

Das Zeitalter des Barock

384 Seiten, 32 Schwarzweiß-Tafeln, Leinen DM 18,80

Das 17. Jahrhundert ist eine Epoche der größten Umrwälzungen auf allen Gebieten des Lebens. Diese bewegte Zeitspanne wird zum ersten Male von Friedrich als geistige Einheit, als „Zeitalter des Barock“ dargestellt, während für uns üblicherweise „Barock“ nur ein kunstgeschichtlicher Begriff war. Eine fast unglaubliche Fülle von Einzelstudien über alle Ereignisse der politischen Geschichte, der Musik, der Malerei, der Bildhauerei, der Philosophie, der Naturwissenschaft und Technik vermittelt neue Aspekte und bietet Anregung.

VERLAG W. KOHLHAMMER

FRIEDRICH HERZFELD

Musika nova

DIE TONWELT UNSERES JAHRHUNDERTS

Dieses neue Buch behandelt ein Thema, dem viele Musikfreunde noch fremd gegenüberstehen. Liegt es vielleicht daran, daß sie die Neue Musik zu wenig kennen?

Friedrich Herzfeld schildert, weshalb sie so kommen mußte, wie sie ist, mag manches auch an ihr sonderbar erscheinen. Weil die Neue Musik mit allem anderen aus unserer Zeit aufs innigste verbunden ist, verstehen wir sie am besten, wenn wir sie eingebettet in die Gesamtheit des Lebens betrachten. Weil obendrein die Maler häufig als erste die neuen Wege fanden, wird besonders oft zu den Bildenden Künsten hinüberschaut. Illustrationen und Kunstdrucktafeln mit Werken der Bildenden Kunst sollen erläutern helfen, was sich in der Geschichte der Neuen Musik begab. — Die Jahre von der Uraufführung von Wagners Tristan und Isolde bis etwa 1911 bilden das Vorspiel, das die Voraussetzungen zu allem Kommenden erläutert. Das heutige Schaffen und die Ergebnisse von Experimenten, die an das Utopische streifen, werden vielleicht die Musik von morgen sein. Im Mittelpunkt aller Fragen nach dem Wesen der Neuen Musik stehen immer noch die vier großen Meister Schönberg, Strawinsky, Hindemith und Bartók. Ihnen sind daher auch die Hauptkapitel dieses hervorragend ausgestatteten Buches gewidmet, das alle, die sich Klarheit über die Neue Musik verschaffen wollen, mit Interesse lesen werden.

336 Seiten mit 148 Abbildungen und 104 Notenbeispielen, 4 Farbtafeln, 24 Tafelseiten. **Ganzleinen DM 14,80**


Weitere Bücher von Friedrich Herzfeld

DU UND DIE MUSIK — Eine Einführung für alle Musikfreunde
394 Seiten, 231 Abbildungen, 101 Notenbeispiele, 32 Tafelbilder. 37.—42. Tausend. Ganzl. **DM 12,80**

MAGIE DES TAKTSTOCKS

Die Welt der großen Dirigenten, Konzerte und Orchester
208 Seiten, 64 Tafelseiten, 70 Abbildungen. 17.—22. Tausend. Ganzleinen **DM 12,80**

IM VERLAG ULLSTEIN



Neue Kösel-Bücher 1954

GERARD MANLEY HOPKINS

Gedichte - Schriften - Briefe

Herausgegeben von Hermann Rinn. Deutsch von Ursula Clemen. Mit einer Einführung von Wolfgang Clemen. 744 Seiten, 16 Bildtafeln. Dünndruckausgabe in Leinen DM 26,50

Der englische Lyriker (1844—1889) gehört, wie etwa Hölderlin oder Rimbaud, zu jenen Dichtern, die sozusagen posthum geboren werden und deren wahre Bedeutung erst die Nachwelt erkennt. Die Auswahl ermöglicht es dem deutschen Leser zum erstenmal, die geistige Welt dieses Dichters in ihrer Vielfalt und Geschlossenheit zu überblicken. Inhalt: Gedichte (zweisprachig), Tagebücher und frühe Versuche, Geistliche Schriften, Briefe.

ELISABETH BROCK-SULZER

Theater

Kritik aus Liebe. 234 Seiten. Leinen DM 11,80

Liebe zum Theater braucht gültige Maßstäbe. Hier werden sie aus leidenschaftlicher Hinwendung zur Sache und aus Einsicht in die Natur des dichterischen Wortes geboten. — Die Verfasserin, Mitarbeiterin an namhaften Zeitungen und Zeitschriften, hat sich als Theaterkritikerin der „Schweizer Monatshefte“ und besonders der Zürcher „Tat“ über die Grenzen ihres Landes hinaus einen Namen gemacht.

FRANZ XAVER SEPPELT

Der Aufstieg des Papsttums

Von den Anfängen bis zum Ausgang des sechsten Jahrhunderts.
I. Band der sechsbändigen „Geschichte der Päpste“. 2., Neubearb. Aufl.
Gr. 8°. 320 Seiten. Leinen DM 25,—. Bei Abnahme aller 6 Bände 22,50

Vollkommene Vertrautheit mit den Quellen, Liebe zur Wahrhaftigkeit und zur Kirche und die Kunst lebendiger Darstellung haben ein Werk geschaffen, das auf größte Wissenschaftlichkeit und Vollständigkeit Anspruch erheben darf. — Die weiteren Bände werden im Abstand von sechs Monaten folgen.

Ijjob - Das Buch Hiob

Hebräisch und Deutsch. Übertragen, ausgelegt und mit Text- und Sach-
erläuterungen versehen von Fridolin Stier. Gr. 8°. 362 Seiten. Leinen
DM 25,—

Eines der wesentlichen Stücke des Alten Testaments wird hier auf eine neue Weise erschlossen: in einer Übersetzung, deren herbe Kürze Sinn und Gestalt des gegenübergestellten hebräischen Textes nachdrücklich vergegenwärtigt. — „Eine der wichtigsten Publikationen dieses Bücherherbstes.“ Süddeutsche Zeitung/München

Zu beziehen durch jede gute Buchhandlung

IM KÖSEL-VERLAG — MÜNCHEN

WICHTIGE NEUERSCHEINUNGEN HERBST 1954

POLITIK

WOLFGANG ABENDROTH, Prof. Dr. (Univ. Marburg)

Die deutschen Gewerkschaften
Weg demokratischer Integration

104 Seiten, kartoniert DM 3,—

JEAN de PANGE

Die Mühlen Gottes
Frankreich - Deutschland - Europa

Übertragen von Joseph Niederehe

396 Seiten, Leinen DM 12,80

BELLETRISTIK

LAUTRÉAMONT

Gesamtwerk

Die Gesänge des Maldoror / Dichtungen / Briefe

Übertragen und mit einem Nachwort von Ré Soupault

351 Seiten, Leinen DM 14,80

Die erste deutschsprachige Ausgabe des genialen frühverstorbenen französischen Dichters.

IVAN GOLL

Abendgesang (Nella)

Letzte Gedichte

Aus dem Nachlaß herausgegeben von Claire Goll, mit Illustrationen von Willi Baumeister und einem Nachwort von Hans Bender

64 Seiten, kartoniert DM 3,60

Zur Ankündigung der Gesamtausgabe der Dichters
(1955 Lyrik, 1956 Episches und Dramatisches)

KÜRZLICH BEREITS ERSCHIENEN:

**Deutsche Literatur
im XX. Jahrhundert**

Gestalten und Strukturen / 23 Darstellungen

Herausgegeben von Hermann Friedmann und Otto Mann

450 Seiten und ausführliche Zeittafel, Leinen DM 19,80

WOLFGANG ROTHE VERLAG HEIDELBERG

Das Abendland — gezeugt vom Golfstrom

HANS LEIP

DER GROSSE FLUSS IM MEER

Roman des Golfstroms

*403 Seiten mit 27 Textillustrationen, 5 Karten und 8 Kunst-
drucktafeln. Ganzleinen DM 15.80*

Der Hamburger Hans Leip, Autor einiger vielgelesener Romane, ein kundiger Erzähler, wurde zu seinem neuesten Buch von einem der gewaltigsten und spannendsten Stoffe verlockt, die es überhaupt geben mag: Vom Schicksalsstrom der abendländischen Menschheit und ihrer Kultur, dem Golfstrom. Der Gegenstand mußte einen Schriftsteller wie Leip besonders reizen; denn er liebt die Weiten, den exotischen Zauber, die Unermeßlichkeit der Meere. Alle seine Bücher sind von maritimem Klima erfüllt. An einem derartigen abenteuerlichen Stoff bewährt sich wieder einmal Leips ganz natürliche und zwangslose Erzählergabe, die darauflos zu fabulieren scheint, ohne sich vom Material irgendwie erdrücken zu lassen.

Es ist im Gegenteil so, daß Leip sein Golfstromepos (denn man kann sagen, daß der Roman unter seiner Feder zu echt epischer Weite und Bedeutung erwuchs) klug und überlegt komponiert hat. Die Geschichte des gigantischen Fließbandes zwischen den Kontinenten, das Unheil, die Katastrophen, die es sah, die Wohltätigkeit seines Wirkens, die Landschaften, die es zu Ufern hat — das alles bringt Leip mit der eigentümlichen Anschaulichkeit zur Darstellung. Ein Autor von der Art Hans Leips bewährt sich an einem Thema, bei dem es nötig ist, es mit der Frische und sicheren Selbstverständlichkeit eines Fahrersmannes anzupacken und durchzuführen. Seefahreratem liegt denn auch tatsächlich über diesem Buch, es geht die große, ruhelose Prise des Geistes hindurch. Leip hat sie wahrgenommen, wie sie ein Dichter eben wahrnimmt, und gibt sie an seine Leser weiter. „Der große Fluß im Meer“ ist so beschaffen, daß er den Literaturfreund auf die schönste Weise unterhält und nicht zuletzt junge Menschen hell entzücken (und darüber hinaus wahrhaft belehren) kann. Der Zug von Weisheit, Güte und Welteinsicht, der über dem Ganzen liegt, wird mit dazu beitragen.

Karl Krolow in der Hannoverschen Presse



In allen Buchhandlungen

PAUL LIST VERLAG MÜNCHEN

Graphischer Humor im Rowohlt Verlag 1954

Saul Steinberg's Umgang mit Menschen

Bildband im Folioformat mit 281 Zeichnungen auf
168 Seiten • Halbleinen DM 16,80

„Steinberg kommt nicht vom Literarischen her wie George Grosz oder wie die liebenswerten Peynet und Effel, sondern ganz von der Linie, der graphischen Form. Von der Zauberrune; Steinberg versteht die Zaubersprache der Dinge, und es sind die Dinge der Großstadt, die uns umgebenden Dinge. Er steht Klee näher als den Satirikern, wenngleich er natürlich ein Satiriker ist. Aber Satiriker hin und her: — was für ein Künstler!“

Erhart Kästner in der „Schwäbischen Landeszeitung“, Augsburg

Jean Effel's La Fontaine

36 farbig illustrierte Tierfabeln in der Übertragung
von Rolf Mayr • 152 Seiten • Leinen DM 14,80

Jean Effel beschenkte uns hier erstmalig mit farbigen Interpretationen. Zwischen ihm und La Fontaine hat eine poetisch-witzige gallische Alliance stattgefunden. Die stumme Kreatur redet durch das Mittel der Kunst zu uns, damit der Mensch sich erkenne.

Albert Dubout • Total verrückt

Bildband im Folioformat mit 51 Zeichnungen und 54 Vignetten
auf 112 Seiten • Halbleinen DM 13,80

„Ein Meister des Katastrophenhumors, ein Gerichtsvollzieher unserer Trübseligkeiten, ein Revolutionär unseres atomischen Auflösungsdebakels. Man verdankt diesem Dubout ein merkwürdiges Erlebnis: das zeitgemäße Alpdrücken vergeht, je mehr man seine gezeichneten Chaplinaden betrachtet.“

Frankfurter Neue Presse

Bereits früher erschienen:

Jean Effel. Der kleine Engel, 50 Bildgeschichten auf 112 Seiten, Halbleinen DM 7,80 / Jean Effel. Die Erschaffung der Welt, Halbleinen DM 9,80 / Raymond Peynet. Aus lauter Liebe, ein Bilderbuch für zärtliche Leute, Halbleinen DM 7,80 / Raymond Peynet • Verliebte Welt, ein Bilderbuch für Liebende und andere Optimisten, Halbleinen DM 7,80.

Zu beziehen nur durch Ihre Buchhandlung • Prospekte
verlangen Sie bitte direkt vom

ROWOHLT VERLAG HAMBURG 13

**Im
Oktober
erschien**

REINHARD WITTRAM

Das Nationale als europäisches Problem

Beiträge zur Geschichte des Nationalitätsprinzips vornehmlich im 19. Jahrhundert

244 Seiten, kart. 10,80, Leinen 12,80 DM

In neun Beiträgen aus den letzten sieben Jahren behandelt der Verfasser die Geschichte des modernen europäischen Nationalitätsprinzips, indem er von verschiedenen Ansätzen her die soziologische Struktur, den geistesgeschichtlichen Standort und die politischen Wirkungen der nationalen Solidarität untersucht. Dabei geht es Prof. Wittram vor allem um eine methodische Grundlegung des Problems, das die deutsche Geschichtsforschung erst nach dem Zusammenbruch ganz in ihre Fragestellung aufgenommen hat. Zwei Fragenkreise besitzen für ihn die stärkste Anziehungskraft: das Verhältnis von Nationalismus und Säkularisation und die Ablösung der älteren europäischen Gemeinschaftsformen, z. B. der Stände, Landschaften oder historischen Staatsverbände durch die modernen Nationen, die einerseits alte Kräfte bewahren, andererseits für zerstörende ideologische Antriebe anfällig sind. Auch die Untersuchungen dieses Bandes, die Einzelfragen gewidmet sind, führen zum Thema des einleitenden Aufsatzes: wie die „nationale Vielfalt“ sich in der „Einheit Europas“ verwirklichen kann. — Da der Verfasser mit seinem Buch Beiträge zu einem noch wenig durchforschten Gebiet liefert und zugleich in Fragen der unmittelbaren Gegenwart eingreift, dürfte diesem Band starke Beachtung geschenkt werden.

**Ein vielbeachteter
Essaiband**

HERMANN HEIMPEL

Der Mensch in seiner Gegenwart

Sieben historische Essays

207 Seiten, biegs. Pappband. 8,80, Leinen 10,80 DM

„Dieser Essaiband des Göttinger Historikers sei allen Freunden der Geschichte warm empfohlen. Es wird in ihm etwas laut, was seit der Zeit Jakob Burckhardts in Deutschland selten zu vernehmen war, daß nämlich ein Historiker, von den Dingen seines Fachs sprechend, zu den zentralen Fragen unseres nationalen und unseres persönlichen Lebens Stellung nimmt. ... Den Abschluß bildet die Rektoratsrede ‚Entwurf einer deutschen Geschichte‘, die so viel Beherzigenswertes, so viel klug und scharf Gesehenes enthält, daß man wünschte, diese uns fehlende neue Deutsche Geschichte aus der Feder von Hermann Heimpel zu erhalten.“

Bücherschiff, 5/1954

VANDENHOECK & RUPRECHT - GÖTTINGEN

Fortschrittliche u. freiheitsbewußte
Europäer lesen und verbreiten

DAS FREIE WORT

die beliebte deutsche Wochenzeitung mit dem dreisprachigen „Europäischen Forum“, mit der „Sozialen Beilage“ und den Rubriken „Junge Welt — junges Europa“, „Europa — unsere Heimat — schönes, weites Abendland“, „Unsere Frauen — unser Leben“ und nicht zuletzt mit dem hochaktuellen politischen Teil, der an keine Partei gebunden ist und

**immer Neues, Besonderes und
Interessantes**

bietet. „Das freie Wort“ steht an der Spitze aller europäischen Wochenzeitungen in seinem Eintreten

**für Freiheit, Recht und
Menschenwürde.**

Monatlich durch die Post bezogen
nur 1,22 DM. — Erfolgreiches In-
sertionsorgan. Probenummern gra-
tis durch den Verlag „Das freie
Wort“ in Düsseldorf, Kasernen-
straße 51.

Fremde Länder

und ihre kulturellen Verbindungen
zu Deutschland und anderen
Völkern

kennen und verstehen

ist ein Ziel, das rasch und sicher
erreicht wird

durch

die regelmäßige Lektüre der gründ-
lich und aktuell gestalteten

MITTEILUNGEN

des

Instituts für Auslandsbeziehungen

Alle zwei Monate ein Doppelheft.

Besondere Ländernummern

Jahresbezug: DM 15,—, Einzel-
nummer DM 2,50

Probenummer unentgeltlich
vom

Institut für Auslandsbeziehungen,
gegründet 1917

als „Deutsches Ausland-Institut“,
Stuttgart

Charlottenplatz 17

HERBERT von BORCH

Obrigkeit und Widerstand

Zur politischen Soziologie des Beamtentums
1954. VIII, 243 S. Brosch. DM 12,40, Lw. DM 15,80

Kann man der freiheitsgefährdenden Machtergreifung, vor der nach den Erfahrungen der deutschen Katastrophe kein Rechtsstaat jemals sicher ist, vorbeugen? Kann man sie verhindern durch ein Mittel, das aus der Struktur unserer Gesellschaftsordnung selbst erwachsen ist? Um diese Fragen zu beantworten, sucht der Verfasser den Punkt innerhalb unserer gesellschaftlichen Ordnung zu bestimmen, in dem sich Obrigkeit und Widerstand begegnen. Eine Untersuchung des modernen Umsturzes zeigt, daß in unserer Zeit dem Berufsbeamtentum eine besondere Widerstandsfunktion zufällt. Die geschichtliche Betrachtung der Formen der Obrigkeit umschließt eine umfassende Geschichte des Beamtentums von der Mittelmeerantike bis zur Gegenwart, wie sie in der Form bisher nicht vorliegt. Den Formen der Obrigkeit werden die geschichtlichen Erscheinungsformen des Widerstandes gegenübergestellt. Dabei treten verschüttete Querverbindungen wieder hervor, die die Antwort auf die Frage nach den gegenwärtigen Möglichkeiten, dem totalitären Mißbrauch der Staatsgewalt mit soziologischen Mitteln zu begegnen, vorwegnehmen.

J. C. B. MOHR (PAUL SIEBECK) TÜBINGEN

Die latinischen Gärten

UMDICHUNGEN
RÖMISCHER LYRIK

von *Alexander von Bernus*

80 Seiten. Pappband DM 6.50

Aus den *Amores*, den Liebes-Elegien des Ovid, aus Martial und Petronius sind hier die Stücke ausgesucht, die uns am unmittelbarsten ansprechen und der Leser wird mit Belustigung und Erstaunen feststellen, daß diese Dichtungen trotz ihres ehrwürdigen Alters ganz modern sind und wie für unsere Zeit geschrieben zu sein scheinen. Aus den Umdichtungen erstrahlt der ganze unnachahmliche Reiz der lebensvollen latinischen Zeit.

VERLAG HANS CARL, NÜRNBERG

Geistliches Herrenleben im Barock

BENNO HUBENSTEINER

Die geistliche Stadt

Welt und Leben des Fürstbischofs Eckher von Freising

300 Seiten mit 8 Tafeln und
Textillustrationen

Leinen DM 19,50

Gefaßt im Lebensbild dieses geistlichen Reichsfürsten altbayerischer Prägung ersteht hier - die europäische Barocksituation gleichnishaft widerspiegelnd - die ganze Welt barocken Gepräges und religiöser Ergriffenheit, ein Gemälde von stärkster historischer Aussagekraft.



**RICHARD PFLAUM VERLAG
MÜNCHEN**

**WERTVOLLE
WEIHNACHTSGABEN**

durch die

Klassiker-Ausgaben

und

Bücherregale

der

**WISSENSCHAFTLICHEN
BUCHGEMEINSCHAFT!**

Zur Zeit stehen im Programm:

ADALBERT STIFTER. Gesammelte Werke, neu auf Grund der Handschriften herausgegeben von Dr. Max Stefl, 8 Bände, davon 2 Doppelbände (5 Bände bereits erschienen). - **HÖLDERLIN.** Sämtl. Werke, herausgegeben von Prof. Friedrich Beißner, 6 Bände, Kleine Stuttgarter Ausgabe (3 Bände bereits erschienen). - **SCHILLER.** Ausgew. Werke, 6 Bände, herausgegeben von E. Müller (3 Bände bereits erschienen, bis Weihnachten vollständig). - **EICHENDORFF.** Gesammelte Werke in 2 Dünndruckbänden (bereits erschienen). - **NOVALIS.** Werke, herausgegeben von Professor Paul Kluckhohn, 4 Bände

Erbitten Sie die Vorzugspreise

*Für Mitglieder durch
kostenlose Anforderung des
Jahreskataloges 1954*

**WISSENSCHAFTLICHE
BUCHGEMEINSCHAFT e. V.**

Darmstadt 11, Schöfferstraße 15

An Hand der Forschungsergebnisse der Betriebslehre und der Marktwirtschaft unterrichtet die Zeitschrift Praxis, Handel, Industrie und Verwaltung über die voraussichtliche Entwicklung der landwirtschaftlichen Märkte und die Wirtschaftslage der Betriebe und Betriebszweige, ergänzt durch die Darbietung von Daten und Kurven aus dem gesamten Gebiet der Agrarwirtschaft.

Als Sonderheft der AGRARWIRTSCHAFT wurde gestaltet:

„Landwirtschaft und Markt in Bildern, Worten und Zahlen“

bearbeitet im Institut für landwirtschaftliche Marktforschung
Braunschweig-Völkenrode

Schaubilder mit knappen Texten und wesentlichen Zahlen stellen die funktionellen Zusammenhänge zwischen Angebot, Nachfrage und Preis allgemein verständlich dar. Aus der Darstellung der langfristigen Entwicklungstendenzen ergeben sich Lehren aus der Vergangenheit, erklären sich Marktlagen der Gegenwart und eröffnen sich Ausblicke und Schlüsse für die Zukunft. 76 S. DIN A 4, Querformat. Preis des Sonderheftes DM 4,—.

Die Zeitschrift AGRARWIRTSCHAFT erscheint regelmäßig zu Beginn eines Monats. Bezugspreis vierteljährlich DM 6,—, Einzelheft DM 2,50; für Studierende an deutschen Hochschulen Sonderpreis auf Anfrage.

ALFRED STROTHER VERLAG

Hannover, Postfach 749

HUGH SETON-WATSON

Der Verfall des Zarenreiches

(Titel der englischen Originalausgabe: »The Decline of Imperial Russia«)

377 Seiten und 3 Karten, Ganzleinen DM 16,—

Die AUSSENPOLITIK schreibt zu diesem Buch des Osthistorikers der Uni. London:

„Das Buch ist eine hervorragend dokumentierte Studie des russischen Staates und seiner Gesellschaft, unter besonderer Berücksichtigung des Nationalitätenproblems und der Geistesgeschichte Rußlands. Die Betonung dieses überraschend unvoreingenommenen Werkes liegt auf dem sicht- und unsichtbaren Druck westlicher Ideen und westlicher Wirtschaftsströmungen auf einem autokratischen Regime... Was sich in Rußland vollzogen hat, hat seine Wiederholung in China zwischen 1931 und 1950, in Jugoslawien zwischen 1941 und 1944, in Spanien zwischen 1943 und 1949 gefunden, während die Entscheidung für Burma, Malaya und Indochina noch nicht gefallen ist. Die Parallelen zu unseren Tagen sind zu auffällig, um vernachlässigt zu werden.“

Georg von Rauch urteilt in „Politische Literatur“:

„... eine ausgezeichnet fundierte, auf reichem Quellenmaterial beruhende Geschichte Rußlands zwischen dem Krimkrieg und dem 1. Weltkrieg, die alle Beachtung verdient... Zu begrüßen ist die starke Berücksichtigung der wirtschaftlichen Entwicklung.“

Anfang 1955 liegt der zweite Band von Hugh Seton-Watson vor unter dem Titel:

VON LENIN BIS MALENKOW

ca. 400 Seiten, Ganzleinen DM 16,—.

ISAR VERLAG - MÜNCHEN

DAS GESAMTWERK VON

RICHARD HASEMANN

Südrand Armjansk

152 Seiten, Leinen DM 7,80

„Mit markanten Strichen zeichnet Hasemann diese Geschichte einer Infanteriegruppe, die bei den Kämpfen um die Landenge Krim fast restlos zerschlagen wird. Er zeichnet dieses Erleben, zugleich als Bild des Menschen im Kampf, im Ausgeliefertsein der Schlacht, die im Innersten alles auslöscht. Ich kenne keine Publikation über den russischen Krieg, die so wahr und echt ist.“

Schwäbische Landeszeitung, Augsburg.

Gejagt

328 Seiten, Leinen DM 13,80

„Hasemann erzählt die Geschichte der Rückzugskämpfe in Rußland vom Kaukasus über den Kubanbrückenkopf nach Rumänien, wo im Spätsommer 1944 die neuaufgestellte sechste Armee in einer riesigen Kesselschlacht vollständig zerrieben wird. Er berichtet mit einer gnadenlosen Härte und einer ungewöhnlichen erzählerischen Disziplin, die dem Leser keine Atempause gönnt und die physische und psychische Erschöpfung der Landsler, das niederdrückende Erlebnis dieser Rückzugskämpfe fast körperlich miterleben läßt. Im ganzen ist dieses Buch eine Anklage gegen die Hölle des Krieges, wie sie schärfer kaum gedacht werden kann.“

Bücherei und Bildung, Reutlingen.

Nasses Brot

435 Seiten, Leinen DM 13,80

„Keiner hat das Erlebnis der russischen Kriegsgefangenschaft mit so unerbittlicher Grausamkeit dargestellt wie Hasemann. Es genügt aber nicht von diesem Buch zu sagen: So war es. Um zu wissen wie es war, dazu brauchten wir keine Bücher. Wir haben es ja erlebt. Warum lesen aber wir, die das selber erlebt haben, Bücher vom Krieg und von der Gefangenschaft? Wir suchen nach einer gültigen, geistigen Gestalt dieses Krieges, nach einem Sinn. Unmittelbar einleuchtend kann ein solcher ‚Sinn‘ nur werden durch die Sprache, durch das Geheimnis der Sprache. Hasemann gibt keine Deutung, er tritt als Autor völlig zurück, er stellt nur dar. Aber bei ihm ist Schicksal Sprache geworden, und es ist damit gültig dargestellt.“

Welt und Wort, Tübingen.

ERNST KLETT VERLAG STUTTGART

PROF. DR. HENRY E. SIGERIST

Die Heilkunst im Dienste der Menschheit

Deutsch von Gertrud Hübner

116 Seiten, 4 Abb. auf Tafeln, Ganzleinen DM 9,80

Im Vorwort schreibt Prof. Sigerist u. a.: Die Medizin hat in den letzten 100 Jahren enorme wissenschaftliche Fortschritte erzielt, doch sind viele ihrer sozialen Probleme noch durchaus ungelöst. Pflege der Gesundheit und Vorbeugen der Krankheit sind erst in Anfängen verwirklicht. Es müssen neue Formen der ärztlichen Versorgung der modernen Gesellschaft gefunden werden.

Über diese Probleme schreibt der bedeutende Medizinhistoriker in seinem neuen Buch.

HIPPOKRATES-VERLAG STUTTGART

Thomas Wolfe:

München, ein deutscher in's Leben übersetzter Traum

Wenn man schon
nicht in München sein kann,
sollte man wenigstens
davon lesen!



die große Münchner Tageszeitung

Verlangen Sie Probenummer unter München 3



BÜRGER'S TASCHENBÜCHER

Moderne Autoren schreiben für moderne Leser

JEDER BAND DM 1,90

- | | |
|--|---|
| 1 ALFRED NEUMANN
Der Teufel | 19 C. V. GHEORGHIU
25 Uhr |
| 2 M. Y. BEN-GAVRIEL
Frieden und Krieg des Bürgers
Mahaschavi | 22 CARLO LEVI
Christus kam nur bis Eboli |
| 3 GEORGE ORWELL
1984 | 25 HORST LANGE
Die Leuchtkugeln |
| 5 ARTHUR KOESTLER
Sonnenfinsternis | 26 LOUIS FISCHER
Mahatma Gandhi
Sein Leben und seine Botschaft
an die Welt |
| 9 REINHOLD SCHNEIDER
Las Casas vor Karl V. | 28 GILBERT CESBRON
Die Heiligen gehen in die Hölle |
| 10 LUIGI BARTOLINI
Fahrraddiebe | 29 SACHA GUITRY
Tagebuch eines Schwindlers |
| 11 LION FEUCHTWANGER
Jud Süß | 30 IGNAZIO SILONE
Brot und Wein |
| 12 MICHAEL SOSTSCHENKO
Schlaf schneller, Genosse! | 31 WALTHER TRITSCH
Karl V. |
| 13 ROLAND DORGELES
Geschichten v. Montmartre | 32 BERTRAND RUSSELL
Satan in den Vorstädten |
| 14 PEARL S. BUCK
Das geteilte Haus | 33/34 LION FEUCHTWANGER
Goya |
| 15 JEAN-PAUL SARTRE
Im Räderwerk | 35 ANTON TSCHECHEW
Das Duell |
| 16 ERNST WEISS
Arzt und Mörder | 36 WILLIAM FAULKNER
Griff in den Staub |
| 18 ANDRÉ GIDE
Dostojewski | 37 CLEMENT RICHER
Ti-Coyo und sein Hai |

In allen Buchhandlungen



BÜRGER'S TASCHENBÜCHER

VERLAG DAS GOLDENE VLIES, DARMSTADT

RUNDSCHAUREISEN

UNSER KLEINES, ABER... sorgfältig ausgesuchtes und ausgewähltes Winterprogramm bietet auch Ihnen mannigfache Reisefreuden. Prüfen Sie und schreiben Sie uns und verlangen Sie die für jede Reise vorliegenden genauen Reisebeschreibungen:

1. Wintersport in Südtirol

- a) TRAFOI am Fuße des Ortlers in 1750 m Höhe. Die ruhige und geschützte Lage des Ortes bedingt ein besonders mildes und erholsames Klima.
b) Reschen am Reschenpaß in 1500 Meter Höhe. Dieser an der Quelle der Etsch gelegene Ort ist in ganz besonderem Maße zur Erholung und zum Skisport vor allem auch für Anfänger geeignet.

Termine:

25. 12. 1954 — 2. 1. 1955
22. 1. 1955 — 30. 1. 1955
26. 2. 1955 — 3. 3. 1955

DM 164,— (Trafoi)
DM 151,— (Reschen)

2. Neujahrsreise nach den Balearen

Bahnreise — 7 volle Tage in Palma de Mallorca —
NEUJAHR unter PALMEN

27. 12. 1954 — 7. 1. 1955
DM 357,—

(Unterbringung in Palma in Hotel 1. Kategorie)

3. Flugreise nach den Kanarischen Inseln

je eine Woche in Santa Cruz und Las Palmas. Die Reise für das anspruchsvolle Publikum.

26. 12. 1954 — 12. 1. 1955
DM 1595,—

4. Kunstgeschichtliche Neujahrsreise nach Rom

Bahnreise mit 7 vollen Tagen in Rom. Leitung: Dr. Vera Heil, Kunsthistorikerin, Tübingen.

27. 12. 1954 — 4. 1. 1955
DM 259,—

UND UNSER VORLÄUFIGES FRÜHJAHRSPROGRAMM... mit vielen und interessanten Reisen nach fast allen europäischen Ländern liegt bereits vor und geht Ihnen gern auf Wunsch unverbindlich zu.

Schreiben Sie bald und lassen Sie sich beraten.

Schreiben Sie an Ihren Reisedienst, an

RUNDSCHAUREISEN

BADEN-BADEN

Schloßstraße 8

„ — Dies ist die erste großangelegte Darstellung
der Weltgeschichte in dichterisch erzählender
Form — “

„ — Ein Geschichtswerk, das sich wie ein Roman
liest, das aber nie den Boden der Wissenschaft
verläßt — “

„ — Das lebendigste Geschichtswerk, das je ge-
schrieben wurde — “

OTTO ZIERER

BILD DER JAHRHUNDERTE

DIE GESCHICHTE DES ABENDLANDES UND DER WELT
VON DER VORZEIT BIS ZUR GEGENWART



Das Gesamtwerk besteht aus 20 Doppelbänden (Bd. 1/2—39/40), dem Band 41/44 und dem Historischen Lexikon. Es umfaßt ca. 8000 Seiten mit 189 Kunst-
drucktafeln, 124 historischen Karten im Text, Anmerkungen, Begriffserklä-
rungen, Zeittafeln, Quellen- und Literaturnachweisen, sowie 500 Abbildungen
im Historischen Lexikon.

Ausgabe auf holzfreiem Papier in rotem Ganzleinen mit Gold- und Farb-
prägung und Schutzumschlag in gediegener Holzkassette DM 180,—.

Lux-Luxus-Ausgabe auf holzfreiem Papier in Prachteinband mit Goldprägung
in gediegener Holzkassette DM 250,—.

Das Werk kann auch in bequemen Raten ohne Anzahlung bezahlt werden.

Jede Buchhandlung legt Ihnen die Bände gern zur Prüfung vor.

Ausführliche Prospekte erhalten Sie direkt beim Verlag.

VERLAG SEBASTIAN LUX

MURNAU - MÜNCHEN - INNSBRUCK - OLTEN

Meinischer Merkur

DIE REPRESENTATIVE ZEITUNG DEUTSCHLANDS
Verlagshäuser in Köln und Koblenz · Korrespondenz-Verträge: Koblenz, Preusschau



Eine Zeitung mit Profil

Klare und unbeirrbar Zielsetzung
aus christlich-abendländischer Verpflichtung,
anerkannt hohes Niveau,
weitgespannte politische Konzeption
und wegweisende Wirtschaftspublizistik
bei völliger geistiger
und materieller Unabhängigkeit
ließen auf der Basis
unbedingten Vertrauens einen großen und
bedeutungsvollen Leserkreis entstehen,
wie er in dieser Qualifikation
nur ganz selten zu finden ist.